

Geist und Macht in den 1960er Jahren:
Drei Wege zu einer „kurzen Ehe“ oder wie die westdeutschen Schriftsteller politisch wurden

By

Oliver Knabe

Dissertation

Submitted to the Faculty of the
Graduate School of Vanderbilt University
in partial fulfillment of the requirements

for the degree of

DOCTOR OF PHILOSOPHY

in

German

May, 2017

Nashville, Tennessee

Approved:

Barbara Hahn, Ph.D.

Meike Werner, Ph.D.

James McFarland, Ph.D.

Virginia Scott, Ph.D.

Copyright © 2017 by Oliver Knabe

All Rights Reserved

DANKSAGUNG

Ermöglicht wurde diese Arbeit durch ein Promotionsstipendium der Vanderbilt University sowie die großzügige Unterstützung des German Departments. Mein besonderer Dank gilt Professor Barbara Hahn. Sie hat die vorliegende Dissertation vom ersten Buchstaben bis zum letzten Punkt als kritische und nicht zuletzt ermutigende Leserin begleitet. Ohne sie wäre an die erfolgreiche Fertigstellung dieses Projekts nicht zu denken gewesen. Weiter möchte ich Professor Meike Werner danken, die mir, neben zahlreichen Lektürehinweisen, das Thema für diese Dissertation während unseres ersten Gesprächs im August 2010 gab – ohne dies damals freilich zu ahnen. Zahlreiche Literaturempfehlungen erhielt ich auch von Professor James McFarland, der obendrein stets konstruktiv und wohlwollend für meine Fragen zur Verfügung stand. Erwähnt werden sollen hier auch seine „Überlebenstricks“ für das Schreiben von Dissertationen, ohne die die letzten Jahre wohl deutlich langsamer vergangen wären. Für die beiläufige Anregung, doch noch einmal *Die Blechtrommel* in die Hand zu nehmen, sei Prof. Virginia Scott gedankt; kurze Worte, die sich in vielen Seiten niederschlugen.

Während dieses langen Unterfangens erfuhr ich zudem immer wieder die unentbehrliche Unterstützung von zahlreichen Freunden, denen ich entweder im Laufe meiner Zeit hier in Nashville begegnet bin oder bereits zuvor begegnet war; ihnen allen gilt mein ausgesprochener Dank: Beatrix Brockmann und Jeremy DeWaal, die mir „unbeabsichtigte“ Literaturhinweise über die sozialen Medien zukommen ließen. Peggy Setje-Eilers, die ihre privaten Notizen von einer Grass-Lesung mit mir teilte. Brett Sterling, dessen Broch-Expertise entscheidend für meine Arbeit wurde. Nora Bruegmann, deren Weisheiten über das Dissertationsschreiben stets dafür sorgten, dass ich das Ziel nicht aus den Augen verlor. Rebecca Panter, die immer ein geduldiges Ohr für mich hatte und zudem Teile meiner Arbeit las. Kaleigh Bangor, die nicht nur jeden Entwicklungsschritt dieser Arbeit mitgehen „durfte“, sondern obendrein mein verlässlicher „workout buddy“ war. Leslie Reed und Ted „Eddi“ Dawson, deren bloße Präsenz die Strapazen dieser Arbeit erheblich reduzierte. Und nicht zu vergessen, Sarah Köllner: Ihr Beistand bei der

Erstellung des Quellenverzeichnisses half mir, dieses Projekt auch formal abzuschließen. Wohl bis zum jüngsten Tag in der Schuld stehe ich bei meinen wunderbaren Korrekturlesern, die sich ohne zu murren mit den sprachlichen Eigenwilligkeiten dieser Arbeit auseinandergesetzt haben: Vielen herzlichen Dank Martin Hense, Astrid „Jojo“ Schmidt, Tobi Neubelt, Christine Richter-Nilsson und Romy Frank. Auf ewig verbunden bin ich zudem „aunt“ Shelby Johnson, die immer für Leo, Kirsten und mich da war, als es darauf ankam. Sie im Kreise unserer kleinen Familie zu wissen, ist ein großes Glück.

Meiner Familie in Deutschland – und hier speziell meiner Mutter und meinem Vater – möchte ich für ihre nimmermüde Unterstützung meiner akademischen Laufbahn danken, die auch dann nicht nachließ, als mich mein Weg in die fernen Staaten führte. Zudem sei „Mom and dad“, meinen amerikanischen Eltern, hier mein Dank bekundet. Ihre „sick days“ und „family leaves“ haben in erheblichen Maße zur Fertigstellung dieser Arbeit beigetragen. Und nicht zuletzt sei hier meine Gastfamilie erwähnt, Mr. und Mrs. T.: Starthelfer, Seelentröster und meine zweite amerikanische Familie.

Ganz speziell bedanken möchte ich mich an dieser Stelle noch bei Gesa Frömming, die mir im Herbst 2007 Mut machte, mich für das Graduate Programm an der Vanderbilt University zu bewerben – ohne sie hätte mein Weg wohl nie nach Nashville geführt, wo ich schließlich meiner Frau begegnen durfte.

Und für dich, Kirsten, ist mein letzter Dank reserviert: Nur du weißt von den Momenten, in denen mich Müdigkeit, Frustration, Lustlosigkeit und der allgemeine Zweifel überkam. Dir verdanke ich, diese schwierigen Phasen überstanden zu haben. Deine unbeschreibliche Geduld mit meinen stundenlangen Monologen über diese Arbeit werde ich nie begreifen. Deine kritischen Anmerkungen und Tipps lassen sich durch nichts aufwiegen. Du warst Inspiration und Motivation zugleich – dir und unserem wundervollen Sohn ist diese Arbeit in Liebe gewidmet.

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
DANKSAGUNG	iii
1964 – EIN TREFFEN IN DER NIEDSTRAÙE (EINLEITUNG)	1
EINE JUGEND AUF ABWEGEN IN EINEM KLIMA DES VERGESSENS: DEUTSCHLAND NACH DEM ZWEITEN WELTKRIEG (EINE HINFÜHRUNG) 12	
Nach 1945: Die Deutschen als unzuverlässige Erzähler	12
Grass' Zwiebelkeller: Eine Gesellschaftskritik	15
Vom Hoffnungsträger zu Oskar Matzerath: Die Entwicklung des Kindmotivs in der deutschen Nachkriegsliteratur	22
Die „Zweite Schuld“ und ihre Folgen	32
 Kapitel	
I. Die deutschen Schriftsteller und ihr Weg zum positiven Selbstverständnis als Intellektuelle	36
J'accuse – der Beginn des modernen Intellektuellen	37
Vom Verrat des Intellektuellen: Julien Bendas ‚La Trahison des Clercs‘ (Exkurs)	50
Heinrich Mann: ‚Zola‘ oder von einem deutschen Versäumnis	55
Grete Meisel-Hess' ‚Die Intellektuellen‘ (1911): Ein Roman als Intellektuellenkritik	63
Ablehnung von allen Seiten: Der ‚Intellektuelle‘ als ein deutsches Schimpfwort	67
Peter Alfons Steiniger und Thomas Mann: Intellektuellenkritik als Selbsterklärungsstrategie nach 1945	74
Max Frisch und der Beginn eines positiven Intellektuellen-Images	81
Im Geiste der französischen Tradition: Hermann Broch und der Kongress für kulturelle Freiheit	86
Von den politischen Schriftstellern in den 50er und frühen 60er Jahren	91
II. Volk der Dichter und Denker: Auf dem Weg zu einem neuen nationalen Selbstbild 106	
Kollektiver Selbstschutz: Eine Gemeinschaft imaginiert sich neu	109
Über die gegenwärtige Funktion der Formel vom ‚Volk der Dichter und Denker‘	118
Auf der Spur einer identitätsbildenden Formel	120
Das Volk der Richter und Henker	126
Goethe's Germany: Die Rolle des Dichters bei der Formierung neuer Fremd- und Selbstbilder nach 1945	130

Denkend vor der Wirklichkeit fliehen: Die Rückkehr in die deutsche Innerlichkeit	134
„Greif zur Feder, Kumpel!“ oder: Ein Volk der Dichter im Osten (Exkurs)	138
Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker? – Eine Frage von eminenter Wichtigkeit	142
III. Günter Grass: Sein Weg an die Seite Willy Brandts.....	148
Schuld und Identitätsbruch als Voraussetzung für ein politisches Engagement	148
Unpolitisch und „zielstrebig an Auschwitz vorbei“: Grass' frühe Lyrik	152
„In Paris wurde ich zusehends politischer“	161
Der 14. August 1961: Grass' politischer Einstieg	175
Gegen Adenauer: Ein Kanzler als Feindbild	183
Brandts spannungsreiche Nähe zu Grass: Ein Kanzler zwischen Überzeugung, Zweifel und Faszination	188
Sich einen Politiker erschreiben: Grass' Willy Brandt	195
Grass' wechselnde Rollen: Der Brief als Zeuge einer sozialdemokratischen Sozialisierung	210
Brandts persönlicher Botschafter: Günter Grass in diplomatischer Mission in Israel 1967	220
KEINE ÜBERSETZUNG, SONDERN UMSCHRIFT: ICH KLAGE AN (EINE NACHBETRACHTUNG).....	228
QUELLENVERZEICHNIS.....	239

1964 – EIN TREFFEN IN DER NIEDSTRAßE (EINLEITUNG)

Er denke gern an diesen Abend zurück, schreibt Hans Mayer in seinen *Erinnerungen an Willy Brandt*. Tatsächlich ist sie außerordentlich, diese Anekdote von seiner ersten Begegnung mit Berlins damaligem Regierendem Bürgermeister, und je häufiger man sie liest, desto unglaublicher und beeindruckender will sie erscheinen. Dergleichen habe sich, fährt Mayer fort, in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland seines Wissens danach nie wieder ereignet.¹ 1964 hatte sich der Literaturwissenschaftler und Schriftsteller „an einem Abend im Haus von Günter Grass“ eingefunden, wo er nicht der einzige Gast bleiben sollte.² Der Anlass seines Besuches in der Niedstraße 13: „Ein ebenso privates wie offizielles Gespräch zwischen den führenden Vertretern der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und deutschen Schriftstellern von Rang.“³ Die Liste jener Besucher weiß auch heute noch zu imponieren, denn „[b]eide Seiten waren in großer Besetzung angetreten.“⁴ „Willy Brandt kam in Begleitung seiner Stellvertreter Fritz Erler und Herbert Wehner, des Wirtschaftsprofessors Karl Schiller und seines Kultursenators Adolf Arndt.“⁵ Als weiterer Vertreter der SPD war der Leiter des Presse- und

¹ Unter Brandts Nachfolger, Helmut Schmidt, sollte sich das Verhältnis zwischen Schriftstellern und der SPD wieder abkühlen. War der fünfte Kanzler der Bundesrepublik durchaus ein Advokat der Künste – u.a. schuf er das Projekt „Kunst im Kanzleramt“ – so vermochte er es dennoch nicht, die Schriftsteller in derselben Weise für sich zu gewinnen, wie es Brandt zuvor gelungen war. Es habe den ehrgeizigen Brandt-Nachfolger stets verletzt, schreibt Norbert Seitz, „von ‚Möchtegern-Intellektuellen oder Halbintellektuellen‘ – wie er sie polemisch zu bezeichnen pflegte – als bloßer Macher abqualifiziert worden zu sein, als visionsloser Nur-Pragmatiker, dessen musisch-kreative Neigungen in solchen Zerrbildern unterschlagen wurden.“ Die fehlende Anerkennung für Schmidt vonseiten vieler Intellektueller führt Seitz auf dessen „oft stupend schulmeisterliche[] Arroganz im ästhetischen Urteil“ zurück. Als Schmidt sich einmal mit Hans Werner Richter, Günter Grass, Uwe Johnson und Hans-Magnus Enzensberger im privaten Kreise traf, soll der Politiker Richter zufolge „immer das letzte Wort“ gehabt und dabei eine Arroganz entwickelt haben, wie Richter „sie bis dahin in diesem Kreis noch nicht erlebt hatte.“ Norbert Seitz, *Die Kanzler*, 96ff. Schmidt blieb trotz der gegenseitigen Skepsis dennoch stets um ein besseres Verhältnis zu den Schriftstellern bemüht und suchte während seiner Amtszeit ihren Rat – auch (oder gerade) in Krisensituationen. Erinnert sei an das fünfstündige Treffen im Kanzlerbungalow mit Siegfried Unseld, Max Frisch, Siegfried Lenz und Heinrich Böll im Oktober 1977 während der Entführung des Passagierflugzeugs „Landshut“ durch palästinensische Terroristen. In dieser Unterredung mit dem Verleger und den Autoren suchte der Kanzler Rat von außerhalb, glaubt er doch, dass die Intellektuellen die Motive der Terroristen besser verstehen würden, als die Vertreter der deutschen Politik. Vgl. Bürger, „Herrenrunde“, 30.

² Mayer, *Erinnerungen*, 30. In seinen Erinnerungen an Willy Brandt schreibt Hans Mayer: „Genau in dieses Jahr 1964 fällt die erste Begegnung, ein erstes persönliches Gespräch mit Willy Brandt. Das war just an einem Abend im Haus von Günter Grass, *wenn ich nicht irre*, in Zehlendorf.“ Mayer irrte. Das berühmte Haus des Schriftstellers in der Niederstraße 13, das er 1963 mit seiner Familie bezogen hatte, stand und steht noch heute im West-Berliner Stadtteil Friedenau, und somit im damaligen Bezirk Schöneberg.

³ Ebd., 34.

⁴ Ebd.

⁵ Ebd.

Informationsamtes des Landes Berlin Egon Bahr anwesend. Doch auch „die literarische Seite konnte sich sehen lassen. Grass selbst und Uwe Johnson. Ingeborg Bachmann, Walter Höllerer und Walter Jens. Carl Améry und Klaus Wagenbach und Hans Werner Richter, um nur einige Namen zu nennen.“⁶ Noch bemerkenswerter als die personelle Grundkonstellation an jenem Abend war der Hintergrund dieser „Zusammenkunft“. Nicht etwa über Kulturpolitisches wurde hier gesprochen, sondern über westdeutsche Tagespolitik. Konkret: die bevorstehende Wahl des Bundespräsidenten am 1. Juli und damit verbunden eine mögliche „zweite Amtszeit“ des Christdemokraten Heinrich Lübke. Kaum waren alle Gäste eingetroffen, wurde „heftig, bisweilen nicht ohne Bosheit“ diskutiert.⁷ „Es ging sogleich um Heinrich Lübke. In Berlin mußte es sich herumgesprochen haben: Die sozialdemokratischen Vertreter in jener Bundesversammlung, die den Präsidenten zu wählen hatten, würden eine Wiederwahl Heinrich Lübkes nicht blockieren. ‚Wie kommt ihr dazu, diesen Lübke wieder haben zu wollen?‘, so wurde zornig gefragt. Die Antwort, sehr ausführlich und ruhig gab Fritz Erler.“⁸ Auch wenn dessen Replik nicht überliefert ist, so erinnert sich Mayer, habe Erler an jenem Abend „großen Eindruck“ auf ihn gemacht, und auch die anderen kurz zuvor noch aufgebrauchten Schriftsteller seien mit einem Mal „nachdenklich geworden.“⁹ Und der Spitzenkandidat der SPD? „Willy Brandt beschränkte sich an jenem Abend auf die Gesprächsleitung. Er saß da, trank seinen Rotwein, erteilte das Wort.“¹⁰ Egon Bahr sollte später, nachdem sich die sozialdemokratische Delegation verabschiedet hatte, noch einmal zurückkehren und „uns Schriftstellern wunschgemäß eine Darstellung der Ansichten seiner Parteifreunde über den Verlauf des Abends“ geben.¹¹ Wenige Wochen vor dem Treffen hatte Mayer sich in einem Rundfunkbeitrag noch voll des Zweifels über das Verhältnis des Schriftstellers zur Politik geäußert, solch ein außerliterarisches Engagement in Deutschland noch zum Scheitern verurteilt. „Politische Dichter haben in Deutschland niemals eine politische Rolle

⁶ Ebd., 35.

⁷ Ebd., 34.

⁸ Ebd., 35.

⁹ Ebd.

¹⁰ Ebd., 36.

¹¹ Ebd., 35.

gespielt. Die Fälle Lamartine und Hugo und Zola fanden bei uns nicht statt. Siehe Büchner und Heine und Thomas Mann und Brecht. Warum dem so ist? Das ist eine lange Geschichte; das ist deutsche Geschichte.“¹² Hier nun jedoch, im Haus von Günter Grass, wird er Zeuge eines symbolträchtigen Treffens, welches die zuvor behauptete Unvereinbarkeit von Literatur und Politik in Deutschland nicht nur in Frage stellte, sondern widerlegte. Denn an jenem Abend betreten Politiker den privaten Raum eines Schriftstellers, bereit, diesem Zugang zu der eigenen beruflichen Welt zu gewähren und ihm im Gespräch über dieselbe zu begegnen. Keine PR-strategischen Gedankenspiele der Partei waren diesem Termin vorausgegangen. Allein der Wille nach kritischem Austausch über die Zukunft des Landes und der gegenseitige Wunsch, die jeweils andere Seite besser verstehen zu können, hatten zu jenem inoffiziellen Zusammentreffen in der Niedstraße geführt.

Wie aber hatte es im Jahr 1964 zu einer solchen Begegnung kommen können, wenn die Geschichte des politischen Dichters in Deutschland, um Mayers pessimistische Bewertung erneut aufzugreifen, bis dahin eine Geschichte des Scheiterns gewesen war? Wie lässt sich dieses offensichtlich veränderte Verhältnis zwischen den Intellektuellen des Landes und der Politik erklären, welches sich insbesondere in der neuen Nähe zur Sozialdemokratischen Partei manifestierte? In der literaturwissenschaftlichen Forschung herrscht heute Einvernehmen darüber, dass die 1960er Jahre der Bundesrepublik für das Verhältnis zwischen Geist und Macht ein neues Kapitel in der deutschen Geschichte darstellen. In diesem Jahrzehnt, meint Keith Bullivant, habe sich „eine Art literarische Opposition“ zur deutschen Regierung bilden können.¹³ Zu diesem Zeitpunkt, schreibt Günther Rüter, habe sich dieses Verhältnis „neu zu justieren“ begonnen.¹⁴ Rüter stellt sogar die These auf, dass der Ausgang der Bundestagswahl von 1969, d. h. der Sieg Willy Brandts, auf „das neue Verhältnis von Geist und Macht, die Nähe der Intellektuellen zur SPD“ zurückzuführen gewesen wäre.¹⁵ Volker Neuhaus zufolge ist es „eine

¹² Mayer, „Von guten und schlechten Traditionen“, 14f.

¹³ Bullivant, „Gewissen“, 65.

¹⁴ Rüter, *Literatur und Politik*, 208.

¹⁵ Ebd., 256.

einzigartige Epoche der Annäherung von Geist und Macht“. „Politiker nähern sich der Literatur, und Schriftsteller kommen ihnen dabei entgegen, und das alles im Zeichen einer politisch bedingten kulturellen Blüte.“¹⁶ Als „Teil einer politischen ‚Erfolgsgeschichte‘ der Bundesrepublik“ werten Thomas Kroll und Tilman Reitz diese Epoche, die für sie bis in die 70er Jahre hineinreicht. Es handle sich um „eine ‚formative Phase‘ der politischen Geschichte der Bundesrepublik“, „in der sich die Intellektuellen zwar nicht als unumstrittener, aber doch als legitimer Akteur in der politischen Arena durchsetzten.“ Denn sowohl Konservative als auch Linke hätten nun begonnen, die Intellektuellen und ihre politischen Auseinandersetzungen als „Teil einer pluralistisch-demokratischen Kultur“ anzuerkennen.¹⁷

Als Begründung für das verstärkte Wirken in der politischen Arena und die Zusammenarbeit mit der SPD hatten die Schriftsteller selbst immer wieder ihren Unmut über die christdemokratische Regierung des Landes mitsamt ihrem Bundeskanzler angeführt. ‚Adenauerstaat‘, ‚Kanzler-Demokratie‘, oder ‚Adenauer-Demokratie‘ waren häufig verwendete derogative Begriffe, in denen ihre Kritik zum Ausdruck kam. Ihrer Ansicht nach habe sich der westdeutsche Staat unter Adenauer auf einem Kurs der Restauration, einer Wiederherstellung jener Verhältnisse befunden, wie sie vor 1933 gegeben waren, was wiederum eine geistige Neubesinnung unmöglich gemacht hätte.¹⁸ In Anlehnung an den Restaurationsvorwurf und das Wirtschaftswunder in den 50er Jahren sprach Erich Kästner 1956 sogar vom „motorisierten Biedermeier“.¹⁹ Doch die offenkundige Ablehnung der Adenauerregierung ist aus Sicht vieler Literaturwissenschaftler nicht der alleinige Grund für den politischen Schriftsteller der 1960er Jahre. Häufig wird mithilfe historischer Ereignisse argumentiert, die man als Wendemomente für eben jenes veränderte Verhältnis auslegt. In diesem Sinne ist die politische Intervention französischer Künstler, Professoren und Schriftsteller beim westlichen Nachbarn zu Beginn des Jahrzehnts ins Feld geführt worden. Als Anstoß für die deutschen Schriftsteller beschreibt Keith

¹⁶ Neuhaus, *Günter Grass*, 192.

¹⁷ Kroll und Reitz, „Zeithistorische und wissenssoziologische Zugänge“, 8-10.

¹⁸ Bergsdorf, „Ohnmacht“, 61.

¹⁹ Kästner, „Heinrich Heine“, 132.

Bullivant das „Beispiel der 121 französischen Intellektuellen, die 1960 gegen den Krieg in Algerien öffentlich protestierten“. Dies habe „schnell zu einer Erklärung der Solidarität der meisten bekannten Autoren der Bundesrepublik mit den französischen“ geführt. Weitere historische Marker sind für ihn der ein Jahr später folgende Bau der Berliner Mauer sowie die Spiegel-Affäre aus dem Jahr 1962; zwei einschneidende Momente in der deutschen Geschichte, in denen die Schriftsteller ihren Stimmen in der Öffentlichkeit Gehör verschafften.²⁰ Stuart Parks sah im 1959 verabschiedeten Godesberger Programm der SPD, in dem sich die Partei über die Arbeiterklasse hinaus auch für die Vertreter der Mittelschicht (und somit auch den Intellektuellen) öffnete, eine Grundvoraussetzung für die Schriftsteller, sich nun vermehrt politisch zu engagieren, d. h. sich insbesondere an die Seite der Sozialdemokraten zu stellen.²¹ Zudem werden immer wieder konkrete bundespolitische Episoden wie die Debatte um die Notstandsgesetze als „Kristallisationspunkte“ ins Feld geführt, wenn es um das Verhältnis der Schriftsteller zur Regierung ging. Die Notstandsgesetze sollten es der Bundesregierung nach ihrer Verabschiedung 1968 möglich machen, die Bürger in gewissen Fällen in ihren Grundrechten einzuschränken.²² Doch nicht alle Erklärungen für das politische Engagement der Intellektuellen basieren auf spezifischen geschichtlichen Wendepunkten. Auch die Gesellschaft betreffende Faktoren wie das ethische Klima des Landes werden als Grund herangezogen. So glaubt beispielsweise Monika Práchenská, dass das öffentliche Einmischen der Schriftsteller in politischen Angelegenheiten auf das nach der nationalsozialistischen Diktatur entstandene „moralische[] Vakuum“ in Deutschland zurückzuführen ist: „die Moralwerte der jüngsten Vergangenheit wurden unhaltbar und brachen zusammen. Die neuen Impulse und zahlreichen Anregungen für die gesellschaftliche und politische Gestaltung der Bundesrepublik schuf die neu geformte intellektuelle Schicht. Eine hervorragende Stellung innerhalb dieser Gruppe nahmen die

²⁰ Bullivant, „Gewissen“, 65f.

²¹ “In fact [...], it was partly the Godesberg Programme itself that made the rapprochement possible. By declaring itself a Volkspartei, the Social Democratic Party was opening itself to middle-class influence, writers being largely middle-class grouping with a potential part to play within or at the fringes of the now non-ideological party.” Parks, *Writers and Politics*, 50.

²² Vgl. Práchenská, „Schriftsteller“, 165.

Schriftsteller ein. Sie waren für ihre führende Rolle unter den Intellektuellen prädestiniert, da sie die Kunst des öffentlichen Wortergreifens sehr gut beherrschten, was ihnen einen großen Vorteil bei der Mitwirkung an der öffentlichen Debatte gab.²³ Auch einzelne Persönlichkeiten werden häufig als entscheidende Faktoren für jene Entwicklung genannt. Für Stuart Parks ist der Spitzenkandidaten der SPD, Willy Brandt, solch eine zentrale Figur. Neben der ehemaligen Tätigkeit als Journalist habe Brandt wegen seiner Emigration während des Dritten Reiches und seiner anti-nationalsozialistischen Haltung bei den Schriftstellern die nötige Akzeptanz genossen, die schließlich zu deren Kooperation mit der SPD geführt hatte.²⁴ Norbert Seitz führte die „kurze Phase des Gleichklangs zwischen Politik und Literatur“, d. h. zwischen SPD und Schriftstellern, ebenfalls auf den späteren Kanzler, genauer auf dessen „Charisma“, zurück, welches Seitz zufolge mehr Zugkraft für die Intellektuellen besaß als die Partei, die „Godesberger SPD“ selbst.²⁵ Hinsichtlich des öffentlichen Eintretens für die SPD sah der Politikwissenschaftler Kurt Sontheimer Günter Grass als Initiator dieser „kurzen Ehe zwischen Geist und Macht“.²⁶ Schließlich wird auch immer wieder auf persönliche Befindlichkeiten der Schriftsteller verwiesen. Hatte sich in den späten 1940er Jahren und den sich anschließenden 50ern doch bei einigen unter ihnen Resignation ob der Tatsache eingestellt, dass sich weder die Alliierten noch später die Bundesregierung für ihre politischen Visionen interessierten. „[O]bwohl eben so einfach vieles nicht zu erklären ist“, schrieben Heinz Ludwig Arnold und Franz Josef Görtz schon 1971, könne man sich des Eindrucks kaum erwehren, „als geschähe vieles zur Kompensation von Frustrationskomplexen.“²⁷ Günther Rüter zufolge sei es den Schriftstellern mit ihrem Engagement in den 60er Jahren neben dem erhofften Regierungswechsel darum gegangen,

²³ Ebd.

²⁴ Parks, *Writers and Politics*, 50.

²⁵ Vgl. Seitz, *Die Kanzler*, 67, 72.

²⁶ Vgl. Sontheimer, „Intellectuals“, 39. Übersetzt vom Verfasser. Im Original heißt es: „The open political commitment of intellectuals in favour of the SPD began with Günter Grass [...]. But the positive feelings of most intellectuals increasingly gave way to disenchantment and disappointment [...]. The short marriage between Geist and Macht, art and politics—nourished on both sides by illusions—dissolved once more.”

²⁷ Arnold/Görtz, „Vorbemerkung“, VII.

„endlich aus dem Schatten der Macht herauszutreten und Einfluss auf politische Entscheidungen zu gewinnen.“²⁸

Schaut man auf diesen kurzen Auszug aus der Forschung, so weckt vor allem die Vielzahl an vorgebrachten historischen Umschlag- bzw. Wendemomenten Zweifel. Kann man mit diesem punktuellen Erklärungsansatz die offensichtliche Komplexität der Frage nach dem Aufkommen des politischen Schriftstellers in den 1960er Jahre gerecht werden, wenn doch offenbar Uneinigkeit über den Kristallisationspunkt dieser neuen politischen Figur herrscht, d. h. dieser Augenblick zeitgeschichtlich nicht eindeutig festzumachen scheint? „Einen einzigen Grund dafür zu finden, dürfte unmöglich sein“, hatte auch Keith Bullivant erkannt. Es „gab sicherlich eine ganze Reihe von Faktoren, die zu dieser geänderten Haltung führten.“²⁹ Bereits die Zeitspanne zwischen den genannten Ereignissen macht die Schwierigkeiten deutlich, die historische Umschlagpunkte als Erklärungsansätze mit sich bringen. Allein zwischen dem Godesberger Programm und den sich ab 1966 verschärfenden Protesten gegen die Notstandsgesetze liegen sieben Jahre. Des Weiteren birgt dieser Versuch stets die Gefahr, größere historische Prozesse zu vernachlässigen, wenn die Überlegungen lediglich auf zeitgeschichtliche Augenblicke reduziert werden. Das politische Engagement der bundesdeutschen Autoren aber war gerade das Resultat aus mehreren parallel verlaufenden Prozessen. Die zuvor bereits angesprochenen, von den Autoren kritisch gesehenen politischen Entwicklungen unter der Regierung Adenauer waren dabei nur ein Aspekt. Gleichzeitig vollzog sich jedoch auch aufseiten der Schriftsteller ein Wandel im Verständnis der eigenen gesellschaftlichen Rolle, d. h. die eigene Funktion innerhalb eines demokratischen Staates betreffend. Und auch die westdeutsche Bevölkerung hatte in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ganz offenbar ein neues Verhältnis zu den Schriftstellern des Landes entwickelt. Dies spiegelte sich vor allem in der positiven Resonanz vieler Westdeutscher dem Wahlkampf betreibenden Schriftsteller der 60er Jahre gegenüber wider. Daher kann es nicht

²⁸ Rüter, *Die Unmächtigen*. 128f.

²⁹ Bullivant, „Gewissen“, 65.

genügen, allein auf das Godesberger Programm, den Bau der Berliner Mauer oder die Spiegel-Affäre einzugehen. Und noch etwas gilt es angesichts der hier angeführten Forschungsbeiträge in Sachen Methodik zu berücksichtigen, möchte man über die Gründe für das neue Verhältnis von Geist und Macht, für diese „kurze Ehe“ in den 1960er Jahren nachdenken: Geht es um die, wie Mayer es nannte, „lange“ und „deutsche Geschichte“ vom Schriftsteller und der Politik, so ist man sich in der Literaturwissenschaft weitgehend darüber einig, dass diese in erster Linie von Problemen und Konflikten gezeichnet ist. Ein Befund, der sich nicht zuletzt in den Titeln vieler Studien zum Thema widerspiegelt. Schaut man allein auf die zuvor zitierten Beiträge aus der Forschung, so finden sich: *Die Kanzler und die Künste. Die Geschichte einer schwierigen Beziehung* (Norbert Seitz), *Die Unmächtigen: Schriftsteller und Intellektuelle seit 1945* und *Literatur und Politik: ein deutsches Verhängnis?* (Günther Rüther) sowie *Ohnmacht und Anmaßung. Intellektuelle und Politik in der Bundesrepublik* (Wolfgang Bergsdorf). Sie alle werten das Verhältnis im Sinne eines unüberbrückbaren Dualismus, der bereits in der Formel ‚Geist und Macht‘ zum Ausdruck kommt. Diese Unterteilung wird dabei zum Teil so konsequent eingehalten, dass sie sich selbst in der Struktur mancher Studie zu diesem Thema niederschlägt. Die wichtige Arbeit von Stuart Parks *Writers and Politics in Germany 1945-2008* beispielsweise greift auf eine konsequente Zweiteilung zurück, bei der jede Dekade in der deutschen Geschichte zunächst in „Political Developments“ und „Literary Developments“ gegliedert wird, ehe auf die Schnitt- bzw. Reibungspunkte zwischen beiden Sphären unter „Writers and Politics“ eingegangen wird.³⁰ Will man aber von der Überbrückung jenes Dualismus schreiben – was das Ziel der vorliegenden Arbeit ist –, so braucht es anstatt einer Struktur der Trennung eine Struktur der Annäherung. Fasst man die Erkenntnisse aus diesem kurzen Forschungsüberblick zusammen und wendet sie auf die Frage nach dem politischen Schriftsteller der 1960er Jahre sowie der Nähe zwischen SPD und Autoren an, so ergibt sich daraus für diese Arbeit folgende Methodik: Die individuellen Kapitel widmen sich jeweils einer der oben genannten Entwicklungen, indem sie sich aus drei

³⁰ Vgl. Parks, *Writers and Politics in Germany*.

unterschiedlichen Perspektiven chronologisch dieser „kurzen Ehe“ annähern. In den sich anschließenden Abschlussbetrachtungen werden diese drei Narrative dann schließlich in ein kritisches Verhältnis zueinander gesetzt.

Dem Wandel des schriftstellerischen Selbstverständnisses mitsamt der daraus folgenden Politisierung widmet sich das erste Kapitel. Der Weg folgt hier einem Konzept, das heute wie keine anderes für die politische Intervention von außen steht: die Rede ist vom Intellektuellen. Diesem Konzept und seiner Entwicklung im deutschen Raum nachzugehen, wird helfen, Licht auf das schwierige Verhältnis zwischen Geist und Macht vor den 1960er Jahren zu werfen. Zudem bietet es die Gelegenheit, auf die Tradition der politischen Intervention zu blicken, auf die sich die deutschen Schriftsteller später immer wieder berufen werden. Diese lässt sich nämlich nicht in Deutschland finden, sondern – so viel sei bereits vorweggenommen – im Frankreich des späten 19. Jahrhunderts. Entsprechend hat dieses Kapitel seinen Ausgangspunkt in der Dritten Französischen Republik, ehe seine Ausführungen uns über den Rhein nach Deutschland führen. Schließlich gibt die sich verändernde Verwendung des Intellektuellen-Begriffes Aufschluss darüber, wann die Schriftsteller begannen, die eigene Rolle in der Gesellschaft neu, d. h. politischer zu interpretieren.

Ist das Kapitel beim politischen Schriftsteller der 1960er Jahre angelangt, wird in dieser Arbeit zum ersten Mal die Perspektive gewechselt und mit dem zweiten Kapitel ein neuer Weg eingeschlagen, der nicht den Schriftstellern folgt, sondern jenen, auf die dieselben mit ihrem politischen Engagement zu wirken hofften. Wenn es auch in der Natur der Fragestellung liegt, dass sich der Großteil der Erklärungsansätze für dieses politische Engagement auf die Schriftsteller selbst, d. h. auf deren Wünsche, Ansichten oder Befindlichkeiten fokussiert, so darf dennoch nicht der öffentliche Raum außer Acht gelassen werden, in dem sie sich politisch bewegen. Greift man beispielsweise die hier zuvor erwähnte, von Günther Rüter aufgestellte These auf, die Schriftsteller hätten eine positive Auswirkung auf den 1969er Wahlsieg der SPD gehabt, so muss sich eine Darstellung dieses vielschichtigen Entwicklungsprozesses auch den

bundesdeutschen Bürgern annehmen. Was hatte sich geändert, damit die Schriftsteller mit ihren Stimmen Gehör bei den Wählern fanden? Denn feststeht, dass ohne die Bereitschaft der Bürger, sich mit dem außerliterarischen Engagement der Intellektuellen auseinanderzusetzen, deren Botschaft ungehört verhallt wäre und die öffentliche Meinung nicht hätte beeinflusst werden können.

Abschließend soll die Politisierung des westdeutschen Schriftstellers auf biographischem Wege nachvollzogen werden. Wenngleich hier eine Vielzahl an Autoren in Frage kommt – man denke vor allem an Hans Werner Richter, aber auch an Siegfried Lenz, Heinrich Böll oder Hans Magnus Enzensberger –, so soll im dritten und letzten Kapitel dieser Arbeit Günter Grass und sein Weg an die Seite Willy Brandts einer genauen Analyse unterzogen werden. Für Grass als Gegenstand einer Fallstudie sprechen neben seiner öffentlichen Präsenz und seinem Ruf als Erfolgsautor vor allem seine direkte Zusammenarbeit mit dem SPD-Politiker, die in einem ausführlichen Briefwechsel beider Männer dokumentiert ist. Diese Korrespondenz erlaubt es, auf die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Geist und Macht, aber auch auf dessen Details zu schauen, d. h. auf die Art und Weise, wie sich dieses Miteinander manifestierte.³¹ Der biographischen Methode entsprechend wird auch in diesem Kapitel chronologisch verfahren, was es wiederum erlaubt, der Bedeutung von Grass' nationalsozialistischer Vergangenheit für seine Politisierung nachzugehen. Die auf einen spezifischen Autor fokussierte Analyse ermöglicht es obendrein, sich der in der Forschung erhobenen Behauptung zu widmen, das politische Engagement der Schriftsteller sei auf deren Streben nach mehr Einfluss zurückzuführen. Und schließlich wird in Anlehnung an das erste Kapitel den Fall Grass im Licht des Intellektuellenkonzeptes zu lesen sein. Wie interpretiert Grass die Rolle des Intellektuellen im Kontext der Bundesrepublik und welche Bedeutung kam dabei noch dem französischen Vorbild

³¹ Das Kapitel entspricht somit auch dem zuvor bereits genannten Befund aus der Forschung, es seien Brandt und Grass gewesen, die sich in erster Linie für die „kurze Ehe“ zwischen Geist und Macht verantwortlich zeichneten.

zu? In welchen konkreten Rollen sieht er sich und zu welchen Mitteln greift er, wenn er selbst in die politische Arena tritt?

Das für diese Arbeit gewählte multiperspektivische Verfahren erlaubt es, die drei vorgelegten chronologischen Wege um weitere Fallstudien mit zusätzlichen Schwerpunkten bzw. Positionen zu ergänzen. Auf diese Weise ließe sich der Blick auf die historische Annäherung zwischen Politikern und Schriftstellern in den 1960er Jahren und die Darstellung dieses Verhältnisses schärfen. Denkbar wäre hier vor allem eine Erweiterung der Studie durch zusätzliche biographische Schriftstellerportraits, womit den divergierenden Erfahrungen und Ansichten der Autoren sowohl auf dem Weg in die Politik als auch während des politischen Wirkens Rechnung getragen würde. Doch auch die Perspektiven einzelner Politiker oder der Fokus auf die zentralen Parteien jener Jahre, die SPD und die CDU wären als weitere Fallstudien überlegenswert. So gesehen ist die vorliegende Arbeit als Startpunkt und als Anregung zu verstehen, den Gründen für die „kurze Ehe“ auf die Spur zu kommen.

EINE JUGEND AUF ABWEGEN IN EINEM KLIMA DES VERGESSENS: DEUTSCHLAND NACH DEM ZWEITEN WELTKRIEG (EINE HINFÜHRUNG)

Ehe sich diese Arbeit in der Folge den drei vorgestellten Wegen zuwendet, sollen zunächst die unmittelbaren Jahre vor der „kurzen Ehe“ von Geist und Macht in den Fokus rücken. Durch eine kulturkritische Linse gilt es auf den nächsten Seiten die eineinhalb Dekaden zwischen Weltkriegsende und den 1960er Jahren zu beleuchten, um somit ein besseres Verständnis für das westdeutsche Gesellschaftsklima zu erlangen, wie es die Schriftsteller während dieser Zeit wahrnahmen. Für ihre Bewertung der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft soll in der Folge ihre schriftstellerische Arbeit sprechen. Die zu diesem Zwecke ausgewählten Texte von Wolfgang Borchert, Siegfried Lenz, Heinrich Böll sowie Günter Grass zeichnen dabei auf literarischem, d. h. metaphorischem Weg den Pfad zum politischen Engagement der westdeutschen Schriftsteller bereits vor: Zusammengelesen enthüllen *Die drei dunklen Könige* (1946), *Nachts schlafen die Ratten doch* (1947), *Die Nacht im Hotel* (1949), *Haus ohne Hüter* (1954) und *Die Blechtrommel* (1959) nämlich eine besorgniserregende, die Zukunft des Landes betreffende Tendenz, die wiederum deutlich macht, woher das wachsende Bedürfnis der Autoren stammte, in die politischen Belange des westdeutschen Staates einzugreifen.

Nach 1945: Die Deutschen als unzuverlässige Erzähler

„Zugegeben: ich bin Insasse einer Heil- und Pflegeanstalt, mein Pfleger beobachtet mich, läßt mich kaum aus dem Auge; denn in der Tür ist ein Guckloch, und meines Pflegers Auge ist von jenem Braun, welches mich, den Blauäugigen, nicht durchschauen kann.“³² Bereits der erste Satz von Oskar Matzerath, dem Erzähler und Protagonisten der 1959 erschienen *Blechtrommel*, läßt den Leser erahnen, was ihm da auf den nächsten Seiten blüht: Dem Insassen einer Heil- und Pflegeanstalt ist wahrlich nicht zu trauen; unzuverlässig mutet er an. Selbst sein aufrichtigster Moment auf dieser ersten Seite, oder vielleicht gerade eben dieser – das offene Eingeständnis der

³² Grass, *WA* 3, 9.

Lüge („sobald ich ihm [dem Pfleger] etwas vorgelogen habe“) – scheint das Vertrauensverhältnis zwischen dem Rezipienten und dem Erzähler kaum verbessern zu können.³³ Was nützt dieser geschwätige Erzähler³⁴, wenn auf das Glauben an ihn der Vertrauensbruch folgt? Dem Empfänger dieser Unwahrheiten ist mit dem ersten Satz Aufmerksamkeit angeraten, das genaue Betrachten dessen, was ihm da „vorgelogen“³⁵ wird, selbst wenn die Aussichten auf Erfolg, diesen „Blauäugigen“ zu „durchschauen“, äußerst schlecht stehen.

In gewisser Weise, so eine Rezension aus dem Jahr der Veröffentlichung, hatten „wir alle“ – die „Dichter-und Denkerkernation“ – für die „Schandtaten“ der Vergangenheit mit diesem Roman „literarisch, die Rechnung präsentiert“ bekommen.³⁶ Sie ist jedoch nicht nur allein rückwirkend zu verstehen, war Grass' Erstling doch auch eine Abrechnung mit den zeitgenössischen Entwicklungen innerhalb der bundesrepublikanischen Gesellschaft, d. h. dem zweifelhaften Umgang mit der NS-Geschichte. Ob im öffentlichen Bereich oder innerhalb der eigenen vier Wände: Zentraler Kritikpunkt vieler Schriftsteller jener Zeit war die mangelnde Bereitschaft der Mehrheit der Deutschen, sich für die Verbrechen verantwortlich zu zeigen, die in ihrem Namen begangen wurden und die in die weltweite Katastrophe inklusive der Zerstörung des eigenen Landes führten. Entlastungsformeln oder „kollektive Affekte“, wie sie der Historiker Ralph Giordano später nannte, zeichneten die Sprache der deutschen Nachkriegsgesellschaft aus.³⁷ Verdrängen und Vergessen, so der Vorwurf, waren neben eifrigem Wiederaufbau die Hauptbeschäftigungen. So gesehen kann der Griff des Autors zu einem unzuverlässigen Erzähler nur als konsequent angesehen werden, fand er sich doch in der jungen Bundesrepublik mit Blick auf das narrative Versteckspielen in bester Gesellschaft, samt seiner Ungenauigkeiten,

³³ Ebd., 9. Die Skepsis bzw. Ungewissheit auf Seiten des Lesenden wird noch verstärkt durch den erheblichen zeitlichen Abstand zwischen Erzählen und Erzähltem, zusätzlich zu dem Verdacht der geistigen Verwirrtheit – hier sei an den ständigen Wechsel zwischen erster und dritter Person erinnert.

³⁴ Den Hang zur Plauderei des Helden schrieb Marcel Reich-Ranicki 1960 in seiner ersten Rezension des Romans direkt dessen Urheber zu: „Seine große stilistische Begabung wird dem Grass zum Verhängnis. Denn er kann die Worte nicht halten. Sie gehen mit ihm durch. Er wird immer wieder geschwätzig.“ Reich-Ranicki, „Auf gut Glück“.

³⁵ Grass, *WA* 3, 9.

³⁶ Zitiert nach Zimmermann, „Paradoxien“, 196.

³⁷ Giordano, *Die Zweite Schuld*, 30.

Beschönigungen und Lügen.³⁸ Sofern man überhaupt über das Gewesene sprach angesichts der „Unwissenheit [...], die damals in Mode kam“.³⁹ Während Oskar immerhin den Versuch unternimmt, sich mit der eigenen Vergangenheit auseinanderzusetzen – und sei es, mit Grass’ Worten, auch „auf krummen Wegen“ – bleibt er dabei allein auf weiter Flur.⁴⁰ „Eine ganze Reihe Deutscher, besonders gebildetere, ist anscheinend nicht mehr in der Lage, die Wahrheit zu sagen, selbst wenn sie möchte“, beschreibt Hannah Arendt die Nachwirkungen des Naziregimes im Jahr 1949 bei ihrer ersten Rückkehr in die frühere Heimat.⁴¹ Als störrisch zeichnet Grass den Westdeutschen der Nachkriegsjahre im Umgang mit der Zeit des Nationalsozialismus. Oskars Aufforderung der geliebten Maria gegenüber („Bitte, erinnere dich doch“), kommt diese beispielsweise nicht nach: „Maria erinnerte sich nicht. Törichte Angst hatte sie vor mir, zitterte ein wenig, verbarg ihre linke Hand, versuchte krampfhaft, ein anderes Gesprächsthema zu finden“.⁴² Dem Hier und Jetzt verschrieben, eine goldene Zukunft im Sinn, schien den Deutschen der Blick zurück nicht gerade genesungsfördernd. Er schien zu stören bei der Gesundung einer besiegten Nation; kollektive Amnesie war hier nicht die Nebenwirkung eines Heilungsprozesses, sondern vielmehr selbstverschriebene Arznei. Jene, die es zu dieser Zeit dennoch wagten, sich zurückzubesinnen, wurde in der deutschen Nachkriegsliteratur wiederholt nur die Rolle des Patienten zuteil. Neben Grass’ *Blechtrommel*, deren Held fraglos den prominentesten Insassen darstellt, sei unter anderem an Elisabeth Langgässers Kurzgeschichte *Glück haben* sowie Heinrich Bölls Roman *Billard um halb zehn* erinnert.⁴³

Dieser sprachgewaltige, sich selbst der Lügen entlarvende Oskar stand folglich quer zur Nachkriegsgesellschaft. Während über Europa ein Schatten tiefer Trauer gelegen habe, so Arendt

³⁸ Vgl. Grass, *Beim Häuten*. 8. „Die Erinnerung liebt das Versteckspiel der Kinder. Sie verkriecht sich. Zum Schönreden neigt sie und schmückt gerne, oft ohne Not.“

³⁹ Grass, *WA 3*, 320.

⁴⁰ Vgl. Grass, *Beim Häuten*. 10.

⁴¹ Arendt, *Besuch*, 44f. Im englischen Original, „The Aftermath of Nazi Rule. Report from Germany“, heißt es: „A great number of Germans, especially among the more educated, apparently are no longer capable of telling the truth even if they want to.“ Arendt, „The Aftermath“, 347.

⁴² Grass, *WA 3*, 371.

⁴³ Auch hier sind Erinnerungsräume die der Stille und Abgeschiedenheit. Nach Oskar Matzerath ist es in Bölls Roman *Mutter Fämel*, die in einer Nervenanstalt mit der Vergangenheit zu kämpfen hat.

1949, sei auf Seiten der Besiegten davon nichts zu bemerken gewesen. „[N]irgends wird dieser Alptraum von Zerstörung und Schrecken weniger verspürt und nirgendwo wird weniger darüber gesprochen als in Deutschland. Überall fällt einem auf, daß es keine Reaktion auf das Geschehene gibt, aber es ist schwer zu sagen, ob es sich dabei um eine irgendwie absichtliche Weigerung zu trauern oder um den Ausdruck einer echten Gefühlsunfähigkeit handelt. [...] Die Gleichgültigkeit, mit der sie sich durch die Trümmer bewegen, findet ihre Entsprechung darin, daß niemand um die Toten trauert [...]. Dieser allgemeine Gefühlsangel, auf jeden Fall aber die offensichtliche Herzlosigkeit, die manchmal mit billiger Rührseligkeit kaschiert wird, ist jedoch nur das auffälligste äußerliche Symptom einer tief verwurzelten, hartnäckig und gelegentlich brutalen Weigerung, sich dem tatsächlichen zu stellen und damit abzufinden.“⁴⁴ Arendt brachte früh das auf den Punkt, was Alexander und Margarete Mitscherlich dann 1967 – also beinahe 20 Jahre später – unter dem Titel *Die Unfähigkeit zu trauern* dem deutschen Publikum diagnostizierten. Literarisch erreichte dieser Befund die Westdeutschen jedoch schon mit der *Blechtrommel*, als Oskar, in der Heilanstalt einsitzend, davon sprach, sich „die Augen impfen zu lassen“, damit er „wieder zu Tränen kommen“ könne.⁴⁵ Bereits mit diesem Satz wird im Roman die von Arendt vermutete Gefühlsunfähigkeit des deutschen Volkes angedeutet und findet wenig später im *Zwiebelkeller*-Kapitel seine allegorische Ausgestaltung.

Grass' Zwiebelkeller: Eine Gesellschaftskritik

Der Zwiebelkeller, ein Düsseldorfer Nachtlokal der frühen 50er Jahre, in dem Oskar zusammen mit seiner Band, den Rhine River Three auftritt, lässt bereits in seiner äußeren Aufmachung

⁴⁴ Arendt, *Besuch*, 24f. Im englischen Original „The Aftermath of Nazi Rule. Report from Germany“ heißt es: “[...] nowhere is the nightmare of destruction and horror less felt and less talked about than in Germany itself. A lack of response is evident everywhere, and it is difficult to say whether this signifies a half-conscious refusal to yield to grief or a genuine inability to feel. [...] And the indifference with which they walk through the rubble has its exact counterpart in the absence of mourning for the dead [...]. This general lack of emotion, at any rate this apparent heartlessness, sometimes covered over with cheap sentimentality, is only the most conspicuous outward symptom of a deep-rooted, stubborn, and at times vicious refusal to face and come to terms with what really happened.” Arendt, „The Aftermath“, 342.

⁴⁵ Grass, *WA 3*, 364.

erkennen, dass an diesem Ort Vergangenes verhandelt wird. „Bewußt unbeholfen hatte man das Wort Zwiebelkeller und das naiv eindringliche Portrait einer Zwiebel auf ein Emailleschild gemalt, das auf altdeutsche Art vor der Fassade an einem verschnörkelten gußeisernen Galgen hing.“⁴⁶ Sowohl das Altdeutsche als auch der Galgen verweisen unmissverständlich auf die dunkle Zeit des Nationalsozialismus. Doch ist es vor allem die Namen gebende Zwiebel, die wie kaum etwas anderes im Œuvre des Autors Grass symbolträchtig auf das Zurückliegende deutet: Sie steht für die Erinnerungen des Menschen und trägt folglich in sich jene „dauerhaft den jüngsten Häuten eingeschrieben[e]“ Schuld, die die Mehrheit der Deutschen gerade zu vergessen suchten.⁴⁷ „Wenn ihr mit Fragen zugesetzt wird, gleicht die Erinnerung einer Zwiebel, die gehäutet sein möchte, damit freigelegt werden kann, was Buchstab nach Buchstab ablesbar steht [...]. Unter der ersten, noch trocken knisternden Haut findet sich die nächste, die, kaum gelöst, feucht eine dritte freigibt, unter der die vierte, fünfte warten und flüstern. Und jede weitere schwitzt zu lang gemiedene Wörter aus“.⁴⁸

Mit einem einzigen Fenster ausgestattet, bietet das Lokal von außen her kaum Einblick, dafür den Gästen im Innern des „unverputzten, flüchtig gekälkten“ Gewölbes Diskretion.⁴⁹ Von „Karbidlampen“ erleuchtet, „wie sie der Bergmann mit sich führt“, wird der Besucher „in den Stollen eines [...] Kalibergwerkes neunhundertfünfzig Meter unter die Erde“ versetzt.⁵⁰ Folgt man dem Schriftsteller hier, kann die Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit, mit dem eigenen Gewissen nur unter ausgesprochener Abschottung vollzogen werden, sofern daran überhaupt ein Interesse besteht. Hierin klingt neuerlich Arendt an. Es sei, schreibt sie, „als ob die Moralität außer Kraft gesetzt und zu einem Hohlraum geworden wäre, in den sich ein Mensch, der den ganzen Tag lang leben, funktionieren und überleben muß, nur des nachts und in Stunden der Einsamkeit zurückzieht. Der Tag wird der Nacht zum Alptraum und umgekehrt. Das

⁴⁶ Ebd., 687.

⁴⁷ Grass, *Beim Häuten*, 36.

⁴⁸ Ebd., 9.

⁴⁹ Grass, *WA 3*, 689.

⁵⁰ Ebd., 688.

moralische Urteil, das für die Nacht aufbewahrt wird, ist der Alptraum der Angst, tagsüber entdeckt zu werden, und das Leben am Tag ist ein Alptraum des Schreckens, man könnte das intakte Gewissen verraten, das sich doch nur in den Nachtstunden regt.⁵¹ Im öffentlichen Nachkriegsdiskurs hat all dies keinen Platz.

Jene, die sich diesen Ort des Erinnerns „leisten konnten“⁵² („Nicht jeder durfte in den Zwiebelkeller“), nahmen Platz auf den „unbequemen Sitzgelegenheiten“, die das Unbequeme der eigenen Vergangenheit bereits vorwegzunehmen schienen.⁵³ Freilich waren die Tische „reinlich gescheuert“ worden, als hätte man das, was sich hier zuvor zugetragen hatte, gleich wieder fein säuberlich beseitigen wollen: nur keine Spuren hinterlassen. Zynische Zungen, wie die von Henryk Broder, mögen hierin die „Analität der Bösen“ erkennen, getreu dem Motto: „Je mehr die allegorischen Leichen im Keller stinken, umso toller müssen die Fliesen im Bad glänzen.“⁵⁴

Anders als in Grass' Autobiographie, in der der Zwiebel Grass' Erinnerungen eingeschrieben sind, funktioniert die Knolle für den Besucher hier tränenfördernd: Der deutschen Redensart zum Trotz sucht man diesen Keller nicht des Lachens wegen auf, oder gar, was wohl nahe liegen würde, der Speisen wegen, sondern um sich in Sachen Weinen auf die Sprünge helfen zu lassen: denn im Zwiebelkeller, „da wurden nur Zwiebeln geschnitten.“⁵⁵ Die Gäste des Etablissements „sahen nichts mehr oder einige sahen nichts mehr, denen liefen die Augen über, nicht weil die Herzen so voll waren; denn es ist gar nicht gesagt, daß bei vollem Herzen sogleich auch das Auge überlaufen muß, manche schaffen das nie besonders während der letzten oder verflossenen Jahrzehnte, deshalb wird unser Jahrhundert später einmal das tränenlose Jahrhundert genannt werden, obgleich soviel Leid allenthalben – und genau aus

⁵¹ Arendt, *Besuch*, 47. Im Original heißt es: „[I]t is as though morality had ceased to work and had become an empty shell into which the person who has to live, function, and survive all day long, retires for the night and solitude only. Day and night become nightmares of each other. The moral judgment, reserved for the night, is a nightmare of fear of being discovered by day; and the life of the day is a nightmare of horror in the betrayal of the intact conscience that functions only by night.“ Arendt, „The Aftermath“, 348.

⁵² Grass, *WA 3*, 693.

⁵³ Ebd., 687.

⁵⁴ Broder, „Die Analität“, 21

⁵⁵ Grass, *WA 3*, 693.

diesem tränenlosen Grunde gingen die Leute [...] in Schmuhs Zwiebelkeller, ließen sich vom Wirt ein Hackbrettchen [...], ein Küchenmesser für achtzig Pfennige und eine ordinäre Feld-Garten-Küchenzwiebel für zwölf Mark servieren, schnitten die klein und kleiner, bis der Saft es schaffte, was schaffte? Schaffte, was die Welt und das Leid dieser Welt nicht schafften: die runde menschliche Träne. Da wurde geweint. Da wurde endlich wieder einmal geweint. Anständig geweint, hemmungslos geweint, freiweg geweint. [...] Schleusen fallen Oskar ein, die geöffnet wurden.⁵⁶ Vom künstlich eingeleiteten Tränenfluss freigesetzt, entlädt sich schließlich in „nackte[r] Sprache“, was den Westdeutschen seit Jahren auf der Seele lag, oder besser, was sich hinter dieser verdeckt gehalten hatte:⁵⁷ persönliche Konflikte, gescheiterte Liebesbeziehungen, private Schicksale – kurz: „die wahre Tragik menschlicher Existenz“⁵⁸.

Doch auch hier, zwischen „all den Offenbarungen, Selbstanklagen, Beichten, Enthüllungen, Geständnissen“, fehlt eben jener kritische Blick auf sich selbst in Bezug auf die eigene Rolle im Nationalsozialismus, „die blutige Wahrheit“ eben.⁵⁹ Dabei ist nicht einmal auszuschließen, ob diese nicht doch unter Umständen beim Zwiebelschneiden zur Sprache kommt; einzelne Hinweise finden sich. Etwa die Geschichte eines Vaters, der „Schwierigkeiten mit seinem Sohn zu haben“ scheint, „dem die Vergangenheit des Vaters nicht paßt.“⁶⁰ Ein leiser Vorbote der späten Sechziger. Entscheidend ist hier das Schweigen des Erzählers: Er „will diskret bleiben“⁶¹, heißt es da; lieber ergeht er sich in der „Rührseligkeit“ der Anekdote des Fräulein Pioch und reiht sich damit unwillkürlich in das lauthallende Schweigen eines vergangenheitsmüden Volkes ein.⁶² Aus Sicht des Erzählers erreicht die Gefühllosigkeit in der westdeutschen Gesellschaft in den Jahren nach dem Krieg solch ein Ausmaß, dass er sie bis zur physischen Abstumpfung steigert: „[E]s mußten die älteren Herren, die mit Küchenmessern nicht umgehen konnten, vorsichtig

⁵⁶ Ebd.

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ Ebd., 695.

⁵⁹ Ebd., 690.

⁶⁰ Ebd.

⁶¹ Ebd., 694.

⁶² Vgl. Arendt, *Besuch*, 25.

sein, daß sie sich nicht in die Finger schnitten; schnitten sich aber manche und merkten es nicht“.⁶³ Der Umgang mit den eigenen Gefühlen führt dabei oftmals zu bizarrem Verhalten. So sei der „weinende Mensch großzügiger als der Mensch mit trockenem Auge“, heißt es im Roman: „Besonders die Herren [...] mit hochrotem, zerfließendem und geschwellenem Gesicht“, bei ihnen saß das Geld nach dem Schnitt in die Zwiebel locker.⁶⁴ Schuldgefühlen sucht man sich zu entledigen, indem „tief und gerne in die Börsen“ gegriffen wird. Schuld wird zu Schulden umgedeutet – „zwei Wörter, so nah beieinander, so fest im Nährboden der deutschen Sprache verwurzelt“⁶⁵. Hiermit spielt der Autor auf die bundesdeutsche „Wiedergutmachungspolitik“ an und auf die implizite Annahme, man könne der „erstgenannten mit Abzahlung [...] abmildernd [beikommen]“.⁶⁶ Gerade dieses vermeintliche Beikommenkönnen erklärt den bald anwachsenden Wunsch vieler Deutscher, einen Schlusstrich unter das Geschehene zu ziehen. „Man will von der Vergangenheit loskommen: mit Recht, weil unter ihrem Schatten gar nicht sich leben läßt, und weil des Schreckens kein Ende ist, wenn immer nur wieder Schuld und Gewalt mit Schuld und Gewalt *bezahlt* werden soll“.⁶⁷ Hierzu will es auch passen, dass im Zuge des beginnenden Wirtschaftswunders ein Unternehmer wie Schmuß in der allgemeinen Gefühlslosigkeit seiner Mitmenschen eher eine Einnahmequelle sieht als ein zeitgenössisches Problem. Anstatt die Vergangenheit zum Gegenstand einer kritischen öffentlichen Auseinandersetzung zu machen, wird sie Untertage in Geld umgesetzt.

Doch gerade das Kritische war es, das den Deutschen laut Arendt abging, was in erster Linie in ihrer Unfähigkeit zu urteilen zum Ausdruck kam. Ausgangspunkt hierfür, so Arendt, sei die eigenwillige Umdeutung von Eigentlichem zu Möglichem gewesen: Die „Wirklichkeit der

⁶³ Grass, *WA 3*, 692.

⁶⁴ Ebd., 700.

⁶⁵ Grass, *Beim Häuten*, 36.

⁶⁶ Ebd. „Ein Wort ruft das andere. Schulden und Schuld. Zwei Wörter, so nah beieinander, so fest im Nährboden der deutschen Sprache verwurzelt, doch ist dem erstgenannten mit Abzahlung – und sei es in Raten [...] – abmildernd beizukommen; die nachweisbare wie die verdeckte oder nur zu vermutende Schuld jedoch bleibt. Immerfort tickt sie und ist selbst auf Reisen ins Nirgendwo als Platzhalter schon da. [...] Sie bleibt als Bodensatz, ist als Fleck nicht zu tilgen, als Pfütze nicht aufzulecken.“

⁶⁷ Hervorgehoben vom Verfasser. Adorno, *Was bedeutet*, 555.

Nazi-Verbrechen, des Krieges und der Niederlage beherrschen, ob wahrgenommen oder verdrängt, offensichtlich noch das gesamte Leben in Deutschland, und die Deutschen haben sich verschiedene Tricks einfallen lassen, um den schockierenden Auswirkungen aus dem Weg zu gehen. Aus der Wirklichkeit der Todesfabriken wird eine bloße Möglichkeit: die Deutschen hätten nur das getan, wozu andere auch fähig seien [...] oder wozu andere künftig in der Lage wären“.⁶⁸ Der „Realität der Zerstörung“⁶⁹ folgt also eine Zerstörung von Realität, oder wie Arendt schreibt „die Verwandlung der Realität in bloße Möglichkeit“.⁷⁰ Tatsachen werden schlichtweg zu Meinungen erklärt: „auf allen Gebieten gibt es unter dem Vorwand, daß jeder das Recht auf eine eigene Meinung habe, eine Art Gentlemen’s Agreement, dem zufolge jeder das Recht auf Unwissenheit besitzt – und dahinter verbirgt sich die stillschweigende Annahme, daß es auf Meinungen nun wirklich nicht ankomme.“⁷¹ Und schließlich ist eine „solche Flucht vor der Wirklichkeit [...] natürlich auch eine Flucht vor der Verantwortung.“⁷² Und genau darum geht es: Aus diesem Nährboden heraus erwächst die Unfähigkeit der Deutschen, ein politisches Bewusstsein zu entwickeln, vor allem ein demokratisches Verständnis. Wenn die Meinung irrelevant ist, ist es auch um das politische Urteil nicht gut bestellt. Gleiches lässt sich über einen demokratischen Staat sagen, dessen Bürger keinen Sinn für Verantwortung entwickeln können bzw. wollen. Dabei ist es nicht allein die Scheu davor, für das Vergangene gerade zu stehen, sondern wie noch am Beispiel des Kindesmotivs gezeigt werden wird, der Mangel an

⁶⁸ Arendt, *Besuch*, 27f. Im Original: „But, whether faced or evaded, the realities of Nazi crimes, of war and defeat, still visibly dominate the whole fabric of German life, and the Germans have developed various devices for dodging their shocking impact. The reality of the death-factories is transformed into a mere potentiality: Germans did only what others are capable of doing [...] or what others will do in the near future [...]“ Arendt, „The Aftermath“, 343.

⁶⁹ Arendt, *Besuch*, 28. Im Original: „The reality of the destruction“. Arendt, „The Aftermath“, 343.

⁷⁰ Arendt, *Besuch*, 29. Im Original: „transformation of reality into potentiality“. Arendt, „The Aftermath“, 343. In ihrer psychoanalytischen Studie aus dem Jahr 1967 sprechen Alexander und Margarete Mitscherlich von einer Derealisation bzw. Entwirklichung. Vgl. Mitscherlich, *Die Unfähigkeit*. Vgl. dazu Kap. II, 111ff. Grass selbst hat den Deutschen noch 1970 in diesem Zusammenhang einen „Ekel vor der Geschichte“ nachgesagt: „Aus der Geschichte – so heißt es – kann man nicht lernen. Diese von mir hier nur angedeutete Flucht aus der Geschichte kann, so steht zu befürchten, zunehmend Ablehnung der aufklärenden Vernunft zur Folge haben. Täglich erleben wir, wie die nachwachsende Friedensgeneration sich mit hohem moralischen Anspruch ein Klima schafft, dessen immer noch aufklärend eingefärbte Diktion, sobald wir nachfragen, verrät, daß ein neuer Irrationalismus Zukunft zu haben droht!“ Grass, *WA 15*, 51.

⁷¹ Arendt, *Besuch*, 30.

⁷² Ebd., 36.

Verantwortungsbewusstsein gegenüber der Zukunft des Landes. Die Folgen sind ein „politischer Immobilismus“⁷³ bzw. das, was Arendt bereits im Gründungsjahr der Bundesrepublik als „politisches Vakuum“ ausmachte.⁷⁴

Die Blechtrommel ist seit ihrem Erscheinen hinlänglich diskutiert worden. Hans Magnus Enzensberger hatte bereits in seiner vielzitierten Rezension *Wilhelm Meister, auf Blech getrommelt* die deutschen Reaktionen auf das Romandebüt des Autors vorhergesagt, als er schrieb: „Wenn es noch Kritiker in Deutschland gibt, wird *Die Blechtrommel* [...] Schreie der Freude und Empörung hervorrufen. [...] Mit seinem drei Bücher, sechsundvierzig Kapitel und 750 Seiten schweren Roman hat sich Grass einen Anspruch darauf erworben, entweder als satanisches Ärgernis verschrien oder aber als Prosaschriftsteller ersten Ranges gerühmt zu werden.“⁷⁵ Gerade an der Hauptfigur, Oskar Matzerath, sollten sich die Geister scheiden. Sahen die einen den buckligen Trommler als „Ungeheuer [...], das im Grunde kein Mensch ist“⁷⁶, als die Ausgeburt eines unmoralischen Autors, dem jeder Anstand fehlte und der auch vor Gotteslästerung nicht zurückschreckte⁷⁷, erkannten andere Leser in ihm „den Glücksfall unserer bisherigen Nachkriegsliteratur“, eine Figur, die als einzige im kleinbürgerlichen Sumpf von Danzig das Unheil kommen sah und sich diesem mithilfe ihrer Trommel und dem Glas zersingenden Schrei entgegenstellte.⁷⁸

⁷³ Mitscherlich/Mitscherlich, *Die Unfähigkeit*, 36.

⁷⁴ Arendt, *Besuch*, 63. Im Original: „political vacuum“. Arendt, „The Aftermath“, 353.

⁷⁵ Enzensberger, *Einzelheiten*, 221.

⁷⁶ Krolow, „Ist es nur ein Schelmenroman?“, 10.

⁷⁷ Vor allem aus dem konservativen Lager hagelte es heftige Kritik, die bis hin zum Vorwurf der Pornographie reichte. Für einen Überblick zu den Reaktionen von Vertretern aus dem katholischen bzw. altfaschistischen Lager vgl. Hermand, „Das Unpositive“, 3ff.

⁷⁸ Brenner, „Die Blechtrommel“, 8. Bereits an der gespaltenen Haltung des deutschen Lesepublikums dem Roman und insbesondere seinem Protagonisten gegenüber lässt sich ablesen, wie es um den Zeitgeist der Deutschen bestellt war.

Vom Hoffnungsträger zu Oskar Matzerath: Die Entwicklung des Kindmotivs in der deutschen Nachkriegsliteratur

Vor allem aber ist die Figur des Oskar Matzerath eines: eine Allegorie auf die junge deutsche Generation und somit auf die Zukunft der westdeutschen Gesellschaft. Grass hatte die Doppelrolle des Erzählers und Romanhelden nicht von Ungefähr einem Kind übertragen, d. h. einer Figur, die wie keine andere Zukünftiges repräsentiert. In der deutschen Nachkriegsliteratur stand Grass mit dieser Entscheidung nicht allein da. Ab 1945 und somit in einer Zeit der völligen Ungewissheit, was die kommenden Jahre für die Deutschen bringen würden, hatten Autoren verstärkt in ihren Erzählungen auf das Motiv des Kindes zurückgegriffen, das Kind zum Zentrum ihrer Geschichten auserkoren.

Zu den frühen Beispielen ist so manche Kurzgeschichte Wolfgang Borcherts zu rechnen. Der Text *Die drei dunklen Könige* etwa, welcher von ihm 1946 verfasst wurde und eine Umschrift der Weihnachtsgeschichte ist. Am Heiligen Abend im zerstörten Deutschland bekommen Vater und Mutter eines gerade mal eine Stunde alten Kindes Besuch von drei körperlich versehrten und sich auf der Durchreise befindenden Soldaten, welche sich für wenige Minuten am Feuer des Paares wärmen wollen. Bereits anhand der ersten Reaktion der Mutter auf die Bitte hin, eintreten zu dürfen („Aber wir haben ein Kind“), wird deutlich, dass dem Neugeborenen, obgleich es noch gar nicht fähig ist, seine Umwelt wahrzunehmen, der Kontakt mit den Gräueln des Krieges und all dem, was zu ihm führte, erspart werden soll.⁷⁹ „Die Frau machte die blassen blauen Augen weit auf, als sie die drei Dunklen über das Kind gebeugt sah. Sie fürchtete sich. Aber da stemmte das Kind seine Beine gegen ihre Brust und schrie so kräftig, daß die drei Dunklen die Füße aufhoben und zur Tür schlichen.“⁸⁰ Der Schrei des Kindes ist Zeichen für die Soldaten, wieder aufzubrechen. Die neue Zeitrechnung akzeptierend, die mit diesem deutschen Jesus begonnen hat, ordnen sich die drei dem Jungen unter, denn unmittelbar darauf „stiegen sie in die Nacht hinein“.⁸¹ Nicht jedoch ohne ihm noch ein Geschenk zu machen. „Der eine hatte dicke

⁷⁹ Borchert, *GW*, 186.

⁸⁰ Ebd., 187.

⁸¹ Ebd.

umwickelte Füße. Er nahm ein Stück Holz aus seinem Sack. Ein Esel, sagte er, ich habe sieben Monate daran geschnitzt. Für das Kind. Das sagte er und gab es dem Mann.“⁸² Das „Stück Holz“ aus dem Beutel hat mehr mit den Gaben der drei Weisen gemein, d. h. mit Gold, Weihrauch und Myrrhe, als man auf den ersten Blick annehmen möchte. Jedes dieser Geschenke für das Jesuskind verfügt der christlichen Lesart gemäß über eine in die Zukunft weisende Funktion: Jesus, dem König aller Nationen entspricht das Gold, dem Heiler die mit heilenden Wirkungen ausgestattete Myrrhe und dem Hohenpriester der Weihrauch. Schreibt man dem Holzspielzeug des Soldaten dieselbe prophetische Funktion zu, so ist der Esel demnach nicht nur ein großzügiges Geschenk für das Neugeborene, sondern als klarer Hinweis zu verstehen, dass es trotz der aktuellen Not, in die es hineingeboren wurde, dennoch eine Kindheit haben wird. In einer Zeit geschrieben, in der Familien vom Krieg auseinandergerissen worden waren, Kinder als Waisen aufwuchsen und sich oft notgedrungen viel zu früh in das Leben als Erwachsene einfügen mussten, ist solch eine Vorhersage ebenso kühn wie die für den Zimmermannssohn, der zum König, Heiland und Hohenpriester aufsteigen sollte.

Auch in *Nachts schlafen die Ratten doch*, einer Kurzgeschichte Borcherts aus dem Folgejahr, gerät das Wohl des Kindes zum zentralen Motiv der kurzen Erzählung. Anders als sein Pendant in der Weihnachtsgeschichte ist der neunjährige Jürgen den Schrecken des Krieges ausgesetzt. Er sitzt vor den Ruinen seines Hauses und ist damit beschäftigt, die Ratten von dem darunter begrabenen Bruder fernzuhalten. Doch ist er durch den Krieg nicht nur seines jüngeren Bruders beraubt, sondern auch seiner Kindheit: Einem Erwachsenen gleich ist er zum Raucher geworden („Ich drehe. Pfeife mag ich nicht.“⁸³) und zum anderen früh mit dem Tod konfrontiert. So weiß er um die betrüblichen Aussichten des verschütteten Leichnams. Die Ratten, „die essen doch von Toten. Von Menschen. Da leben sie doch von.“⁸⁴ Mit einem krummbeinigen Mann lässt Borchert abermals einen Vertreter der Kriegsgeneration auftreten, dem es nun obliegt, dem Kind das

⁸² Ebd., 186.

⁸³ Ebd., 217.

⁸⁴ Ebd., 218.

zurückzugeben, was ihm die Ereignisse der vergangenen Jahre genommen hatten: die kindliche Unschuld. Mithilfe einer Notlüge („Nachts schlafen die Ratten doch“) korrigiert der Mann das zutreffende, doch dem Alter des Jungen völlig unangemessene Weltbild und gibt ihm auf diesem Wege zumindest in Ansätzen einen Teil seiner kindlichen Leichtigkeit bzw. Unschuld zurück, was sich in dem in Aussicht gestellten Geschenk eines weißen Kaninchens symbolisch manifestiert.⁸⁵

In beiden Geschichten stilisiert Borchert das Kind zum Symbol der Hoffnung auf eine bessere Zukunft und trägt somit einen Hauch von Optimismus in das graue Nachkriegsdeutschland. Gleichzeitig aber weist er der vom Krieg gebeutelten sowie durch den Nationalsozialismus kompromittierten Generationen die Rolle des Wegbereiters zu. Namen- doch keineswegs bedeutungslos ist Borcherts Erwachsenenwelt. Diese nimmt er nun in die Verantwortung; möge sie doch sicherstellen, dass es dem eigenen Nachwuchs an Glück nicht fehle, dass die eigenen Sorgen und das eigene Leid nicht auch jene in Mitleidenschaft zieht, für die man doch auch gerade wieder begonnen hatte, das Land aufzubauen. Insbesondere in der mühevollen Arbeit am Esel („ich habe sieben Monate daran geschnitzt“) wird Borcherts Forderung vom aktiven Gestalten solch einer kinderfreundlichen Umwelt ersichtlich. Drum ist „Esel schnitzer“, wie der Soldat von Borchert genannt wird, kein Name, sondern eher die Bezeichnung seiner Funktion im Leben des Kindes.

Mit der Rolle des Kindes in Borcherts Texten verbunden ist eine unter den zeitgenössischen Schriftstellern verbreitete Hoffnung auf geistigen Neubeginn, welche sich bereits in der Wahl des Genres, der Kurzgeschichte, niederschlägt. Insbesondere nach Ende des Krieges hatte diese Form der Kurzprosa an Bedeutung in der deutschen Literatur gewinnen können, nicht zuletzt auch weil sie ihren Ursprung in der angelsächsischen Tradition hatte. Folglich darf das verstärkte Aufkommen der deutschen Kurzgeschichte nach 1945 als Geste der geistigen Annäherung an die Westmächte verstanden werden, während man sich auf diesem Wege gleichzeitig vom kulturellen Programm des Dritten Reiches zu distanzieren suchte. Hierbei spielte

⁸⁵ Ebd., 218.

nicht zuletzt die gewählte Sprache eine entscheidende Rolle. Der Kahlschlag, wie ihn Borchert betrieb, als er seine Muttersprache in maximale Knappheit kleidete, sollte helfen, das von der Naziideologie durchtränkte Deutsch zu reinigen. Freilich war mit dem Wunsch nach geistigem Neubeginn nicht die Abkehr von der eigenen Vergangenheit gemeint.

„Vergangenheitsbewältigung“ war hier das (oft implizite und gern missverständene) Schlagwort jener Texte, ja deren Schreibanlass selbst, und es meinte die ehrliche Aufarbeitung des Zurückliegenden, d. h. einen aufrichtigen Umgang mit sich selbst und dem eigenen Verhalten im Dritten Reich, oder wie Adorno es beschrieb, „daß man das Vergangene im Ernst verarbeite, seinen Bann breche durch helles Bewußtsein.“⁸⁶ Der eigene Nachwuchs durfte in diesem Prozess jedoch keinesfalls ausgespart werden. Die Jugend zu schützen hieß bei den kritischen deutschen Nachkriegsautoren nicht, ihr die Wahrheit über die Vergangenheit vorzuenthalten. Denn die Verantwortung für dieselbe konnte nicht mit den (Groß-)Eltern enden. Dennoch, so lassen sich die beiden Texte Borcherts verstehen, brauchte es ein gesundes Hineinwachsen in diese geerbte Verantwortung; und dazu gehörte auch das Sicherstellen bzw. Wiedererlangen der Kindheit. Bald sollte sich zeigen, dass sich dieser Wunsch Borcherts nicht erfüllen würde. Wegen der fehlenden Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit konnte es auch nicht zu dem notwendigen kritischen Dialog zwischen den Eltern und ihren Kindern kommen. Und dort, wo man doch Gespräche über die Vergangenheit führte, wurde allzu oft Verklärung statt Aufklärung betrieben: „Vor allem muß Aufklärung über das Geschehene einem Vergessen entgegenarbeiten, das nur allzu leicht mit der Rechtfertigung des Vergessen sich zusammenfindet; etwa durch Eltern, die von ihren Kindern die peinliche Frage nach dem Hitler hören müssen, und die daraufhin, schon um sich selbst weißzuwaschen, von den guten Seiten reden und davon, daß es eigentlich gar nicht so schlimm gewesen sei.“⁸⁷ Langsam entstand eine Kluft zwischen den Generationen, welche sich in der Literatur der Folgejahre und insbesondere in der Darstellung der Kinder niederschlug.

⁸⁶ Adorno, *Was bedeutet*, 555.

⁸⁷ Ebd., 568.

Erste Anzeichen dieser Entwicklung finden sich in Siegfried Lenz' Kurzgeschichte *Die Nacht im Hotel*, geschrieben im Jahr der doppelten deutschen Staatengründung. Inzwischen zogen sich die Ruinen und Schuttberge mehr und mehr aus den Städten zurück. Das Leben der Menschen hatte begonnen, sich zu normalisieren. In diesem veränderten Kontext greift der Autor für seine Erzählung auf das Kindmotiv zurück. Wie schon bei Borchert fällt auch bei Lenz dem Nachwuchs die Rolle des Hoffnungsträgers zu. Doch scheint das Verhältnis zwischen den Generationen belastet: ersichtlich in der als stark melancholisch beschriebenen Verfassung des Kindes. Entsprechend besorgt um seinen Sohn, reist Vater Schwamm in die Stadt, wo er am nächsten Morgen den Frühzug besteigen will. Vom Fenster seines Abteils aus, so sieht es sein Plan vor, wird er seinem Sohn, der täglich auf dem Schulweg die Bahnschranke passiert, bei der Vorbeifahrt winken. Auf diese Weise hofft er dem Kind, das bisher vergeblich auf einen Gruß der Passagiere gewartet hat, wieder Freude am Leben zu bereiten. Dem eigenen Namen Schwamm entsprechend versucht er das Elend seines Sohnes aufzusaugen.⁸⁸

Während seines nächtlichen Aufenthalts im Hotel kommt Schwamm ins Gespräch mit einem Unbekannten, mit dem er sich das Zimmer teilen muss. Bei diesem Gast handelt es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um einen versehrten Soldaten. Und obgleich dieser Zimmergenosse dem Plan des Vaters nur mit Skepsis und Zynismus gegenübersteht, ist es am Ende gerade dieser Fremde, der, als der Vater am nächsten Morgen verschläft und daher den Zug verpasst, jenen Plan stellvertretend umsetzt, d. h. selbst den Zug besteigt und dem Kind beim Passieren der Schranke zuwinkt.

Auffällig an dieser Geschichte sind hinsichtlich des Kindes vor allem zwei Dinge. Da ist zum einen die Abwesenheit des Jungen für den Großteil der Erzählung. Auch wenn der Sohn im Mittelpunkt steht, so erfahren wir nur auf indirektem Wege durch den Dialog zwischen Schwamm und dem Fremden über den fragilen Zustand des Jungen. Die Verlagerung des Geschehens ausschließlich in die Sphäre der Erwachsenen suggeriert, dass eben auf jene

⁸⁸ Vgl. Lenz, *Die Nacht*, 11.

Handlungsträger nun mehr Gewicht gelegt wird, genauer gesagt: Die Funktion der (Groß-)Elterngeneration als Beschützer und Wegbereiter wird bei Lenz im Jahr 1949 noch mehr in den Vordergrund gerückt. Der Grund ist mehr als offensichtlich, und damit zugleich die zweite Auffälligkeit an dieser Geschichte: Auch wenn dem Jungen äußerlich nichts fehlt, so ist er doch „äußerst sensibel, mimosenhaft, er reagiert bereits, wenn ein Schatten auf ihn fällt.“⁸⁹ Der Junge, so der Vater weiter, habe eine „Glasseele“, weshalb er ihn als „bedroht“ erachte.⁹⁰ Jeden Tag käme er von der Schule zurück, ohne je eine Reaktion der Fahrgäste erhalten zu haben, was dazu führe, dass er „verstört und benommen“ wirke.⁹¹ Das seelische Ungleichgewicht des Kindes stellt augenscheinlich den zentralen Konflikt dieser Geschichte dar. Anders als der neunjährige Jürgen bei Borchert führt Schwamms Sohn bereits wieder ein Leben mit geregelter Routine in der Nachkriegsgesellschaft und dennoch ist im Leben des Kindes nicht alles so, wie es sein sollte.⁹² Die Erwachsenen zeigen sich dem Jungen gegenüber gleichgültig, dessen unschuldig kindlichen Akt des Winkens sie nicht zu erwidern vermögen. Anteilnahme und Einfühlungsvermögen, die von Borcherts Figuren vorgelebte Qualitäten, fehlen – sieht man einmal vom Vater ab – in der Geschichte. Statt dem Jungen die nötige Aufmerksamkeit und Liebe zu geben, ist man mit seinen eigenen Befindlichkeiten beschäftigt, das Kind bleibt dabei auf der Strecke. Der Fremde selbst weiß nur vom Tod zu sprechen und ist, als er Schwamms Geschichte hört, nicht im Stande, sich überhaupt in die Gemütslage des Jungen zu versetzen. Stattdessen entgegnet er aus der eigenen lebensmüden Haltung heraus: „Warum begeht er nicht Selbstmord?“⁹³ Auch aus dieser Figur spricht die von Arendt festgestellte „Gefühlsunfähigkeit“ der deutschen Nachkriegsgesellschaft, in diesem besonderen Fall ein völliger Mangel an Einfühlungsvermögen.⁹⁴ Grundsätzlich weiche

⁸⁹ Ebd., 10.

⁹⁰ Ebd.

⁹¹ Ebd., 11.

⁹² Ebd., 10.

⁹³ Ebd.

⁹⁴ Gleiches ließe sich über Borcherts Figur des Lehrers in *Nachts schlafen die Ratten doch* sagen. Von diesem vermeintlichen Hüter des Jungen erst erfährt Jürgen von der Gefahr für die Toten, die von den Ratten ausgeht.

er Kindern aus, erklärt der Fremde Schwamm. „Mich [...] gehen Kinder nichts an.“⁹⁵ Dass er schließlich doch noch einlenkt, indem er dem Jungen durch sein Winken die „Freude“ bereitet, auf die dieser so lange hatte warten müssen, scheint lediglich auf den ersten Blick ein versöhnliches Ende zu sein. Wollte man den Schluss als ein Happyend begreifen, so müsste man es wohl als hoffnungsvollen Wunsch auf Seiten von Lenz verbuchen. Allerdings rücken die letzten Worte des Unbekannten diese Lesart in ein reichlich ambivalentes, ja zweifelhaftes Licht. Als dieser nämlich von Schwamm erfährt, dass der Vater nun selbst an Stelle der üblichen Zugpassagiere endlich einmal zurückwinken wolle, entgegnet er schon beinahe empört: „Sie schämen sich nicht, Ihren Jungen zu betrügen? Denn, was Sie vorhaben, Sie müssen es zugeben, ist doch ein glatter Betrug, eine Hintergehung.“⁹⁶ Es obliegt jedem Leser selbst zu entscheiden, ob man im Schluss der Erzählung ein Signal des Umdenkens erkennen möchte oder aber die Geste des Unbekannten nicht doch vielmehr als einen Akt aus einem stoischen Sinn für Gerechtigkeit heraus interpretiert. Vor allem da der Vater lediglich noch zu einem entrüsteten „Was erlauben Sie sich, ich bitte Sie, wie kommen Sie dazu!“ im Stande ist, den Fremden also nicht wirklich versucht, von der Richtigkeit seines Plans zu überzeugen, fällt es einem schwer, von einem Einsehen des Unbekannten zu sprechen, es möge sich womöglich doch lohnen, die eigene Hand schützend über die Jugend zu halten. Entsprechend bleiben am Ende der Lektüre vor allem Zweifel. Dagegen kann auch der „außer sich vor Freude“ geratene Sohn Schwamms nichts ausrichten.⁹⁷ Die Äußerung des Mannes, Kinder gingen ihn nichts an, bleibt auch nach dem Lesen hartnäckig haften. Hier wird eine Lücke zwischen den Erwachsenen und deren Nachwuchs beschrieben, deren Resultat sich 1954 in einem Dialog zweier Jungen in Heinrich Bölls *Haus ohne Hüter* gravierend niederschlägt.

In jenem Roman bringt der Autor zwei Vertreter aus einem Jahrgang ins Gespräch, der „von der Stunde seiner Geburt an nicht einen Tag lang geschont worden“ war.⁹⁸ Aus der

⁹⁵ Ebd., 11.

⁹⁶ Ebd., 12.

⁹⁷ Ebd.

⁹⁸ Böll, *Haus*, 15.

Perspektive der beiden Jungen Martin und Heinrich beleuchtet der Autor nicht nur die aus den Fugen geratenen Familienstrukturen der deutschen Gesellschaft nach dem Krieg, sondern auch die sich herauskristallisierende Orientierungslosigkeit einer Jugend, die der Erwachsenenwelt nur noch ratlos gegenübersteht. Warum denn ihre Mütter nicht wieder heiraten, möchte Martin von seinem Freund wissen. „[W]egen der Rente, Mensch“, lautet die pragmatische Antwort kurz und knapp.⁹⁹ Dies wirft jedoch nur weitere Fragen auf: Wie verhält es sich, wenn eine Frau ohne den heiligen Ehebund mit einem Mann zusammen ist, sich mit ihm „vereinigt“?¹⁰⁰ Ist dies nicht „unmoralisch“, also nicht „fromm“?¹⁰¹ „Es wäre unmoralisch“, glaubt Martin, „weil sie nicht verheiratet ist – alles geht gegen das sechste Gebot.“¹⁰² Doch was eigentlich ist „unmoralisch“?¹⁰³ An dieser Stelle des Buches tritt zu Tage, woran es den beiden Jungen mangelt. Orientierungslos, lediglich mit dem in die Jahre gekommenen Katechismus ausgestattet, füllen sie ihr bruchstückhaftes Weltbild notgedrungen mit religiös-dogmatischer Terminologie, mit christlichen Wertvorstellungen auf, sodass sich Begriffe wie *unmoralisch* und *fromm* schief gegenüberstehen. *Moral* oder *moralisch* dagegen kennen sie nicht, ausgenommen in eben jener verneinten Form; die Worte finden keinen Platz in ihrer Unterhaltung und bilden eine Leerstelle, die sie zu füllen suchen. Gerade diese Leerstelle aber ist es, um die sich das gesamte Gespräch dreht. Verwundern darf das nicht, schließlich fand sich ein ähnliches Phänomen in der Sprache der Erwachsenen. Musste über Vergangenes, also jene Schrecken wie „Deportation und Massenmord“¹⁰⁴ gesprochen werden, dann nur, indem „mildernde Ausdrücke, euphemistische Umschreibungen gewählt“ wurden.¹⁰⁵ Nicht verarbeiten war gleichbedeutend mit nicht besprechen, und sollte dann doch einmal kein Weg an dieser Vergangenheit vorbeiführen, so bildete sich, was Adorno später einen „Hohlraum der Rede“ nennen sollte.¹⁰⁶ Diesem Hohlraum ist die im Weltbild der beiden

⁹⁹ Ebd., 255.

¹⁰⁰ Ebd., 257.

¹⁰¹ Ebd., 255.

¹⁰² Ebd., 257.

¹⁰³ Ebd.

¹⁰⁴ Adorno, *Was bedeutet*, 556.

¹⁰⁵ Ebd.

¹⁰⁶ Ebd.

Jungen klaffende Leerstelle zuzuschreiben. Eine Leerstelle, die stellvertretend als Bölls Kritik an der westdeutschen Gesellschaft verstanden werden kann, die zeigt, woran es den Zeitgenossen nach Ansicht des Autors mangelte: Moral. Wie aber – und dies ist zwangsläufig die aus diesem Text hervorgehende Frage – sollte die deutsche Jugend unter solchen Umständen lernen, was unter Moral zu verstehen ist, oder vielmehr: was es heißt, moralisch zu sein? Und daran anknüpfend: Wie sollten Martin und Heinrich Träger einer Verantwortung werden, die ihnen die Erwachsenenwelt in Form deutscher Vergangenheit hinterlassen hat? Entsprechend hilf- und orientierungslos wirkt Martin zum Ende des Gesprächs; sein Satz – „Es ist schlimm, wenn man etwas nicht genau weiß“ – bleibt vielsagend und von den Erwachsenen ungehört im Raum stehen.¹⁰⁷

Literarisch wieder im Jahr 1959 angekommen, wird bei der Lektüre der *Blechtrommel* ersichtlich, dass die Hoffnung der Schriftsteller, mit der heranwachsenden Generation könne ein geistiger Neubeginn vollzogen werden, einer Ernüchterung gewichen ist. Hatte sich bereits eine Besorgnis erregende, das Verhalten des Nachwuchses betreffende Tendenz bei Lenz abgezeichnet, weiß der Insasse der Heil- und Pflegeanstalt Oskar ähnlich von den Eigenarten der „jungen Leute“ zu berichten. Diese seien „wirklich merkwürdig“, erstarrt, gekünstelt – neigten eben, wie es im Roman heißt, „zur Manieriertheit“.¹⁰⁸ Und aus den bei Böll moralisch desorientierten Jugendlichen sind bei Grass nun sich artifiziell gebärende Gestalten geworden. Doch ist es vor allem Oskar selbst, an dem diese Fehlentwicklung der jungen Generation sich am deutlichsten abzeichnet, kommt diese doch in seiner körperlichen Missbildung ganz bildlich zum Ausdruck. Diese beschreibt uns Oskars Pfleger Bruno, der zwischenzeitlich die Rolle des Erzählers für seinen Schützling übernommen hat: „Mein Patient mißt einen Meter und einundzwanzig Zentimeter. Er trägt seinen Kopf, der selbst für normal gewachsene Personen zu groß wäre, zwischen den Schultern auf nahezu verkümmertem Hals, Brustkorb und der als

¹⁰⁷ Böll, *Haus*, 257.

¹⁰⁸ Grass, *WA 3*, 368.

Buckel zu bezeichnende Rücken treten hervor.¹⁰⁹ Im wahrsten Sinne verkopft ist dieser Held des Romans ein personifiziertes Symptom. Für den Rest seiner Tage wird Oskar die Last dieses durchaus metaphorisch gemeinten Buckels mit sich herumtragen müssen; der Körper zu klein, um das zu stemmen, was den Geist des deutschen Nachwuchses belastet. Der ewig Dreijährige ist zu einem, wie er selbst sagt, „verwachsenen“ aber – und hier gerät man beim Lesen ins Stocken – „ansonsten ziemlich gesunden jungen Mann“ geworden.¹¹⁰ Wieso, fragt man sich skeptisch, würde der Autor seinen Helden der Diskrepanz zwischen körperlichem Ungenügen und angeblich gesundem Seelenleben aussetzen? Und mit Skepsis ist der Leser an dieser Stelle in der Tat gut beraten, denn – es sei abermals an die Eingangsworte erinnert – dem Insassen einer Heil- und Pflegeanstalt ist wahrlich nicht über den Weg zu trauen. Wohl weiß Grass' Erzähler, und wenn nicht dieser, doch dann zumindest der Autor, um die Bedeutung des Wortes „ziemlich“, wenn er dieses der Beschreibung des Gesundheitszustands scheinbar beiläufig hinzufügt. Der Körper ist hier gleich dem inneren Zustand. Und um letzteren, da mag der Protagonist von „gesund“ sprechen, so viel er mag, ist es aus Sicht des Autors ganz offenbar nicht gut bestellt.

Hatte es nach dem Erscheinen des Romans immer wieder geheißen, dieser wäre um etwa zweihundert Seiten zu lang geraten (womit wohl das dritte Buch gemeint war), so bleibt festzuhalten, dass es gerade diese für einige Leser zu langatmigen Schilderungen der damaligen westdeutschen Gegenwart sind, die das meiste Potenzial an Zeitkritik in sich bergen. Speziell hier greift Grass die beschriebenen Entwicklungen auf, das Verlangen vergessen zu wollen und jene Unfähigkeit der Deutschen zu trauern.

¹⁰⁹ Ebd., 563.

¹¹⁰ Ebd., 564.

Die „Zweite Schuld“ und ihre Folgen

Womit wir wieder zurück im Gewölbe des Düsseldorfer Zwiebelkellers angelangt sind. Von einer kleinen Bühne aus, wo die Rhine River Three abendlich ihren angestammten Platz auf der Bühne einnehmen, begleitet Oskar Matzerath trommelnd den westdeutschen Tränenfluss, sieht die Zungen gefügig werden und lange Verdrängtes hervorbringen. Dabei sind es jedoch nicht immer nur mit den Söhnen verkrachte Väter, „Geschäftsleute, Ärzte, Anwälte“ oder gar „höhere Beamte der Landesregierung und Stadtverwaltung“¹¹¹, die sich hier bei Schmuhs in Sachen Tränen Nachhilfe geben lassen. „Wenn auch die wahre Tragik menschlicher Existenz vom Dienstag bis Sonnabend – am Sonntag blieb der Zwiebelkeller geschlossen – in aller Breite nach dem Zwiebelgenuß deutlich wurde, den Gästen des Montags blieb es vorbehalten, zwar nicht die tragischsten, aber die heftigsten Weiner abzugeben. Am Montag war es billiger. Da gab Schmuhs zu halben Preisen Zwiebeln an die Jugend ab.“¹¹² Was sich bereits anhand der Beschreibung von Oskars deformiertem Körper ablesen ließ, findet sich einmal wöchentlich an den Montagabenden in Abgeschlossenheit des Zwiebelkellers bestätigt. Als handelte es sich um eine Erbkrankheit, trugen auch die „Oberprimaner und Oberprimanerinnen“ ihrer Eltern Unfähigkeit zu trauern in sich. Freilich gab es Unterschiede. „Die Jugend weinte anders als das Alter. Die Jugend hat auch ganz andere Probleme.“¹¹³ „Sorgen ums Examen“ plagten sie, „oder ums Abitur.“¹¹⁴ Auch stellte Oskar von der Bühne aus erfreut fest, „daß die Jugend nach wie vor der Liebe [...] wegen zu Tränen kam.“¹¹⁵ Doch auch bei ihnen kamen bereits schon hier – zu Beginn der 50er Jahre – erste „Vaterundsohngeschichten, Mutterundtochtertragödien zur Sprache“, von denen man heute weiß, dass es sich hier um die ersten Vorzeichen eines viel größeren Konfliktes handelte.¹¹⁶ Entscheidend jedoch ist in erster Linie die Feststellung, dass es selbst bei den jungen Menschen

¹¹¹ Ebd., 689.

¹¹² Ebd., 695.

¹¹³ Ebd., 696.

¹¹⁴ Ebd.

¹¹⁵ Ebd.

¹¹⁶ Ebd.

nicht mehr ohne das mehrhätige Hilfsmittel mit den Tränen klappen möchte. Wie ihre Eltern verschaffen sie sich mit der Zwiebel Abhilfe, zumindest äußerlich dem nachzukommen, was ihnen innerlich unmöglich ist.

Die Gefährdung des eigenen Nachwuchses durch ein Klima aus Unterdrücken, Vergessen und Leugnen war von den Schriftstellern früh erkannt worden und fand sich in ihren Texten nachgezeichnet. Das Versagen der Erwachsenen, so muss das Urteil nach dem Lesen der *Blechtrommel* lauten, hatte und würde weiter bei den Kindern Spuren hinterlassen; Spuren, die Konsequenzen mit sich ziehen würden. Viele Jahre später, Ende der 80er Jahre, sollte der Historiker Ralph Giordano jene düstere Prognose der Schriftsteller unter dem Begriff *Die Zweite Schuld* nicht nur zusammenfassen, sondern sie auch bestätigen. „Jede zweite Schuld setzt eine erste voraus – hier: die Schuld der Deutschen unter Hitler.“ Die „überwältigende Masse“ hätte sich „zu tief eingelassen“¹¹⁷ und dabei ihren „inneren Kompaß verloren“.¹¹⁸ „Die zweite Schuld: die Verdrängung und Verleugnung der ersten nach 1945. Sie hat die politische Kultur der Bundesrepublik Deutschland bis auf den heutigen Tag wesentlich mitgeprägt, eine Hypothek, an der noch lange zu tragen sein wird.“¹¹⁹ Es sei der leugnenden und verdrängenden Mehrheit nämlich gelungen, „mit ihrer großen Lebenslüge einen Teil der nachgewachsenen bundesdeutschen Gesellschaft zu beeinflussen“¹²⁰ – „ein schweres Vergehen schuldig gewordener Älterer an den schuldlos beladenen Söhnen, Töchtern und Enkeln – sie sind die eigentlichen Opfer der zweiten Schuld, denn was die Großeltern und Eltern nicht abgetragen haben, kommt auf sie über.“¹²¹ „Wohl war Hitler militärisch, nicht aber ideologisch geschlagen“¹²², schrieb Giordano und dachte da wohl nicht zuletzt an jene Haltung der Deutschen, die diese in den 50er-Jahren in Sachen Politik eingenommen hatten. Denn von einer Bereitschaft, an einem politischen

¹¹⁷ Giordano, *Die Zweite Schuld*, 16.

¹¹⁸ Ebd., 19.

¹¹⁹ Ebd., 11.

¹²⁰ Ebd., 14.

¹²¹ Ebd., 21.

¹²² Ebd., 11.

und spezifisch demokratischen Prozess teilzuhaben, war von Seiten der Westdeutschen in den frühen Jahren der Bundesrepublik verhältnismäßig wenig zu spüren.

Das galt in ganz besonderem Maße für die jüngere Generation, die der Politik „nur Verachtung und Mißtrauen“ gegenüber übrig hatte.¹²³ In statistischem Zahlenwerk las sich dies wie folgt: Eine Bevölkerungsumfrage aus dem Sommer 1956 ergab, dass 61 Prozent der 18- bis 29-jährigen so gut wie nie über Politisches sprach.¹²⁴ Diese „Altersgruppe“, schreibt Jürgen Habermas in seiner Abhandlung *Student und Politik* „steht, nach den Ergebnissen aller einschlägigen Umfragen, auf der Skala politischer Beteiligung im Vergleich zu den anderen Altersgruppen ganz unten“.¹²⁵ Da waren die Studenten keine Ausnahme. Er kam zu dem Ergebnis, dass ein hohes Informationsniveau seitens der Studierenden dieser Altersgruppe noch lange keinen demokratischen Bürger garantiert. „Wenn die Mehrheit der Studenten einerseits über ein ausgezeichnetes Apparatwissen verfügt, andererseits ungenügend über politische Tatsachen und aktuelle Ereignisse unterrichtet ist, dann wird fraglich, ob es, im Hinblick auf politische Beteiligung, mit den gruppenspezifischen Vorzügen der Studenten wirklich so gut bestellt ist; ob beispielsweise das Verständnis der ‚abstrakten‘ Elemente im politischen Geschehen wirklich das unmittelbar fördert, was politische Beteiligung auszeichnet: ein kritisches, aber doch verbindliches Verhältnis zum konkreten politischen Fall; dazu die Leidenschaft, das, was richtig erscheint, auch gegen Widerstände durchzusetzen.“¹²⁶ Doch neben dem Mangel am Interesse für den politischen Prozess im eigenen Land waren auch noch andere Statistiken besorgniserregend; Zahlen, die sich auf die ausgebliebene kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit sowie auf die mangelhafte Kommunikation zwischen der Elterngeneration und ihren Kindern zurückführen ließen: Noch 1956 gaben beinahe ein Drittel der Deutschen zwischen 18 und 29 Jahren an, politisch eher rechts zu stehen.¹²⁷ Erhebungen aus demselben Jahr

¹²³ Karl Jaspers an Hannah Arendt, 18. September 1946. Arendt/Jaspers, *Briefwechsel*, 95.

¹²⁴ *Jahrbuch*, 46.

¹²⁵ Habermas/Oehler/von Friedeburg/Weltz, *Student*, 66.

¹²⁶ Ebd., 67.

¹²⁷ *Jahrbuch*, 48.

ergaben zudem, dass noch immer über die Hälfte der Deutschen die Schuld für den Zweiten Weltkrieg nicht allein bei Deutschland sah.¹²⁸ Spricht man von der Jugend als der Zukunft eines Landes, so ist, schon allein mit Blick auf solche Zahlen, nachvollziehbar, weshalb eben das Motiv des Kindes von den Schriftstellern im Fortlauf der 1950er Jahre immer düsterer gezeichnet wurde. Die junge Generation war kaum an der eigenen Zukunft und deren Gestaltung interessiert. Doch auch stellvertretend für die allgemeinen Zukunftsängste der Schriftsteller lässt sich die hier skizzierte negative Richtung verstehen, der dieses Motiv in jenen Jahren folgte. Ängste, die unter anderem aus politischen Ereignissen wie der westdeutschen Wiederbewaffnung und den Plänen zur nuklearen Aufrüstung des deutschen Militärs resultierten. Wie das folgende Kapitel zeigen wird, sollten solche historischen Momente, die Deutschland aus Sicht der Autoren noch tiefer zu spalten drohten und die geschenkte Demokratie ein zweites Mal gefährdeten, die Intervention deutscher Schriftsteller auf den Plan rufen. Dieser Schritt hin zum politischen Engagement erfolgte in einem für die deutschen Autoren neuen Intellektuellenbewusstsein, wie es Frankreich im späten 19. Jahrhundert bereits im Kontext der Dreyfus-Affäre hervorgebracht hatte. Zuvor galt es jedoch den derogativen Gebrauch des Intellektuellen-Begriffes im deutschen Sprachraum zu überkommen, der in einem halben Jahrhundert zu einer Schimpfwortgeschichte geraten war.

¹²⁸ Ebd., 142.

I. DIE DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLER UND IHR WEG ZUM POSITIVEN SELBSTVERSTÄNDNIS ALS INTELLEKTUELLE

„Erst in der Bundesrepublik“, schreibt Jürgen Habermas 1986, „hat sich eine Intellektuellengeschichte gebildet, die sich selbst als solche akzeptiert. Nun wird der Schritt zur Normalisierung des öffentlichen Engagements von Schriftstellern und zunehmend auch von Wissenschaftlern nachgeholt, den Frankreich schon mit der Dreyfus-Affäre getan hat.“¹²⁹ Diese in dem vielzitierten Essay *Heinrich Heine und die Rolle des Intellektuellen in Deutschland* formulierte These lässt aufhorchen. Sofort drängt sich die Frage auf, warum eine solche Intellektuellentradition vor 1949 in Deutschland fehlt. Womit lässt sich diese Leerstelle im politischen Diskurs, womit die offenbare Verspätung im Vergleich zu Frankreich erklären? Und wenn sich im westdeutschen Staat eine „akzeptierte“ Intellektuellengeschichte entwickeln konnte, wie stellt sich dann die ‚nicht-akzeptierte‘, die Negativgeschichte dar? In der Folge knüpft Habermas die Figur des deutschen Intellektuellen direkt an die Existenz der Bundesrepublik. Erst durch die Gründung dieses Staates, so die implizite Behauptung, war das Feld für eine neue Stimme in der Politik bereitet. Hier gilt es, den Zusammenhang zu ermitteln. Auf welche Weise bereitete der westdeutsche Staat den Boden für eine positive Intellektuellentradition? Schließlich spricht Habermas von einer „Normalisierung des öffentlichen Engagements von Schriftstellern“. Zu klären wäre hierbei, worin genau sich dieses öffentliche Engagement der Intellektuellen manifestierte.

Diese Fragen sollen die nächsten Abschnitte chronologisch beantworten. Dabei muss zunächst auf die Geburtsstunde des Intellektuellen, d. h. auf den von Habermas erwähnten politischen Skandal um den Hauptmann Dreyfus sowie auf das daraus hervorgehende Protestschreiben Émile Zolas, *J'accuse*, geblickt werden. Dem Abschnitt über die Dreyfus-Affäre schließt sich ein kurzer Exkurs über Julien Bendas *Trabison de clercs* an, ein Text, der an späterer Stelle dieser Arbeit helfen soll, den Intellektuellen der Bundesrepublik mit der französischen

¹²⁹ Habermas, „Heinrich Heine“, 465.

Tradition zu kontrastieren. Mit Heinrich Manns *Zola*-Essay soll im Folgenden die Brücke über den Rhein und somit zur deutschen Negativgeschichte des Begriffs geschlagen werden. Um diese noch zu veranschaulichen, wird nach der Lektüre Manns zunächst der Roman *Die Intellektuellen* (1911) von Grete Meisel-Hess herangezogen, ehe mithilfe von Dietz Berings Studie *Die Epoche der Intellektuellen* die Schimpfwortgeschichte des Intellektuellen-Begriffes vor 1945 in groben Strichen skizziert wird. Mit Peter Alfons Steinigers Diskussionsbeitrag auf dem Ersten Deutschen Schriftstellerkongreß im Oktober 1947 und Thomas Manns *Offenen Brief für Deutschland* aus dem vorangegangenen Jahr soll dargelegt werden, wie der Intellektuellen-Kritik nach 1945 eine konkrete Rolle im Streit zwischen Exilierten und den Vertretern der inneren Emigration als Selbsterklärungsstrategie zukam. Der am Ende der 1940er Jahre in Deutschland einsetzende positive ‚turn‘ des Intellektuellenbegriffs soll mithilfe zweier Essays von Max Frisch (*Kultur als Alibi*) und Hermann Broch (*Die Intellektuellen und der Kampf um die Menschenrechte*) veranschaulicht werden. Um zu klären, auf welchem Wege das neue, nun positive Verständnis des Schriftstellers von sich als Intellektuellem mit dem westdeutschen Staat verknüpft ist, werden abschließend die politischen Entwicklungen der jungen Bundesrepublik in den 50er und frühen 60er Jahren in den Fokus rücken sowie das damit verbundene politische Engagement von Schriftstellern.

J'accuse – der Beginn des modernen Intellektuellen

Das 19. Jahrhundert war noch nicht ganz ausgeklungen, die Dritte Republik noch in ihren Anfängen, da begann für Frankreich bereits eine neue Epoche. Sie nahm ihren Ausgang in einem Justizskandal, der als die Dreyfus-Affäre in die Geschichte einging. Mit diesem Eklat gewann der politische Diskurs Frankreichs den Intellektuellen dauerhaft als Akteur hinzu, der im Raum der Öffentlichkeit auf deren Meinung wirken sollte. Untrennbar verbunden mit diesem Ereignis ist die Pariser-Tageszeitung *L'Aurore*. Bereits in ihrem Namen klingt der Aufbruch in eine neue Ära

an. Am 13. Januar 1898 druckte sie in großen Lettern das *J'accuse*¹³⁰ von Émile Zola, in dem dieser, im Kontext des Justizskandals um den jüdischen Offizier Alfred Dreyfus, dazu aufforderte, sich dem Erbe der Französischen Revolution, der Menschen- und Bürgerrechte, zu besinnen und diesem gerecht zu werden. Adressiert an den Präsidenten Félix Faure, erreichte der offene Brief ganz Frankreich. Erschienen war er in ca. 300.000 Exemplaren der Zeitung sowie auf Plakaten und Broschüren.¹³¹ Er sollte seine Wirkung nicht verfehlen. *J'accuse* markierte den Scheideweg, auf dem sich die zutiefst gesplante Republik in jenen Jahren befand. Die Affäre spaltete das Land auf sämtlichen Ebenen: sie teilte die Linke wie die Rechte, die katholische Kirche, die intellektuelle Gemeinde, die Presse, sowie auf privater Ebene ganze Familien.

Als Zolas offener Brief erschien, hatte Alfred Dreyfus schon beinahe drei Jahre im Gefängnis auf Îles du Diable, der Teufelsinsel, vor der Küste Französisch-Guyanas in menschenunwürdigsten Zuständen zugebracht. Verurteilt worden war er für Militärspionage, ein Verbrechen, das ein anderer, der Major Esterházy begangen hatte. Im Herbst 1894 war dem französischen Militär über eine in der deutschen Botschaft zu Paris arbeitende Spionin ein Bordero in die Hände gefallen, in dem ein anonymes Absender in französischer Sprache über die Überbringung von fünf militärischen Schriftstücken spricht. Dieser darin zum Ausdruck kommende Akt des Landesverrats sollte hohe Wellen schlagen, aber noch mehr die Art und Weise, wie man auf französischer Seite darauf reagierte. Empfänger hatte nur ein Vertreter des deutschen Militärs sein können, Deutschland der Erbfeind seit 1870. Doch auch der vermeintliche Absender war schnell identifiziert. Für das Kriegsministerium, für welches dieses Dokument wie „ein Fußtritt in einen Ameisenhaufen“ gewirkt hatte, gab es da keine zwei Meinungen.¹³² Angesichts der Tatsache, dass solch ein Geheimnisverrat höchst ‚unfranzösisch‘

¹³⁰ Tatsächlich hatte der offene Brief ursprünglich nur die Überschrift „Lettre à M. Félix Faure, Président de la République“ getragen. Der Herausgeber der Zeitung hatte jedoch, nicht zuletzt auf die Wirkung bedacht, den letzten Satz des offenen Briefs an vorderste Stelle gesetzt. Vgl. Conner, *The Dreyfus Affair*, 48.

¹³¹ Vgl. Jurt, *Frankreichs*, 34.

¹³² Zitiert nach Bering, *Die Epoche*, 26. Die hier verwendete Edition von Berings Arbeit ist eine neue überarbeitete und erweiterte Auflage, die auf seinem 1978 veröffentlichten Band *Die Intellektuellen. Die Geschichte eines Schimpfwortes*, erschienen bei Klett-Cotta, basiert.

war, blieb in einem Klima des salonfähigen Antisemitismus nur ein möglicher Täter: Ein Jude musste es gewesen sein und Juden gab es im französischen Militär in Offizierskreisen, in denen man den Verräter vermutete, nur wenige. „Nichts spiegelte die Lage Frankreichs im Jahr 1894 deutlicher wider als die geradezu selbstverständliche Einmütigkeit, mit der man die beiden großen Unbekannten des Briefes identifizierte.“¹³³

Schnell hatte man den ohnehin bei vielen Kollegen unbeliebten Dreyfus als den Schuldigen ausgemacht, ihn in aller Eile verhört, angeklagt, für schuldig gesprochen befunden, zu lebenslanger Haft verurteilt und ihm vor seiner Deportation in aller Öffentlichkeit und in demütigender Weise noch den Offiziersrang aberkannt. All dies geschah in nur wenigen Wochen und war nur durch eine bewusste und gezielte Missachtung und Unterwanderung des geltenden Rechtes von Seiten des Militärstabs möglich gewesen. Man übergang dabei nicht nur die klaren Hinweise, die gegen Dreyfus als Täter sprachen – darunter die Tatsache, dass die Handschrift des Angeklagten nicht mit der des Borderos übereinstimmte. Von gefälschten und obendrein geheim gehaltenen Beweisen bis hin zu Falschaussagen setzten die Ankläger alles ein, was ihnen zur Verfügung stand, um Dreyfus den Prozess zu machen. Dabei hoffte man sogar zwischenzeitlich (vergebens), sich seiner durch eine unterbreitete Freitodofferte entledigen zu können, hätte ein Suizid des Offiziers sich doch als indirektes Geständnis auslegen lassen. Zu all dem passte auch, dass keiner der sieben Militärrichter Inhaber eines rechtswissenschaftlichen Diploms war.

In der Öffentlichkeit sorgte der Fall damals für einiges Aufsehen; allein die Degradierungszeremonie lockte tausende Menschen und zahlreiche Medienvertreter an. Lange anhalten sollte das Interesse an diesem Spionagefall jedoch nicht. Schnell herrschte im Land Einigkeit, dass mit Dreyfus der Schuldige gefunden worden war, sodass man sich bald wieder dem Tagesgeschäft zuwenden konnte. Lediglich Dreyfus' Familie und einige wenige Verbündete sollten über die nächsten Jahre weiter für den Verurteilten eintreten. An vorderster Front kämpfte der jüdische Journalist und Literaturkritiker Bernard Lazare, dessen Beitrag zu Dreyfus'

¹³³ Bering, *Die Epoche*, 26.

letztlicher Rehabilitierung stets im Schatten Zolas stehen sollte. Dennoch war es Lazare, von welchem Dreyfus später anerkennend als dem ersten Schriftsteller sprach, der ihm mutig zur Hilfe geeilt war.¹³⁴ Dieser war es auch gewesen, der frühzeitig, bereits nach Dreyfus' Degradierung, das Komplott beim Namen nannte und Antisemitismus als die Ursache für das Unrecht ausmachte. Tom Conner fügte in seiner Dreyfus-Studie noch zwei weitere Faktoren hinzu, deren Zusammenwirken mit dem Antisemitismus jener Tage dazu führen sollte, dass ein bis dato völlig unbekannter jüdischer Offizier Opfer einer solchen Vertuschungsaktion hatte werden können.¹³⁵ Die antijüdischen Ressentiments trafen im Rahmen der Dreyfus-Verhaftung, so Conner, mit einem Gefühl der Schmach aufseiten des französischen Militärs zusammen. Man war vom Erbfeind unterwandert worden, man hatte Schwäche gezeigt. Diese galt es nun durch Stärke (auf Kosten des eigenen kulturellen Erbes, der Menschen- und Bürgerrechte) wieder vergessen zu machen. Schließlich gab es da noch die pure Bequemlichkeit. Für die Verantwortlichen galt es in erster Linie, vom eigenen Versagen abzulenken. Nur so lässt sich das Ignorieren von Beweisen erklären, die Dreyfus' Unschuld untermauerten, ganz zu schweigen von der anschließenden Fälschung von Dokumenten. Dreyfus als Jude kam dem Militärstab gelegen. Dass dieses Vorgehen das eigentliche Problem, den noch immer in den eigenen Reihen zu vermutenden Spitzel, nicht aus der Welt schaffen konnte, spielte dabei scheinbar keine Rolle.

Émile Zola, der mit seinem öffentlichen Eingreifen in den Justizskandal schließlich als die Personifikation des engagierten Intellektuellen gelten sollte, brauchte etwas Zeit, bis er die Tragweite des Falls erfasste. Anfänglich betrachtete er die Geschehnisse distanziert mit den Augen eines Schriftstellers, vor dem sich der literarische Stoff für einen neuen Roman

¹³⁴ Zwar konzentriert sich Conners Studie, wie die Dreyfus-Forschung vor ihm auch, in erster Linie auf Zolas Einfluss auf die Affäre – er spricht sogar von ihm als die Hauptfigur und einen der Helden – doch gesteht er im theoretischen Kontext des Intellektuellen-Diskurses ein: „Lazare was the quintessential public intellectual, free of all ties and ready to do battle wherever and whenever against all enemies of justice.“ Conner weist dabei auch auf eine allmähliche Wende im kulturellen Gedächtnis Frankreichs zu Lazare hin, nach dem man in Paris 2005 einen Platz benannte, mit dem Hinweis, er wäre der erste Verteidiger Dreyfus' gewesen. Vgl. Conner, *The Dreyfus Affair*, 119,128.

¹³⁵ Ebd., 60.

entfaltete.¹³⁶ „Welch’ erschütterndes Drama und welch’ wunderbare Charaktere! Vor diesen Dokumenten von tragischer Schönheit, die uns das Leben zuträgt, hüpfte mein Romanschreiberherz in leidenschaftlicher Bewunderung.“¹³⁷ Tatsächlich sollten die Geschehnisse um Dreyfus am Ende auch als Vorlage für Zolas postum erschienen Roman *Vérité* (1903) dienen.¹³⁸ Wie sehr Dreyfus’ Schicksal literarische Qualität in sich barg, d. h. wie sehr Literarisches und Historisches in diesem Fall miteinander verschmelzen sollten, zeigt sich anhand zweier Beispiele auf imposante Weise. Da wäre zum einen die Tatsache zu nennen, dass Zola in besagtem Roman die Rehabilitation seines unschuldig verurteilten Helden vorwegnahm. Sei es Vorahnung gemischt mit einem schriftstellerischen Instinkt oder ein Gefühl für geschichtliche Dramaturgie – Dreyfus’ Name sollte 1906 auch offiziell reingewaschen werden. Zola blieb jedoch die Möglichkeit verwehrt, all dies noch miterleben zu dürfen, starb er doch bereits 1902 in Paris. Das „erschütternde Drama“ dieses Falls, wie er Zola ob all seiner Inszenierung in den Bann gezogen hatte, ließ jedoch auch umgekehrt die Frage nach einer literarischen Vorlage zu.¹³⁹ Und man braucht gar nicht weit in die französische Literaturgeschichte zurückzuschauen, da wird man bereits 1894 fündig – in jenem Jahr also, als man dem jüdischen Hauptmann den Prozess machte. In seinem Feuilletonroman *Les deux frères* beschreibt Louis Létang das Komplott gegen den Hauptmann Philippe Dormelles. Dormelles galt es aus dem Weg zu räumen, hatte doch sein Gegenspieler Aurélien de Prabert Interesse an dessen Verlobter gefunden. Der Weg sollte über einen gefälschten Brief und die Anschuldigung führen, der Hauptmann stünde im Dienst des deutschen Nachrichtendienstes. Im Roman las sich Praberts Plan dann so: „Das ist wunderbar, die Schriftzüge sind vollkommen nachgemacht, es ist derselbe Charakter, derselbe Schwung in

¹³⁶ Neben Zola hatte auch Marcel Proust (*À la recherche du temps perdu* / *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*) das Literarische dieses historischen Stoffs erkannt. Vgl. Ludewig, „Von Zola“, 170; vgl. Conner, *The Dreyfus Affair*, 128f., 135.

¹³⁷ Ludewig, „Von Zola“, 167.

¹³⁸ Wenngleich nicht in der Weltstadt Paris, sondern in der französischen Provinz spielend fanden doch zahlreiche Aspekte des Falls Eingang in diesen Text: eine antisemitische Hetzkampagne, ein mehr als fragwürdiger Prozess, ein verräterisches Schreiben, die Teufelsinsel, eine um Gerechtigkeit kämpfende Familie und die späte Rehabilitation des fälschlich Verurteilten. Ebd., 169.

¹³⁹ Ebd., 165.

den kleinsten Bewegungen. [...] Sobald die geheimen Dokumente bei Dormelles sind, wird der Brief eines ‚unbekannten Freundes‘ [nämlich des Vorgesetzten Dormelles] Allevard über die verräterischen Umtriebe des Hauptmanns aufklären. Dieser wird sich gewaltig wichtig machen und einen großen Eifer entfalten, weil er den schönen Dormelles nicht mag. Und so ist mein Rivale rettungslos verloren. [...] Man wird ihn sofort verhaften und in das Gefängnis des Cherche-midi einsperren, bis das Kriegsgericht zusammentritt. Noch am Abend der Verhaftung wird eine mir ergebene Zeitung in großer Aufmachung den schändlichen Verrat eines französischen Offiziers bekanntmachen und den Namen Philippe Dormelles preisgeben. Ihr werdet einen prachtvollen Skandal erleben [...].¹⁴⁰ Für den Leser des *Petit Journals*, in dem jener Text erschien, mussten sich die Geschehnisse um den Hauptmann Dreyfus in den Folgejahren zunächst wie eine Neuauflage und schließlich wie eine Fortsetzung der Geschichte mit anderem Namen gelesen haben.¹⁴¹

Erst das Einwirken von Schriftstellerkollegen wie Lazare oder Marcel Prévost sollte langsam das außerliterarische Interesse Zolas am Dreyfus-Fall wecken. Im November 1897, also über drei Jahre nach dem Beginn des Spionageskandals, ist Zolas Stimme erstmalig öffentlich zu vernehmen, zunächst in *Le Figaro*, wo von ihm eine Reihe von Artikeln erschienen, die bereits die wesentlichen Punkte seines *J'accuse* ankündigen: das Hochhalten der Prinzipien Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrheit. *J'accuse* sollte dann seine fünfte und meistbeachtete schriftliche Äußerung zum Falle Dreyfus sein. Anders als noch bei Lazare fokussierte seine Kritik sich nicht in erster Linie auf den Vorwurf des Antisemitismus, sondern auf den französischen Militärapparat (– den Stolz einer ganzen Nation) und dessen Korruption sowie das Versagen der Justiz, mitsamt den Richtern. Übergehen wollte er den Antisemitismus als treibende Kraft hinter

¹⁴⁰ Zitiert nach ebd., 165f.

¹⁴¹ In *J'accuse* rückt Zola den Fall Dreyfus in die Nähe der Literatur, wenn er schreibt: Oberstleutnant du Paty de Clam „scheint mir ein überaus verworrener und unklarer Kopf, sein Geist scheint von Verwicklungen wie in einem Roman gequält zu sein, und er gefällt sich in den Ingredienzien der Schundromane, als da sind: gestohlene Papiere, anonyme Briefe, Rendez-vous an einsamen Orten, geheimnisvolle Frauen, die nächtens mit belastenden Beweisstücken Handel treiben.“ Und: „Es gab dahinter nur die extravagante Einbildungskraft von Oberst du Paty de Clam. Das alles wurde nur in Szene gesetzt, um den albernsten aller Schundromane zu verhüllen.“ Zola, „J'accuse“, 103, 105.

der Affäre jedoch nicht. So räumt er ein, zu Beginn habe es sich womöglich noch um einen „Irrtum“ gehandelt, um eine „Fahrlässigkeit und Verstandesschwäche.“¹⁴² Es haben hier wohl die „religiösen Leidenschaften ihrer Kreise“ sowie die „Vorurteile[] des Korps-Geistes“ gegriffen.¹⁴³ Zum Ende hin wird er deutlicher, wenn er mit der „Skandalpresse“ ins Gericht geht, wobei er auch erkennen lässt, dass er nicht allein für den inhaftierten Dreyfus eintritt:¹⁴⁴ „Es ist ein Verbrechen, kleine und einfache Leute zu vergiften, die Leidenschaften des Rückschritts und der Intoleranz aufzustacheln und sich dabei hinter dem gehässigen Antisemitismus zu verbergen, an dem das liberale Frankreich der Menschenrechte zugrunde gehen wird, wenn es nicht von ihm geheilt wird.“¹⁴⁵ Als Volkskrankheit beschreibt Zola den Antisemitismus im eigenen Land, eine Krankheit, die im Zuge der Dreyfus-Affäre immer wieder ihre hässlichen Symptome zeigte. Wie eine Generalprobe der Reichskristallnacht in Deutschland, heißt es bei Conner, hätten die Szenen jener Tage in vielen französischen Städten angemutet, als man Synagogen niederbrannte und jüdische Geschäfte zerstörte – so geschehen in Paris, Nantes, Bordeaux, Marseille, Lyon, Nancy oder auch Versailles.¹⁴⁶ Oftmals hatte der Fall Dreyfus bei den Pogromen nur eine nebensächliche Rolle gespielt, ging es doch vielmehr darum, mit Sprüchen wie „Tod den Juden“ zu zeigen, dass *fraternité* für Juden im Lande nicht galt.¹⁴⁷ Aus einer religiösen Minorität war in der Zwischenzeit eine Bedrohung für die ‚reine französische Rasse‘ geworden, das 20. Jahrhundert warf seine Schatten voraus.¹⁴⁸ Gerade deshalb verhielt sich die französisch-jüdische Gemeinde im Falle Dreyfus ausgesprochen zurückhaltend. Durch ein öffentliches Unterstützen des Hauptmanns, so glaubte man, hätte man den ohnehin kursierenden Verdacht nur noch bestärkt, man zöge jüdische den nationalen Interessen vor, wodurch man den Hass nur noch weiter geschürt hätte.¹⁴⁹

¹⁴² Ebd., 104.

¹⁴³ Ebd.

¹⁴⁴ Ebd., 110.

¹⁴⁵ Ebd., 111.

¹⁴⁶ Vgl. Conner, *The Dreyfus Affair*, 148f.

¹⁴⁷ Vgl. ebd., 149.

¹⁴⁸ Conklin/Fishman/Zaretsky, *France*, 111.

¹⁴⁹ Ebd., 107.

Zolas Fokus lag jedoch primär auf der Aufdeckung der Vertuschungsaktion, der Lügen, derer man sich dabei bediente, und er zögerte nicht, die Verantwortlichen beim Namen zu nennen. Üble Nachrede, so orakelte er am Ende von *J'accuse*, würde man ihm in der Folge vorwerfen und dafür sollte er schließlich auch angeklagt werden. Noch ehe der Prozess gegen ihn zum Abschluss gebracht werden konnte, setzte sich der Schriftsteller ins britische Exil ab. Ein Jahr lang beobachtete er aus der Ferne, was sein öffentliches Eingreifen ins Rollen gebracht hatte. Unmittelbar einen Tag nach Erscheinen von Zolas öffentlichem Anklagebrief hatte *L'Aurore* eine Petition zugunsten von Dreyfus abgedruckt, die als das ‚Manifeste des Intellectuels‘¹⁵⁰ Berühmtheit erlangen sollte und unter die in den folgenden Ausgaben über dreitausend Schriftsteller, Künstler, Lehrer, Professoren, Ärzte, Rechtsanwälte, Architekten und Studenten ihre Namen setzten.¹⁵¹ Unter dem wachsenden Druck der Öffentlichkeit gelangten nun immer mehr Informationen ans Tageslicht; so zum Beispiel, dass es sich bei den angeblichen (stets geheim gehaltenen) Beweisen gegen Dreyfus um Fälschungen handelte. Auch der derweil nach England geflüchtete Esterhazy hatte aus dem Exil verlauten lassen, dass er es gewesen war, der das Bordero verfasst hatte. Und nachdem der Adressat von Zolas öffentlichem Brief, Präsident Faure, nach einem Schlaganfall durch den politisch gemäßigten Emile Loubet ersetzt worden war, stand einem Wiederaufnahmeverfahren nichts mehr im Weg. Dass dieses abermals in einem Schuldspruch endete, zeigt, wie es in jenen Tagen um das Recht in Frankreich bestellt war.¹⁵² Zehn Tage später jedoch sollten die Qualen für Dreyfus ein Ende haben. Am 19. September 1899 endlich wurde er von Präsident Loubet begnadigt. Bis zu seinem endgültigen Freispruch und seiner Wiederaufnahme ins französische Militär verstrichen aber noch einmal sieben Jahre.

¹⁵⁰ Ursprünglich war es lediglich unter dem Titel *Une Protestation* erschienen, den Namen erlangte der Text erst im Nachhinein. Vgl. Bering, *Die Epoche*, 32.

¹⁵¹ Drake, *French Intellectuals*, 21.

¹⁵² Nicht zuletzt war dieses Urteil auch ob der Skepsis den Intellektuellen gegenüber möglich, zu denen selbstverständlich auch jene Professoren zählten, die im Wiederaufnahmeverfahren als Schriftsachverständige fungierten. „Das Kriegsgericht hörte ihnen mit größter Aufmerksamkeit, aber voll Mißtrauen zu; sieht es doch in ihnen ‚Intellektuelle‘, also jene anmaßenden Pedanten, die sich für Aristokraten des Geistes halten und allesamt mehr oder minder ihr Nationalgefühl verloren haben.“ Zitiert nach Bering, *Die Epoche*, 39.

Die Dreyfus-Affäre, darüber waren sich schon die historischen Akteure einig, hatte Bedeutung weit über den Einzelfall hinaus.¹⁵³ Sein Fall stand für Frankreich im Fin de siècle: mit ihm verband man den sich ausweitenden Antisemitismus, eine politisch gespaltene Nation, aber vor allem den neuen Intellektuellen, wie ihn Émile Zola verkörperte. Was aber eigentlich war so neu an diesem Typus eines politischen Schriftstellers? Die Verbindung aus Schriftsteller und politischem Engagement hatte es schon vorher gegeben. Voltaire war für den Ruf des exekutierten Jean Calas eingetreten und Victor Hugo hatte Napoleon III. die Stirn geboten. In Deutschland denkt man unmittelbar an Bettina von Arnim, die dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV. ob der Armut im Lande gehörig eingeschenkt hatte bzw. an Wilhelm und Jacob Grimm und die Streitschrift der Göttinger Sieben, die an die Adresse Ernst August I. gerichtet war. Dennoch spricht von ihnen heute niemand im Sinne des modernen Intellektuellen. Es sind in erster Linie die neuen ihn umgebenden Bedingungen, die den politischen Schriftsteller um die Jahrhundertwende zu einem Intellektuellen im modernen Sinne machten. Schaut man auf den im angelsächsischen Raum verwendeten Begriff des *public intellectual*, wird auch umgehend erkennbar, worin diese neuen Bedingungen für den Schreibenden bestanden. Seit 1881 hatte sich in Frankreich durch die Pressefreiheit der öffentliche Raum für kritische Stimmen merklich erweitert. Daraus resultierend gewannen die Massenmedien unverkennbar an Bedeutung. Zahlreiche Zeitungen wurden gegründet und erlangten als Medium der Meinungsbildung erheblichen Einfluss. Zusätzlich zu den Zeitungen waren die Massen inzwischen durch Zeitschriften oder Broschüren in der Lage sich zu informieren. Neben der Aufhebung der Zensur hatte auch der technische Fortschritt in der Drucktechnik ab etwa 1870 den Aufschwung des Pressewesens stark vorangetrieben.¹⁵⁴

¹⁵³ Allein Dreyfus selbst zeigte ob des Aufhebens, das um seine Person gemacht wurde, kein Verständnis. So hatte er sich, als er von dem Eintreten der Intellektuellen erfuhr, gegenüber seinen Helfern zunächst skeptisch gezeigt, wohl nicht zuletzt auch weil es vier Jahre gedauert hatte, bis man ihm schließlich zur Hilfe kam. Er war sich auch darüber bewusst, dass es hier kaum um ihn als Menschen, sondern um Politisches ging. Vgl. Conner, *The Dreyfus Affair*, 44, 48, 137, 147.

¹⁵⁴ Vgl. Jurt, *Frankreichs*, 34. Auch für Jurt sind es in erster Linie die Bedingungen, allen voran das sich rapide entwickelnde Pressewesen, die den neuen Intellektuellen ausmachen. Die „Mobilisierung der öffentlichen Meinung“

Dass sich diese „l'opinion publique“, wie sie Zola in *J'accuse* bereits beim Namen nennt, überhaupt durch das Lesen hatte formieren können, hing auch mit dem rapiden Wandel im Bildungswesen zusammen, wie man ihn in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im westlichen Europa beobachten konnte. Die vielen Neuerungen – darunter die Einführung der Schulpflicht – hatten zur Folge, dass breite Bevölkerungsschichten nun einen weitaus einfacheren Zugang zu Bildungsmitteln hatten und das Analphabetentum stark zurückging. Sie brachten aber auch einen „morphologische[n] Wandel des intellektuellen Feldes“ mit sich. Dieser „bestand in der schnellen quantitativen Erhöhung der Zahl der Vertreter intellektueller Berufe. So stieg die Zahl der Studenten zwischen 1860 und 1890 in Frankreich von 8.000 auf 20.000 (in Deutschland von 12.000 auf 28.000; in England von 3.000 auf 16.000). Die Anzahl der Vertreter der Freien Berufe erhöhte sich zwischen 1881 und 1906 in Frankreich um 43 Prozent (in Deutschland gar um 58 Prozent und in England um 33 Prozent.)“¹⁵⁵

Während die Presse einerseits wesentliche Grundvoraussetzung für die Bildung einer öffentlichen Meinung war, so hatte sie sich mit ihrer bei vielen Zeitungen üblichen antisemitischen und eindimensionalen Berichterstattung aus Zolas Sicht auch schuldig gemacht. „Es ist ein Verbrechen, die öffentliche Meinung irrezuführen, diese Öffentlichkeit, die man bis zum hellen Wahnsinn verdreht hat, für ein Todeswerk zu mißbrauchen.“¹⁵⁶ Sie zu schützen, hatte sich Zola auf die Fahnen geschrieben, für sie und die sie tragende französische Öffentlichkeit trat er ein. Dies wird ersichtlich, wenn der Schriftsteller die Verurteilung von Dreyfus nicht als ein Verbrechen an der Privatperson Dreyfus beschreibt, sondern als eines, das „gegen die Gesellschaft“ begangen worden ist.¹⁵⁷ Es ist auch nicht der französische Gesetzestext, dem er sich verpflichtet fühlte – ganz im Gegenteil: mit *J'accuse*, das räumt er im Text noch selbst ein, verstieß er gegen geltendes Recht. Wenn er auch nicht explizit davon sprach, so war es doch eher

wäre „[f]ünfzig Jahre zuvor [...], selbst unter denselben intellektuellen Bedingungen, nicht möglich gewesen, denn die Zeitung war damals noch das Privileg einer kleinen Elite.“ Ebd., 35.

¹⁵⁵ Vgl. ebd., 31.

¹⁵⁶ Zola, „*J'accuse*“, 111.

¹⁵⁷ Ebd., 102.

ein Naturrechtskonzept, dem er folgte, wenn er „den Ausbruch der Wahrheit und Gerechtigkeit zu beschleunigen“ versuchte. Beide Worte ziehen sich wie ein roter Faden durch Zolas Argumentation.¹⁵⁸ Jene Prinzipien sollten es auch sein, die die Stützpfeiler für das Engagement des Intellektuellen im 20. Jahrhundert bildeten. Aus ihnen ergab sich für Zola, die „Pflicht“ zu sprechen, wie es zu Beginn von *J'accuse* heißt.

Hervorzuheben ist zudem auch der Aspekt der Kollaboration. Zuvor stellte die politische Intervention eines Schriftstellers zumeist einen Alleingang dar.¹⁵⁹ Hier nun fand sich ein Kollektivbewusstsein für eine neue Gruppe, die das Manifest als gemeinschaftliches Genre für sich sprechen ließ.¹⁶⁰ Obendrein wurde der Begriff vom Intellektuellen im Kontext der Dreyfus-Affäre in der Regel im Plural verwendet. Wenngleich Zola zunächst allein vortrat, so hatte das, was folgen sollte, den Intellektuellen zu einem Teil eines Kollektivs werden lassen – ‚intellectuels‘ war daher in der Geburtsstunde dieser neuen Figur vor allem eine Gruppenbezeichnung.¹⁶¹

Neben den neuen Voraussetzungen für den politisch aktiven Intellektuellen war auch der sie bezeichnende Begriff im politischen Diskurs neu. Zwar hatte es den Intellektuellen bereits zuvor „außerhalb der Gemeinsprache“ gegeben und war schon ab Mitte des 19. Jahrhunderts von zahlreichen Schriftstellern mit verschiedenster Semantik belegt worden, doch seine Bedeutung (und Funktion) im modernen Sinne gewann das Wort erst mit der Dreyfus-Affäre.¹⁶² Viele der Assoziationen, die sich damals an den Begriff zu knüpfen begannen, sind heute noch Teil des Diskurses, negativen als auch positiven Gehalts. Bis heute ist nicht endgültig geklärt, ob er erstmals von den Dreyfus-Unterstützern oder aber deren Gegnern gebraucht worden war.¹⁶³ Fest

¹⁵⁸ Für einen Mann wie Alfred Dreyfus, der seit 1894 auf der Teufelsinsel in Haft gesessen hatte, konnte der Kampf für solche abstrakten Anliegen, für die seine Unterstützer kämpften, nicht dasselbe Gewicht haben. Zwar glaubte er zu Beginn noch, dass das Recht in seinem Fall über das Unrecht triumphieren würde, doch nach jahrelanger Haft hatte auch er nicht mehr die Kraft aus Prinzipientreue das Begnadigungsangebot des Präsidenten auszuschlagen. Gerade aber das hatten viele seiner Unterstützer von ihm verlangt, die, wie der Intellektuelle Charles Péguy es beschrieb, für Dreyfus in den Tod gegangen wären. Vgl. Conklin/Fishman/Zaretsky, *France* 109, 114.

¹⁵⁹ Die zuvor bereits erwähnten Göttinger Sieben können hier als ein früheres Beispiel genannt werden.

¹⁶⁰ In diesem Zusammenhang schreibt Eric Cahm: „The Affair thus witnessed the birth of the modern idea of the intellectual committed as a member of a group, made up of writers, artists and those living by their intellect, who led the backing of their reputation to the support of public causes.“ Cahm, *The Dreyfus Affair*, 69.

¹⁶¹ Vgl. Jurt, *Frankreichs*, 31; vgl. Conner, *The Dreyfus Affair*, 121; Bering, *Die Epoche*, 34.

¹⁶² Bering, *Die Epoche*, 34.

¹⁶³ Ebd., 34.

steht hingegen, dass die Bedeutung jeweils davon abhing, wer das Wort vom Intellektuellen verwendete. Im Kreise des Anti-Dreyfus-Lagers – hier sei an vorderster Stelle Maurice Barrès genannt – galt es als eine Abwertung, ja wenn nicht sogar als Schimpfwort. Barrès habe Ibsens *Rosmersholm* im Sinn gehabt, worin der Intellektuelle als „ein Künstler oder ein Wissenschaftler“ bezeichnet wird, „der keine politische Macht hat, der sich aber trotzdem ein soziales Ideal bildet.“¹⁶⁴ „Auf eine Gesamtkonzeption der sozialen Gemeinschaft also ist das Denken eines ‚Intellektuellen‘ gerichtet“ und für Barrès ist „dieses Denken [...] wesentlich gekennzeichnet durch ein Missverhältnis von Wollen und Können.“ Für ihn ist der Intellektuelle ein die Wirklichkeit verkennender Mensch, dessen Denken auf Idealen basiert und das vor allen Dingen abstrakt ist, nicht zuletzt weil dieses in praxisferner Umgebung wie der Universität gelehrt wird.¹⁶⁵ Der Intellektuelle sei demnach ein Vernunftmensch, dem jeder Instinkt fehle.¹⁶⁶ Da die Kritik der Schriftsteller während der Dreyfus-Affäre in erster Linie auf den Stolz der Franzosen, auf das französische Militär, abzielte, liegt es nur nahe, dass der Intellektuelle zudem als antifranzösisch, d. h. antinational gescholten wurde. Und von da war im antisemitischen Klima Frankreichs der assoziative Sprung zum Jüdischen nicht mehr weit – nicht zuletzt drehte sich der Fall aus Sicht der Dreyfus-Gegner um einen verräterischen Juden. „Wichtig ist die Feststellung, dass viele Unterzeichner keineswegs Juden waren, dass aber trotzdem an dem neuen Wort eine Bedeutungsnuance haftete, die man im faschistischen Deutschland ‚verjudet‘ genannt hat.“¹⁶⁷ Schließlich kam zu jener Zeit auch schon das noch heute immer wieder zu vernehmende Urteil dem Intellektuellen gegenüber auf, er handle außerhalb seines Kompetenzbereiches. Zu einer Zeit, in der die Spezialisierung der Arbeitswelt immer deutlicher voranschritt, befanden die Intellektuellen-Kritiker einstimmig, hätten Schriftsteller oder Mathematikprofessoren im Kontext der Militärgerichtsbarkeit nichts beizusteuern.¹⁶⁸

¹⁶⁴ Ebd., 35.

¹⁶⁵ Ebd., 36.

¹⁶⁶ Vgl. ebd., 37.

¹⁶⁷ Ebd., 40.

¹⁶⁸ Ebd., 42-44.

Während ‚Intellektueller‘ als Schimpfwort unter den Anti-Dreyfusards kursierte, machten sich die Dreyfusards den Term als „rühmende[] Selbstbezeichnung“ zu eigen.¹⁶⁹ Er wirkte hier in positiver Weise identifikationsbildend und somit bestärkend für das neue Kollektiv.¹⁷⁰ Auf den Vorwurf, man handle außerhalb des eigenen Kompetenzbereiches, hatte Zola bereits in *J'accuse* die Antwort geliefert. Er sah seine Intervention unabhängig von jeglichem Expertendenken, er sah sie als Frage höherer Ideale. Sein idealistischer Kern war das Streben nach Wahrheit. „Die Wahrheit ist im Vormarsch und nichts wird sie aufhalten“, lautete seine Kampfansage an die Militärjustiz.¹⁷¹ Aus dem eigenen Gewissen – nicht aus irgendeiner Kompetenz heraus – entsprang für den Schriftsteller die Pflicht, die Wahrheit zu sagen, denn, so heißt es gleich zu Beginn, er „möchte nicht mitschuldig sein. Meine Nächte würden sonst vom Gespenst des Unschuldigen heimgesucht werden, der in weiter Ferne unter den schlimmsten Qualen für ein Verbrechen büßt, das er nicht begangen hat.“¹⁷² Für seine politische Intervention ist bei Zola das Gewissen die treibende Kraft. Allein vier Mal findet sich der Term „conscience“ in *J'accuse* wieder. Gleichzeitig ist das Gewissen auch Träger von Zolas idealistischem Wertesystem, das auf die Prinzipien Wahrheit und Gerechtigkeit ausgerichtet ist. An diesen von Natur aus „interessefreien“ und „statischen“ Werten sollten die Intellektuellen in Zukunft gemessen werden.¹⁷³ Doch viele Schriftsteller des frühen 20. Jahrhunderts, so wurde schnell deutlich, hatten sich, wenn sie sich öffentlich zu politischen Belangen äußerten, stattdessen von Interessen leiten lassen, die solche ethischen Maßstäbe missachteten. Das gab Anlass zur Kritik – Julien Benda witterte sogar Verrat.

¹⁶⁹ Ebd., 44; Conner, *The Dreyfus Affair*, 120.

¹⁷⁰ Conner, *The Dreyfus Affair*, 122.

¹⁷¹ Zola, „J'accuse“, 112.

¹⁷² Ebd., 102f.

¹⁷³ Unter anderen zeichnen sich die Werte des Intellektuellen bei Benda dadurch aus, dass sie „statisch“ und „interessefrei (vorteilslos zweckfrei)“ sind. Zu „statisch“ schreibt er: „Damit meine ich, daß sie als mit sich selbst identisch aufzufassen sind, unberührt von der Vielfalt der zeitlichen, räumlichen und sonstigen Umstände, die sie in der Realität begleiten.“ Das Merkmal „interessefrei“ bezieht er auf den Intellektuellen selbst: „Damit will ich sagen, daß Gerechtigkeit, Wahrheit und Vernunft nur insofern Werte des clerc darstellen, als sie kein praktisches Ziel verfolgen.“ Benda, *Der Verrat*, 75ff.

Vom Verrat des Intellektuellen: Julien Bendas ‚La Trahison des Clercs‘ (Exkurs)

Kritik an den Intellektuellen, wie sie bereits schon wesentlicher Bestandteil der Diskussionen während der Dreyfus-Affäre war, sollte im 20. Jahrhundert zu einer der tragenden Säulen des Diskurses werden. Im Kontext der Kritik am Intellektuellen erfuhr das Konzept dieser politischen Figur oftmals scharfe Ausformungen und Erweiterungen. Während die frühesten ablehnenden Urteile freilich von den Anti-Dreyfusards und somit von den Gegnern des Intellektuellen stammten, wurden im 20. Jahrhundert auch immer wieder kritische Stimmen aus dem Lager der Intellektuellen selbst laut. Für die Frage nach der Entwicklung dieses Konzepts sind letztgenannte Wortmeldungen von besonderem Interesse, wurden doch in diesem Zusammenhang nicht erfüllte Erwartungen und Vorstellungen geäußert. Stellvertretend soll hier auf das früheste und wohl bekannteste Beispiel dieser Art geblickt werden. Es stammt abermals aus Frankreich, trägt den Namen *La Trahison des Clercs*, wurde vom in Paris geborenen Philosophen und Schriftsteller Julien Benda verfasst und erschien 1927. Während das Werk in Bendas Heimat für reichlich Gesprächsstoff sorgte, fand es beim Nachbarn östlich des Rheins so gut wie keine Beachtung. Das Fehlen eines deutschen Pendants zum französischen Intellektuellen wie Émile Zola ist hierfür zu den Hauptgründen zu zählen, Bendas jüdischer Hintergrund dürfte zudem auch eine Rolle gespielt haben. Nach Deutschland gelangte es in Übersetzung jedenfalls ein halbes Jahrhundert nach der französischen Erstveröffentlichung.

Der idealistische Kern des Intellektuellen, wie wir ihn bereits in *J'accuse* formuliert finden, tritt auch aus Bendas Text unmissverständlich hervor. Die Aufgabe des Intellektuellen hier: die Bewahrung von humanistischen Idealen wie Freiheit, Vernunft und Gerechtigkeit. Doch die „clerics“, zu denen Benda Künstler, Gelehrte, Schriftsteller, Philosophen aber auch Journalisten zählte, hatten ihm zufolge ihre Mission verraten. Sie seien dem Zeitgeist der Massen verfallen, die seit dem 19. Jahrhundert ihr Handeln zunehmend an politischen Affekten ausgerichtet hätten.

„Politik überall, Politik immerzu, Politik ausschließlich.“¹⁷⁴ Politik sei zu einer Leidenschaft geworden, die Benda als „eine Errungenschaft der modernen Zeit“ ansieht, freilich keine, der er viel Begeisterung entgegenbringen konnte. Zu den politischen Leidenschaften zählt er „Rassen-, Klassen- und Nationalleidenschaften“, eben jene Affekte, die das 20. Jahrhundert wesentlich beeinflussen sollten. Einen erheblichen Anteil daran hätten die politischen Zeitungen gehabt, die „Irrationalität“ in Form von „Nationalstolz“ bzw. „nationalem Ressentiment“, und nicht zuletzt Antisemitismus schürten, aber eben auch die Intellektuellen selbst.¹⁷⁵ Hatte sich diese „Klasse von Menschen“ einst dadurch ausgezeichnet, dass ihre „Aktivitäten schon vom Wesen her nicht auf praktische Ziele ausgerichtet“ waren, ihr „Wirken in förmlicher Opposition zum Realismus der Menge stand“, hätte man stattdessen begonnen eben jene Position zugunsten einer am politischen Affekt orientierten Haltung aufzugeben.¹⁷⁶ „Zu Ende des 19. Jahrhunderts [...] vollzieht sich ein gewaltiger Umschwung: *die clerics beginnen, beim Spiel der politischen Leidenschaften mitzubalten*. Die Männer, die einst den Realismus der Völker zügelten, geben ihm nun die Sporen.“¹⁷⁷ Damit jedoch liefere man die Menschheit ans Messer, denn dies käme dem Ende der Kultur, d. h. der Aufgabe des demokratischen Geistes, des Erbes der französischen Revolution gleich. „Die Voraussetzungen für die Kultur sind wohl nur insofern gegeben, als die Menschheit eine Funktionsteilung befolgt, das heißt solange es neben denjenigen, die den weltlichen Leidenschaften nachgehen und die entsprechenden Tugenden glorifizieren, eine Klasse von Menschen gibt, die solche Leidenschaften herabsetzten und Werte preisen, die über Welt- und

¹⁷⁴ Benda, *Der Verrat*, 91. Hierin wird im Übrigen ersichtlich, dass Benda den historischen Ursprung dieser Figur nicht im Dreyfus-Skandal ausmachte, sondern in einer Zeit weit vor Zola. „Und in der Tat zieht sich durch zweitausend Jahre Geschichte bis in die jüngste Zeit eine ununterbrochene Reihe von Philosophen und Kirchenleuten, Schriftstellern, Künstlern und Wissenschaftlern [...], deren Wirkung in förmlicher Opposition zum Realismus der Menge stand.“ Vgl. ebd., 111.

¹⁷⁵ Hatte bereits Zola die Zeitschriften und ihre Vergiftung der öffentlichen Meinung kritisiert, so greift Benda diesen Aspekt abermals auf und geht dabei sogar noch einen Schritt weiter, wenn er sich fragt: „Man kommt nicht umhin, einen Augenblick innezuhalten und sich zu fragen, ob es nicht sein könnte, daß die großen Kriege zwischen den Menschen nur erst begonnen haben, bedenkt man dieses Instrument zur Kultivierung der eigenen Leidenschaften, das da die Menschen erfunden oder jedenfalls zu bislang ungekannter Effizienz erhoben haben und dem sie sich täglich gleich nach dem Erwachen aus ganzem Herzen widmen.“ Ebd., 92.

¹⁷⁶ Ebd., 111.

¹⁷⁷ Ebd., 112.

Zeitliches hinausgehen.“¹⁷⁸ Als Benda 1927, nach über dreijähriger Schreibzeit, das Manuskript beendet, bringt seine Prognose von besagtem Umschwung nicht nur düster, sondern auch (terminologisch) präzise das auf den Punkt, was wenige Jahre später folgen sollte (– wiewohl er damals noch Italien und die Sowjetunion als die größten Bedrohungen ansah): „Eine solche Menschheit treibt dem totalsten und perfektioniertesten Krieg entgegen, den die Welt je erlebt hat“.¹⁷⁹ Eine Welt ohne den *clerc*, ohne den Intellektuellen lieferte sich auf Dauer der Barbarei aus (oder war ihr, Benda zufolge bereits ausgeliefert). Der Autor erklärt den Intellektuellen folglich zur Grundvoraussetzung der gesellschaftlichen Ordnung, die für ihn freilich stets die demokratische sein sollte. Als kritisches Gegengewicht zu den Handelnden verkörperte der Intellektuelle die andere, die geistige Sphäre, die Bendas dualistische Vorstellung vom Staat komplettierte.

Dem *clerc* kommt in diesem Model folglich eine staatstragende Rolle zu, die ihn, wiewohl er für überweltliche und überzeitliche Werte eintritt, entsprechend aus der rein literarischen Sphäre heraus und hinein in das „Welt- und Zeitliche“ hebt. Daher könne gegen eine politische Partizipation der *clercs* grundsätzlich nichts einzuwenden sein, so lange sie sich nicht in Form „einer unreflektierten Übernahme“ des politischen status quo, sondern „unter kritischer Stellungnahme“ zu demselben vollzöge.¹⁸⁰ Tatsächlich habe es politische Intervention schon vor Zola gegeben (– immer wieder führt er in diesem Zusammenhang Voltaire an); das war es nicht, was für ihn den modernen Intellektuellen ausmacht: Das Moderne besteht für Benda eben in jenem Verrat.¹⁸¹ In ihrer intellektuellen Arbeit von politischen Leidenschaften beeinflusst, leisteten sie Affekten Vorschub anstatt gegen sie vorzugehen. Nationale Egoismen erhielten den Vorzug vor der „universalen Moral“, dem was alle Menschen einigte.¹⁸² Stattdessen

¹⁷⁸ Ebd., 177.

¹⁷⁹ Ebd., 206.

¹⁸⁰ Ebd., 113.

¹⁸¹ Es geht hier nicht darum zu untersuchen, ob das geistige Vermögen eines Wissenschaftlers oder eines Künstlers Ausdruck seiner Nationalität oder Rasse ist, und in welchem Umfang; es geht allein darum, bei den modernen Intellektuellen eine diesbezügliche Wunschvorstellung – und deren radikale Neuheit – zu konstatieren.“ Ebd., 124.

¹⁸² Ebd., 145.

hätten sie „den Völkern zugeredet, ihre Identität in *allem*, was sie von anderen Völkern unterscheidet zu suchen“.¹⁸³ Den Ausgangspunkt für die „Hinwendung des modernen *clerc* zum patriotischen Fanatismus“ – diese These sollte im Jahr 1927 aus der Feder eines französischen Schriftstellers nicht überraschen – sah Benda in Deutschland und er machte ihn historisch noch weit vor der Dreyfus-Affäre und Zola aus: „Die französischen Intellektuellen begegneten – noch auf Jahre hinaus – ausländischen Kulturen mit grundsätzlicher Unvoreingenommenheit (man denke an den Kosmopolitismus der Romantiker), als die Lessing, Schlegel, Fichte und Goerres schon inbrünstig Ergriffenheit für ‚alles was deutsch ist‘ und Verachtung für alles undeutsche kultivierten. Der nationalistische Intellektuelle ist im wesentlichen eine deutsche Erfindung.“¹⁸⁴ Von hier aus verbreitete sich dieser moderne, d. h. nach Benda verräterische Intellektuelle dem imperialistischen Zeitgeist gemäß auf den Rest Europas. „Die moralischen und politischen Einstellungen, die Europas *clercs* sich in den letzten fünfzig Jahren zu eigen gemacht haben, sind größtenteils deutschen Ursprungs; im geistigen Bereich hat Deutschland – weltweit auf der ganzen Linie gesiegt. Deutschland hat mit seiner Kreation des nationalistischen *clerc* einen offensichtlichen Kraftzuwachs erfahren und somit diesen Typus gleich für alle anderen Länder zur Notwendigkeit werden lassen.“¹⁸⁵

Im Zentrum von Bendas Kritik am verräterischen Intellektuellen stand die Ablehnung der geistigen Elite jenem idealistischen Wertekanon gegenüber, dem schon Zola in seinem Handeln gefolgt war und der für ihn Kern des menschlichen Miteinanders war. Wahrheit und Gerechtigkeit. Benda knüpft diese beiden Begriffe lose an den Begriff der „Universal-moral“ – dem „allerorts und jederzeit gültigen menschlichen Gewissen“ – und erklärt, dass die Intellektuellen statt zur Verbreitung dieser Moral zu deren Verfall bzw. zu deren inhaltlichen Umdeutung beigetragen hätten. Wahrheit sei nichts Universelles mehr, stattdessen

¹⁸³ Ebd., 139.

¹⁸⁴ Ebd., 121.

¹⁸⁵ „Unbestreitbar, daß vor allem Frankreich gehalten war, Männer wie Barrès hervorzubringen“, wird er kurz danach auch in Sachen Namen konkret. „Von dem Augenblick an, da es in Deutschland einen Mommsen und seine Gesinnungsgenossen gab, wollte es sich nicht an Nationalfanatismus unterlegen und folglich ernsthaft in seiner Existenz bedroht sehen.“ Ebd.

„kulturspezifischer“ Natur; jedes Land brächte seine eigenen Wahrheiten hervor, angepasst an die jeweilige nationale Agenda.¹⁸⁶ Gerechtigkeit sei dagegen mit „Gewohnheitsrecht“ bzw. dem Faustrecht ersetzt worden. Die Geschichte würde letztendlich zeigen, wer am Ende der Stärke und somit im Recht war. Statt Idealismus und notwendigem (weil Verbesserung schaffendem) Utopismus beherrschten Pragmatismus bzw. Realismus das Denken derer, die einst die Rolle der geistigen Führer innehatten.¹⁸⁷ „Für sie ist [...] in politischen Dingen das Praktische identisch mit dem Moralischen“, beschreibt Benda diese „Verlagerung der Moralität“. Oder um mit Maurras Worten zu sprechen: „Die Politik bestimmt die Moral.“¹⁸⁸

Gründe für diesen „gewaltige[n] Umschwung“ zum modernen *clerc* hin, wie ihn Benda kritisierte, gebe es viele. Sie reichen, um nur einige Beispiele zu nennen, von einer „Perfektionierung ihrer Romantik“ (Fühlen ersetzt das Denken) über „die fortschreitende Verbürgerlichung ihres Standes“ (und „ihre Adaption der damit verbundenen Eitelkeit“) bis hin zu einem „Schwinden ihrer klassischen Bildung“ (– einen Vorwurf, der zumindest im Fall der deutschen Romantiker, die bei Benda immer wieder als Objekt seiner Kritik herhalten müssen, nur schwer aufrecht zu erhalten ist).¹⁸⁹ Bendas scharfer analytischer Sinn für die zeitgenössischen Entwicklungen und sein daraus hervorgehender (berechtigter) Pessimismus gleiten zum Ende seiner Abhandlung in einen beißenden zynischen Ton ab. Für die Zukunft des Intellektuellenstandes rechnet er sich wenig aus: „Nur durch die ungeheuerlichste Anmaßung ist es einer Handvoll Stubenhocker gelungen, die Menschheit glauben zu machen, die höchsten Werte seien die geistigen Güter. Heute erwacht sie aus dieser Illusion, erkennt ihre wahre Natur und ihre eigentlichen Wünsche und stößt den Kriegsschrei aus gegen jene Männer, die sie jahrhundertlang um das Bewußtsein des eigenen Wesens betrogen haben. Anstatt sich nun über den Fall ihres Reiches zu entrüsten, sollten diese Usurpatoren (soweit noch einige von ihnen

¹⁸⁶ Ebd., 149.

¹⁸⁷ Ebd., 165.

¹⁸⁸ Ebd., 157.

¹⁸⁹ Ebd., 201.

übrig sind) nicht vielmehr erstaunt sein, daß es sich überhaupt so lange zu halten vermochte¹⁹⁰

Schauen wir nun im frühen 20. Jahrhundert hinüber nach Deutschland, so wird schnell ersichtlich, dass der „Kriegsschrei“ der modernen Intellektuellen bei Benda nicht nur polemische Metaphorik war. Der Erste Weltkrieg hatte bereits Jahre vor der Veröffentlichung von *Trahison des clercs* deutlich gezeigt, dass sich in dem Land, das Benda als die Quelle des Intellektuellen-Verrats ausmachte, die Vertreter des Geistes solidarisch an die Seite der Macht gestellt und deren militärisches Vorgehen gegen andere Nationen verteidigt hatten. Angesichts solcher Kollegen blickte Heinrich Mann sehnsüchtig nach Frankreich hinüber, wo er in Zola einen fand, den er in Deutschland vergeblich suchte.

Heinrich Mann: „Zola“ oder von einem deutschen Versäumnis

„Im Augenblick, da ich beginnen soll, frage ich mich noch einmal, ob ich denn wirklich, wie die Dinge liegen, über einen nicht deutschen Autor zu Ihnen sprechen darf, – und tue es nur in dem Bewußtsein, daß wir – und die Andern – doch auch jetzt noch Europäer geblieben sind und von einander lernen müssen.“¹⁹¹ Wer nur allein diesen Auftakt liest, der der bekannten *Zola-*Abhandlung Heinrich Manns vorangestellt ist, bekommt sofort ein Bild des geistigen Klimas, das den Schreibenden in jenen Tagen umgab, als er diese Worte zu Papier brachte.¹⁹² 1915 – da tobte der Krieg gerade ein Jahr. Volk, Kultur und Vaterland waren die Gebote der Stunde, als sich der Autor des gerade beendeten Romans *Der Untertan* daranmacht, den Lebensweg des französischen Schriftstellers von der Jugend bis zu eben jenem Jahr 1898 entlang dessen Oeuvre auszubreiten. Nicht jedoch die Freude am biografische Schreiben oder die unumwundene im Text zum Ausdruck kommende Wertschätzung dem französischen Schriftsteller gegenüber sind hier Schreibanlass. Heinrich Mann ist bemüht, in eine geistesgeschichtliche Leerstelle der Deutschen

¹⁹⁰ Ebd., 218.

¹⁹¹ Heinrich Mann, *Vorwort*, 147.

¹⁹² Der Text war zudem nicht in Deutschland abgedruckt worden, sondern in der pazifistischen Zeitschrift *Die Weißen Blätter* in der Schweiz.

hineinzuschreiben, die er noch im Vorwort als „unser großes Versäumnis“ bezeichnet.¹⁹³ Der sich daran anschließende Text über den Intellektuellen Zola, diesen „demokratische[n] große[n] Mann“, ist für den Schreibenden nicht nur biografisches Handwerk, sondern zu allererst die Skizze einer Negativschablone auf den zeitgenössischen deutschen Schriftsteller selbst.¹⁹⁴

Manns Zögern („ob ich denn wirklich“) ist freilich nichts anderes als ein rhetorischer Zungenschlag, der in erster Linie als Verweis auf jene nationale Geisteshaltung seiner zeitgenössischen Kollegen zu verstehen ist, denen Kultur deutsche Kultur und denen der wütende Krieg zwischen den Nationen Kulturkrieg bedeutete. Er mag dabei nicht zuletzt an die 93 Unterzeichner des Aufrufs *An die Kulturwelt!* gedacht haben, zu denen unter anderem auch Gerhart Hauptmann zählte. Erschienen im Oktober 1914 reagierten die „Vertreter deutscher Wissenschaft und Kultur“ in diesem Manifest auf die immer lauter werdende Kritik am deutschen Kaiserreich, nachdem das Heer bei seinem Einmarsch in Belgien sich neben tausenden von toten Zivilisten auch für die Zerstörung wertvollster mittelalterlicher Kulturschätze des Landes verantwortlich zeichnete. Diese Stimme der 93 nun wollte gegen „die Lügen und Verleumdungen“ vorgehen; man stilisierte sie (und somit sich selbst) „zur Verkünderin der Wahrheit“.¹⁹⁵

In diesem ersten gemeinsamen Protest der deutschen geistigen Elite dürfte Heinrich Mann ein verzerrtes Spiegelbild der Ereignisse um den Fall Dreyfus erkannt haben. Neben dem Kollektivcharakter erinnerte nicht zuletzt die gewählte Form des Protests (das Manifest), sein Medium (sämtliche großen Zeitungen des Kaiserreiches) und die treibende Kraft (die Wahrheit) an das Jahr 1898. Und dennoch hätten die Unterschiede kaum größer sein können. Statt wie Zola sich auf die Menschen- und Bürgerrechte („im Namen der Menschheit“) zu stützen, das Erbe der Französischen Revolution, hatte man sich von nationalem Ehrgefühl und Militarismus die Feder führen lassen, was nicht zuletzt bei dem Versuch zum Ausdruck kommt, sich gegen die Vorwürfe

¹⁹³ Heinrich Mann, *Vorwort*, 147.

¹⁹⁴ Heinrich Mann, *Zola*, 168.

¹⁹⁵ Vgl. von Ungern-Sternberg, *Der Aufruf*, 145, Abb. 4.

zu verteidigen, die Deutschen seien kulturzerstörende Barbaren:¹⁹⁶ „Aber so wenig wir uns in der Liebe zur Kunst von irgend jemand übertreffen lassen, so entschieden lehnen wir es ab, die Erhaltung eines Kunstwerks mit einer deutschen Niederlage zu erkaufen.“¹⁹⁷ War Zola in einen Kampf gegen das Militär und seine vermeintliche Justiz gezogen, standen hier die Kulturvertreter geschlossen hinter der eigenen Armee und sahen hierin ihre ganz eigene deutsche Form des französischen fraternité-Gedankens verwirklicht:¹⁹⁸ „Deutsches Heer und deutsches Volk sind eins“ verkündete man stoisch, „dieses Bewußtsein verbrüdert heute 70 Millionen Deutsche“.¹⁹⁹ Getragen von der anfänglichen Kriegseuphorie, heißt es am Ende des Textes schließlich: „Glaubt uns! Glaubt, daß wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk“, sei eben diesem Volk doch „das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kants“ heilig.²⁰⁰

„Gebildet wird Kultur heute einzig von der Demokratie“, lautet Heinrich Manns lakonische Antwort auf diesen Übermut seiner Kollegen.²⁰¹ „Sie ist es, die wir zu erlernen haben, da wir es so lange versäumt haben“ – womit wir wieder beim Eingangszitat angelangt sind.²⁰² „von einander lernen“ heißt für Mann vom französischen Nachbarn lernen. Ein Versäumnis, dass er bereits zuvor in seinem Essay *Geist und Tat* (1910) angemahnt hatte. Doch statt an die Hoffnung Demokratie klammere man sich in Deutschland „an Lügen und Ungerechtigkeit, als ahnte man hinter der Wahrheit einen Abgrund.“²⁰³ Noch nie wäre in Deutschland, „wo so viel gedacht ward, die Kraft der Nation je gesammelt worden [...], um Erkenntnisse zur Tat zu machen. Die Abschaffung ungerechter Gewalt hat keine Hand bewegt. Man denkt weiter als irgendwer, man denkt bis ans Ende der reinen Vernunft, man denkt bis zum Nichts: und im

¹⁹⁶ Zola, „J'accuse“, 113.

¹⁹⁷ von Ungern-Sternberg, *Der Aufruf*, 145, Abb. 4.

¹⁹⁸ Überhaupt hält Zola die Verbindung zwischen Gerechtigkeit und Militär, folglich auch die Institution einer Militärjustiz für äußerst fragwürdig: „Die hohe Vorstellung von Disziplin, die diese Soldaten im Blut haben, genügt sie nicht allein schon, um ihren Gerechtigkeitssinn abzuschwächen? Wer Disziplin sagt, sagt Gehorsam.“ Zola, „J'accuse“, 109.

¹⁹⁹ von Ungern-Sternberg, *Der Aufruf*, 145, Abb. 4.

²⁰⁰ Ebd.

²⁰¹ Heinrich Mann, *Zola*, 147.

²⁰² Heinrich Mann, *Vorwort*, 147.

²⁰³ Heinrich Mann, *Geist*, 10.

Lande herrscht Gottes Gnade und die Faust.²⁰⁴ Weder Revolution noch das Eingreifen einer geistigen Elite in das politische Leben schienen realistische Optionen für die Deutschen, schon gar nicht für die Vertreter der Kultur selbst. „Wozu etwas ändern. Was anderswo geschaffen, hat man in Theorien schon überholt. Man lebt langsam und schwer, man ist nicht bildnerisch genug begabt, um durchaus das Leben formen zu müssen nach dem Geiste.“²⁰⁵ All das würde lediglich „Unordnung und etwas nicht Absehbares stiften“.²⁰⁶ Hinzu komme, dass dem „im Namen der Menschheit“ Zolas in Deutschland ein grundlegendes „Mißtrauen gegen den Menschen selbst“ gegenüber stünde: „Welche Entfernung vom Menschlichen, welche Vereisung“.²⁰⁷ Zwar gebe es das „extrem Tyrannische“ nicht, gleiches gelte aber auch für die „Gleichheit“. „Keine Grausamkeit, aber auch keine Liebe. [...] Man liebt einander nicht und liebt nicht die Menschen. Die Monarchie, der Herrenstaat ist eine Organisation der Menschenfeindschaft und ihre Schule.“²⁰⁸

Und „der Mensch des Geistes, der Literat“²⁰⁹ Seiner Aufgabe, seiner „Natur“ wurde er laut Mann in Deutschland nie gerecht: „Vom Geist ist ihm die Würde des Menschen auferlegt. Sein ganzes Leben opfert der Wahrheit den Nutzen“ – so zumindest in der Theorie. Statt der „dumpfen, unsauberen Macht“ mit nichts als „Verachtung“ zu begegnen, hätte man sich aber stattdessen an die Seite der „große[n] Männer“ gestellt und dabei der Macht durch „die Beschönigung des Ungeistigen“ Vorschub geleistet. Gleichzeitig hätte man sich vom deutschen Volk stetig entfernt und es nie für nötig gehalten, sich „in die Kämpfe dort unten“ einzumischen – sie „haben die Demokratie nicht gekannt und haben sie verachtet.“²¹⁰

Heinrich Mann wusste aus erster Hand, wovon er sprach, sollte doch sein Bruder, Thomas Mann, in seinen *Betrachtungen eines Unpolitischen* nur wenige Jahre später eben jene

²⁰⁴ Ebd.

²⁰⁵ Ebd.

²⁰⁶ Ebd.

²⁰⁷ Ebd., 12.

²⁰⁸ Ebd., 11.

²⁰⁹ Ebd., 12.

²¹⁰ Ebd., 13.

Verachtung für die Demokratie zum Ausdruck bringen. Thomas Mann ist davon überzeugt, dass Politik und Demokratie ein- und dasselbe wären. Folglich stellt die selbstgewählte Bezeichnung „Unpolitischer“, die dem Band seinen Namen gibt, kein bescheidenes Eingeständnis der eigenen Laienhaftigkeit auf dem Feld der Politik, sondern bereits im Titel ein Bekenntnis zur Monarchie. „Ich bekenne mich tief überzeugt“, heißt es dann im Band auch gleich zu Beginn, „daß das deutsche Volk die politische Demokratie niemals wird lieben können, aus dem einfachen Grunde, weil es die Politik selbst nicht lieben kann, und daß der vielverschiedene ‚Obrigkeitsstaat‘ die dem deutschen Volke angemessene, zukömmliche und von ihm im Grunde gewollte Staatsform ist und bleibt.“²¹¹

„Ein Intellektueller“, schrieb Heinrich Mann 1910, „der sich an die Herrenkaste heranmacht, begeht Verrat am Geist“.²¹² Damit nimmt er bereits 17 Jahre vor Benda in gekürzter Form dessen Verratsthese vorweg. Die *Zola*-Abhandlung lässt sich bereits am Horizont erahnen, als es bei Mann in jenem Essay abschließend heißt: Der Geist „zersetzt, er ist gleichmacherisch; und über die Trümmer von hundert Zwingburgen drängt er den letzten Erfüllungen der Wahrheit und Gerechtigkeit entgegen, ihrer Vollendung und sei es die des Todes.“²¹³ Wem schon enttäuscht von dem, „was versäumt ward in hundert Jahren an der Nivellierung, der moralischen Höherlegung der Nation“, gab der Schriftsteller sich 1910 dennoch sichtlich kämpferisch ob eines möglichen Lerneffekts und der Einkehr der personifizierten Vernunft im Lande. „Die Zeit verlangt und ihre Ehre will, daß sie endlich, endlich auch in diesem Lande dem Geist die Erfüllung seiner Forderungen sichern, daß sie Agitatoren werden, sich dem Volk verbünden gegen die Macht, daß sie die ganze Kraft des Wortes seinem Kampf schenken, der auch der Kampf des Geistes ist.“²¹⁴

²¹¹ Thomas Mann, *Betrachtungen*, 33f. Der Wechsel zur demokratischen Staatsform ist für Thomas Mann nicht vereinbar mit dem Geiste der Deutschen. „Ein solcher Umschwung [...] wäre durch Institutionen, Wahlrechtsreformen u. dgl. nicht zu bewirken: nur eine seelische Strukturveränderung, die völlige Umwandlung des Volkscharakters wäre vermögend, ihn herbeizuführen“. Ebd., 41.

²¹² Heinrich Mann, *Geist*, 14.

²¹³ Ebd.

²¹⁴ Ebd., 13.

Fünf Jahre später aber hatten die Vertreter des Geistes mit ihrem *An die Kulturwelt!* den Offenbarungseid geleistet und somit schwarz auf weiß das bestätigt, was Heinrich Mann ihnen zuvor auf den Kopf zugesagt hatte. Angesichts dieser Entwicklungen blickte er 1915 abermals sehnsüchtig ans westliche Ufer des Rheins, hinüber zu den französischen „Geistesführern“, wohl wissend in seinem eigenen Land einer solchen geistig-politischen Figur, eines „demokratische[n] Führer[s], als bewußtester Genius einer Demokratie“, nicht fündig zu werden.²¹⁵ In „Selbstverliebtheit [...] haben wir letzthin manches versäumt, was bei anderen geschah; indes wir freilich immer reicher und mächtiger wurden; ich meine mit Bezug auf das Moralische, die Errungenschaft der Seele, die Anwendung des Geistes auf das Leben, das eben, was man die Kultur nennt. [...] Hätten wir es nicht versäumt, manches wäre vielleicht vermieden worden.“²¹⁶ Jetzt bliebe nur noch eines, die Hoffnung, dass dieser Krieg am Ende doch noch einen Zweck erfülle, nämlich „uns aufmerksam zu machen auf unser großes Versäumnis.“²¹⁷

In Heinrich Manns Beschreibung Zolas, so ist hier eingangs angemerkt worden, findet sich das Gegenbild zum deutschen Schriftsteller, oder, so ließe es sich auch sagen, der Entwurf eines Wunschbildes für die Zukunft nach dem Krieg. Während Heer und Volk noch gemeinsam mit den Vertretern aus Wissenschaft und Kultur für „unseren seelischen Militarismus, den Geist der Ordnung, Autorität und Pflicht“ ins Feld zogen, skizzierte Mann seine Vorstellungen des demokratischen Prinzips, wie es ihm für Deutschland vorschwebte:²¹⁸ „Demokratie aber, was bedeutet das. Zuletzt nichts anderes, als was auch Kultur bedeuten sollte: Menschenpflege, die Würde und das Gewissen Aller.“ Diese metaphysische Verantwortung als Mensch für den Menschen basierend auf der Vorstellung eines universalen Gewissens ist, so gesteht Mann ein, „eine sittliche Grundforderung“, die so „wohl nie vollkommen zu verwirklichen“ sein wird; „aber ihre Verleugnung und Verachtung wird nicht verziehen, weder von der Welt um uns her, noch

²¹⁵ Heinrich Mann, *Zola*, 148.

²¹⁶ Heinrich Mann, *Vorwort*, 147.

²¹⁷ Ebd.

²¹⁸ Thomas Mann, *Betrachtungen*, 40.

von dem Geist, der die Geschichte lenkt.²¹⁹ An dieses Ideal knüpft er zudem den Beruf des Schriftstellers und zeigt somit jenes Element auf, das demokratischem Denker und Schriftsteller gemein ist und Grundlage für die intellektuelle Tätigkeit Émile Zolas war. Denn „Menschenpflege, die Würde und das Gewissen Aller“ sind „auch eine ästhetische Grundforderung; denn ohne die frei menschliche Entfaltung Aller als Voraussetzung und Grundmelodie, ist eine große Dichtung heute so undenkbar wie die Größe einer Volksgemeinde.“²²⁰

Heinrich Mann war in seinem Essay vor allem an Zola als Intellektuellem interessiert, was eine ausschließliche Abhandlung über die politische Intervention des Schriftstellers im Jahr 1898 zugelassen hätte. Stattdessen aber faltet er vor uns den gesamten Lebensweg des Franzosen auf, schreibt vielmehr eine Entwicklungsgeschichte. Er zeigt uns Zola als lernenden, zunächst nur „ahnungsvollen“ Jüngling, dem die „Verantwortung, die Sendung einer Führerschaft“ zunächst nur dämmert, ehe er auf Grundlage von bodenständiger *Arbeit* – so auch die Teilüberschrift einer der Abschnitte – einen Reifungsprozess, seine Lehrjahre durchläuft:²²¹ „Zola, entschlossen sich den niedersten Arbeiten des Handwerkes zu unterziehen, nimmt [den Vorschlag eines Marseiller Herausgebers, sich für sein nächstes Schreibprojekt zunächst der intensiven Aktenrecherche zu widmen] an; und der Segen der Arbeit, an den er glaubt, geht schön in Erfüllung. Das Handwerk, die marktgängige Arbeit ist es, die seinem Willen zur Gestaltung die erste, fest weltliche Grundlage gibt. Hier in diesen Akten sind Menschen, die wirklich gelebt, die begehrt, genossen, sich schuldig gemacht und furchtbar gelitten haben.“²²² Immer wieder unterstreicht Mann diese notwendige Nähe des Schriftstellers zu den Massen, zu den alltäglichen Schicksalen der einfachen Menschen. Noch mehr betont er den Wert der Arbeit, sich diese Schicksale anzueignen.²²³ An die

²¹⁹ Heinrich Mann, *Vorwort*, 148.

²²⁰ Ebd., 148.

²²¹ Heinrich Mann, *Zola*, 150, 153.

²²² Ebd., 154.

²²³ Anders als viele seiner Zeitgenossen sah Heinrich Mann in dem Phänomen der Masse das Positive, ja das Zukunftsweisende und folglich auch den Gegenstand des Schriftstellers: „Das Erwachen der Masse! Auch das konnte eine Aufgabe [des Schriftstellers] sein? Ja, eben dies! Auch für die Literatur sollte die Masse erwachen! Der Auftrieb und Zukunftsdrang der Masse, dies war das Unerhörte, nun zu Bewältigende. Wie es begeisternd war, da es

Menschen tätig sich zu binden zählt für Mann als die Grundvoraussetzung der Schriftsteller- und Intellektuellengese, ist es doch die Nähe zum Menschen, die die Erkenntnis über denselben und somit geistige Führerschaft überhaupt erst zulässt. Erst hiernach kann es ihm gelingen „vorzutreten aus seinem Werk und zu handeln“, hinein in „das leidenschaftlich bewegte Feld, auf dem das Leben der Völker ringt, und wo Geschichte gesät wird für künftige Ernten von Wahrheit und Gerechtigkeit.“²²⁴ Obgleich Politiker und Schriftsteller sich zweifellos in ihrer geistigen Beschaffenheit und ihren Leistungen voneinander unterscheiden, so war für Mann der Kern ihrer Arbeit dennoch derselbe, was das zeitweise Übertreten Zolas in das politische Feld nicht nur erlaubte, sondern nach Heinrich Mann auch nötig machte: „Literatur und Politik hatten denselben Gegenstand, dasselbe Ziel und mußten einander durchdringen, um nicht beide zu entarten. Geist ist Tat, die für den Menschen geschieht; – und so sei der Politiker Geist, und der Geistige handle!“²²⁵

Eine Aussage, der der eigene Bruder ablehnend gegenüberstand. Solche „Geister“ gehörten „trotz ihres Ranges“ bekämpft, heißt es in Thomas Manns *Betrachtungen eines Unpolitischen*.²²⁶ Dabei müsse man selbst, wohl oder übel, „vorübergehend zum Politiker“ werden, weshalb man sich „desto sorgsamer vor politischen Lastern zu hüten“ habe.²²⁷ Der Typus des politisierenden, d. h. nach Thomas Mann demokratischen Schriftstellers, wäre von undeutscher Art und trüge zur allgemeinen „Entdeutschung“ bei.²²⁸ Ja, ein Schriftsteller von diesem Geist wäre selbst „beinahe schon Franzose“ – genauer genommen „Revolutionsfranzose: denn aus dem Frankreich der Revolution empfängt der Literat seine großen Überlieferungen, dort liegt sein Paradies, sein goldenes Zeitalter, Frankreich ist sein Land, die Revolution seine große

so schwierig war! Nicht nur darum. Diese Masse kam herauf mit Idealen, die Erfüllungen von morgen waren. Sie war die Menschheit von Morgen!“ Ebd., 155.

²²⁴ Ebd., 188.

²²⁵ Ebd., 188f.

²²⁶ Thomas Mann, *Betrachtungen*, 63.

²²⁷ Als politische Laster versteht Thomas Mann etwa, „dem Widersacher ungeistige, das heißt: gemeine Motive unterzuschieben, selbst wenn das Umgekehrte bereits der Fall gewesen sein sollte.“ Ebd.

²²⁸ Ebd., 75.

Zeit“.²²⁹ Wer die zuvor zu Wort gekommenen Essays des Bruders Heinrich kannte, verstand diesen innerfamiliären Seitenhieb gegen ihn; er hätte nicht deutlicher und härter ausfallen können. Den von Heinrich Mann vertretenen Idealen von „Humanität, Freiheit, Vernunft“ stellte Thomas Mann eben jenen bereits zitierten Militarismus, den Ordnungs- und Autoritätsgeist sowie das deutsche Pflichtgefühl entgegen.²³⁰ Aus dieser Haltung heraus ist für ihn der Intellektuelle auch schnell festgemacht: „Ein Intellektueller ist [...], wer geistig auf seiten der Zivilisations-Entente gegen den ‚Säbel‘, gegen Deutschland ficht.“²³¹

Grete Meisel-Hess’ ‚Die Intellektuellen‘ (1911): Ein Roman als Intellektuellenkritik

Die kritische Auseinandersetzung mit den Intellektuellen fand, wie bisher gesehen, zumeist in monologischen Genres statt, wie in Essays, Vorträgen, Reden, Tagebüchern oder in politisch-theoretischen Abhandlungen wie im Falle von Julien Benda oder Thomas Mann. Wenn dieses Thema dann jedoch plötzlich einen Roman, d. h. ein vielstimmiges Medium, für sich beanspruchte, wie es 1911 geschehen war, so lässt das aufhorchen. *Die Intellektuellen* war von der in Prag geborenen, doch die meiste Zeit in Berlin lebenden österreichischen Schriftstellerin Grete Meisel-Hess geschrieben worden und hat trotz des durchaus geradlinigen und eindeutigen Titels bisher lediglich im Kontext des feministischen Engagements der Autorin Beachtung in der Literaturforschung gefunden. Selbst in der ansonsten sehr ausführlichen Arbeit Dietz Berings zur Entwicklung des Intellektuellen-Begriffs in Deutschland – die später noch genauer zu Wort kommen wird – sucht man nach diesem Werk und dessen Autorin vergeblich. Hatte es zur Zeit seines Erscheinens durchaus die Aufmerksamkeit der Literaturkritik auf sich gezogen und für einigen Gesprächsbedarf gesorgt, ist das Buch heute weitestgehend in Vergessenheit geraten.²³² Dabei bietet gerade dieser Zeitroman einen durchaus kritischen und mit Satire gespickten Blick

²²⁹ Ebd., 62.

²³⁰ Ebd.

²³¹ Ebd., 66.

²³² Vgl. Wess-Sussex, „Radical“, 30.

auf die Intellektuellenszene Berlins zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Als Angehörige dieser sozialen Schicht schrieb Meisel-Hess praktisch von ihrem persönlichen Logenplatz und schöpfte aus dem sie umgebenden Kulturleben der Hauptstadt, in das sie seit 1908 als Schriftstellerin und Journalistin eingetaucht war. Im geistigen Milieu der Professoren, Schriftsteller und Verleger platziert die Autorin eine Intellektuellen-Familie, deren Hauptprotagonisten – die Geschwister Stanislaus und Olga – ersichtlich werden lassen, welches Bild vom Intellektuellen zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Vorstellungen der Zeitgenossen dominierte. Gleich auf den ersten Seiten des Romans wird dieses Image durch die körperlichen Beschreibungen der beiden vor dem Leser ausgebreitet. Da wäre zunächst die „überbildete“ Schwester Olga, Verwandte des Medizinprofessors Diamant, deren „Kopp“ mit „lauter Leserei“ eingenommen sei und die sich der Frauenbewegung verschrieben fühlt.²³³ „Auf dem gedrungenen, mittelgroßen Körper des Mädchens saß ein Kopf mit langem Gesichtsoval, herben, fast eckigen Zügen und einer stark gebogenen, vorspringenden Nase. Ein rostroter Haarbusch überflammte die ganze Erscheinung. Die Augen waren blank und schwarz, mit länglichen Pupillen und schienen von dünnen rötlichen Brauen, wie mit eilig schrägem Zug, skizzenhaft überstrichen.“²³⁴ Was sich mit zeitlichem Abstand wie die nationalsozialistischen Vorstellungen von der „jüdischen Rasse“ liest, war dem gebildeten zeitgenössischen Leser ein durch Anthropologen bestätigtes, mittlerweile vertrautes Bild. Zwar spielt Meisel-Hess als Jüdin hier ohne Zweifel mit dem Jahrhunderte alten, die Physiognomie betreffenden Stereotyp, doch begegnet sie auch dem akademisch gebildeten unter den zeitgenössischen Lesern auf dem Feld der Rassenforschung. Selber auf dem Gebiet der Eugenik engagiert, zitiert die Autorin in dieser Passage nicht zuletzt auch das, was zu Beginn des 20. Jahrhunderts Forschungsstand war. Ein Jahr nach Erscheinen des Romans sollte in dem Aufsatz *Zur Anthropologie der deutschen Juden* des russischen Arztes Samuel Weissenberg beispielsweise die „typische Judennase“ eine gewichtige Rolle spielen, wenn es um

²³³ Meisel-Hess, *Die Intellektuellen*, 90.

²³⁴ Ebd., 22.

Unterscheidungen der verschiedenen jüdischen Typen ging.²³⁵ Die Verbindung „Intellektueller“ und „jüdisch“ ist somit die erste von zwei Komponenten, die das zeitgenössische Bild des Intellektuellen prägten und die hier Eingang in den Roman finden.

Die zweite wird ebenfalls durch die Beschreibung des äußeren Erscheinungsbildes etabliert – die des Bruders Stanislaus, seines Zeichens Schriftsteller: „Stanislaus in seinem festverknöpften, vielgetragenen, schon etwas glänzenden Rock von dunkelgestreiftem, dünnen Tuch, mit schlechter, vorgebeugter Haltung, breitem, gewölbten Rücken, wirkte engbrüstig. Die Beine schienen zu schwach für den massigen Rumpf. Der große Kopf hing der Brust zu, die kurzsichtigen Augen, von unausgesprochener Farbe, blickten manchmal, besonders wenn er den Kopf neigte, über den schwarzgeänderten Zwicker weg, was ihm den Ausdruck einer interessiert aufhorchenden Eule verlieh. In mächtiger Biegung beherrschte die Stirn das Gesicht.“²³⁶

Verkopft und körperlich von schwacher Statur wird der Bruder als eine Karikatur des Intellektuellen dargestellt. Der Tat nicht mächtig, an der der von Theorie beladene Kopf so schwer zu tragen hat. „[M]angelnde Triebkraft“ lautet Stanislaus’ Selbstdiagnose.²³⁷ Dabei ist der Anspruch des Intellektuellen an sich selbst doch abhängig von eben jener Fähigkeit zur Tat, d. h. zum Handeln. Die Ambitionen sind hochgesteckt und finden sich im Roman deutlich formuliert, als Stanislaus und der Verlagsangestellte Werner Hoffmann in einem der vielen „gedankenvollen“ Gespräche zusammenkommen:

„Daß das Volk, die Masse, —wie sie ist, — sich unmöglich über sich selbst erheben kann.“

„Die Masse hat Führer.“

„Ich weiß es. Aber ich vermisse unter ihnen ein Element, das in voller Wirksamkeit bei diesem Werk am Platze sein müßte.“

„Und wer sollte das sein?“

„Das sind — wir.“

„Wir?“

²³⁵ Für einen Überblick zur anthropologischen Forschung der ‚Rassenmerkmale der Juden‘ seit dem 18. Jahrhundert siehe Lilienthal, „Die jüdischen Rassenmerkmale“, 183.

²³⁶ Meisel-Hess, *Die Intellektuellen*, 20.

²³⁷ Ebd., 161.

„Ja wir, — die — Intellektuellen.“²³⁸

Als geistige Führer der Massen hat man sich selbst auserkoren, wemgleich da zunächst noch das Eingeständnis steht: „Das Volk vertraut sich – uns – aber nicht an; es vertraut sich denen am liebsten, die aus ihm hervorgegangen sind.“²³⁹ Kurzerhand wird das jedoch mit einem „Zu Unrecht“ beiseitegeschoben.²⁴⁰ Denn den Sozialismus inhaltlich auszuformen, das sei ihre Aufgabe, schließlich wird „die zerebrale Klärung“ desselben „ihn wuchtiger trassieren, als die Tatsachenpropaganda der Masse.“²⁴¹ Man glaubt, innerlich getrieben von „einer höheren Möglichkeit des Menschen“, die „Gestaltung der menschlichen Gesellschaft“ in den eigenen Händen zu halten.²⁴² Doch wie schon im Falle von Stanislaus ist auch hier der Körper dem Kopf nicht ebenbürtig und folglich des Formens nicht fähig. Davon zeugt nicht zuletzt der Roman in seiner Gesamtheit, ist er doch zuallererst Allegorie auf den Intellektuellen an sich; der Titel kündigt dies bereits an. Vollbeladen mit einer Vielzahl an theoretischen Diskursen, die vom Feminismus zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts, über die Psychoanalyse bis hin zur Eugenik und Krebsforschung reichen, wiegt er bei über fünfhundert Seiten schwer. Gesprochen wird dabei immerfort von „Tat“ und „Tatkraft“, allein der Leser sucht nach dem Handelnden vergebens. Vielmehr sieht man sich einer äußersten Handlungsarmut gegenüber, getragen von abstrakten Gesprächen, die sich im Unverbindlichen verlieren. Doch Handlungsarmut ist in diesem Roman gewolltes Charakteristikum. Es steht als Symptom für eine Intellektuellenkultur, die hier entschieden abgelehnt wird. Lediglich zwei Momente lassen sich im gesamten Text finden, in denen sich die Tatkraft gegen das bloße Theoriegespräch durchzusetzen vermag. Dass es in beiden Fällen, in denen die Figuren tatsächlich Initiative ergreifen, jeweils darum geht, dem eigenen Leben ein Ende zu bereiten, d. h. aus der Intellektuellenwelt zu scheiden, ist bezeichnend. Eine Intellektuellenwelt, in der der Theorie nichts folgt, ist auf lange Sicht nicht

²³⁸ Ebd., 229.

²³⁹ Ebd.

²⁴⁰ Ebd.

²⁴¹ Ebd.

²⁴² Ebd., 230, 231.

überlebensfähig, muss der Leser hieraus schließen. Zugespitzt ließe sich auch sagen: Theorie allein ist tödlich. Der Roman führt dies mit dem Suizid von Professor Diamant – dem Kopf der Familie – beißend zynisch aus. Der Mediziner vertritt den damals äußerst kontrovers diskutierten Standpunkt vom Krebs als Ansteckungskrankheit und geht dabei für selbige Theorie über die eigene Leiche. Nach jahrelanger Forschung am Patienten glaubte er sich eines Tages selbst angesteckt zu haben; „ein Druckgefühl im Kopf“²⁴³ versprach den Tumor, der die eigene Theorie bestätigen würde. Der Wahrheit bringenden Autopsie stand lediglich das eigene Leben im Weg, der Selbstmord war der rational nächste und letzte Schritt zum „Triumph für seine Theorie“.²⁴⁴ Jedoch entpuppte sich diese dann als „blutarm“, eben wie sein Gehirn, was überhaupt der eigentliche Auslöser für besagtes Druckgefühl gewesen war.²⁴⁵ „Überarbeitung“ des Gehirns lautete die finale Diagnose, die gleichzeitig Vorwurf an die Intellektuellen war – hatten doch wie so oft Theorie und Wirklichkeit wieder einmal weit auseinander gelegen.

Ablehnung von allen Seiten: Der ‚Intellektuelle‘ als ein deutsches Schimpfwort²⁴⁶

Wenngleich in ihren Entstehungskontexten und Ansätzen der Kritik verschieden, so zeigen die Fälle Grete Meisel-Hess und Thomas Mann dennoch eines ganz deutlich: dem Intellektuellen haftete zu Beginn des 20. Jahrhunderts (mit wenigen Ausnahmen, wie sie Heinrich Mann darstellte) ein ausgesprochen negatives Image an. Dass diese beiden Autoren keine Sonderfälle mit ihrer Einstellung, sondern vielmehr die Norm waren, zeigt nicht zuletzt der Erfolg von Thomas Manns *Betrachtungen* (– 1922 ging bereits die 18. Auflage in den Druck). Der Unpolitische

²⁴³ Ebd., 324.

²⁴⁴ Ebd., 312.

²⁴⁵ Ebd., 324.

²⁴⁶ Der folgende kurze Überblick einer „Schimpfwortgeschichte“ verdankt seine Erkenntnisse und Beispiele in größten Teilen der exzellenten Arbeit Dietz Berings, die dieser zum ersten Mal 1978 unter dem Titel *Die Intellektuellen. Geschichte eines Schimpfwortes* veröffentlichte. Die hier verwendete Edition ist eine stark erweiterte und aktualisierte Neuauflage der Arbeit Berings aus dem Jahr 2010. Die sich verändernde Rolle des Intellektuellen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatte diese Aktualisierung (die auch den Titel einschloss) für Bering notwendig gemacht. Für den ersten Teil der Begriffsgeschichte jedoch griff er mit nur wenigen Ausnahmen vollständig auf das Manuskript von 1978 zurück. Bering, *Die Epoche*.

(will sagen Udemokratische) wusste mit seiner Haltung dem deutschen Zeitgeist zu schmeicheln. Manns Diffamierung des Intellektuellen gehörte im Kreis der Nationalgesinnten zweifelsfrei zum guten Ton, war da aber schon längst nichts Neues mehr. Diese *Geschichte eines Schimpfwortes*, wie sie Dietz Bering 1978 erstmalig vorlegte, hatte bereits zuvor begonnen.

Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lässt sich das Wort vom Intellektuellen vereinzelt in der deutschen Sprache nachweisen. Von einer politischen Figur war da jedoch bei weitem nicht die Rede. Auch der Dreyfus-Prozess im benachbarten Frankreich half nur bedingt, den Begriff im Sprachgebrauch der Deutschen zu etablieren. In der Berichterstattung über den Justizskandal griff man stattdessen vorläufig noch auf andere Vokabeln zurück, während in Frankreich sowohl bei den Dreyfusards als auch bei deren Gegnern diese Bezeichnung bereits regen Gebrauch fand.²⁴⁷ Aus heutiger Sicht, da wir die politische Arbeit deutscher Schriftsteller vor allem mit den Sozialdemokraten in Verbindung bringen, kann es durchaus befremdlich anmuten, dass ausgerechnet auf dem Dresdner Parteitag der SPD im Jahr 1903 erstmalig der pejorative Gebrauch des Wortes in der deutschen Sprache zu verzeichnen war. Dem Parteivorsitzenden August Bebel persönlich war der erste Eintrag in die deutsche Schimpfwortgeschichte vorbehalten, in einem Moment, da sich die Partei die Frage stellte, wie die bürgerliche Intelligenz mit der Arbeiterpartei zu vereinbaren sei. Den folgenden Worten sollte es an Zustimmung, d. h. an Applaus vonseiten der anwesenden Parteigenossen, nicht fehlen: „Es steht deshalb so, weil ich zu jeder Zeit ehrlich den sozialdemokratischen Klassenstandpunkt vertreten habe, weil ich heute noch mit diesen Massen übereinstimme, aus denen ich hervorgegangen bin. Nach der Entwicklung der letzten Jahre bin ich aber leider noch auf meine alten Tage dazu gekommen zu sagen: seht Euch jeden Parteigenossen an, aber wenn es ein Akademiker ist oder ein Intellektueller, dann seht ihn Euch doppelt und dreifach an.“²⁴⁸ Die

²⁴⁷ Bering, *Die Epoche*, 61-63.

²⁴⁸ Zitiert nach ebd., 65.

Richtung für den Gebrauch des Begriffes war seitdem vorgegeben. Sprach man vom Intellektuellen, so war der Ton von allen Seiten rau.

Das begann schon bei den Schriftstellern selbst. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts distanzieren sich geistige Größen, die viele heute wohl unter dem Wort Intellektuelle fassen würden, in häufig drastischem Ton von eben jener Bezeichnung, mit der sich ihre Kollegen in Frankreich dagegen voll des Stolzes schmückten. Stattdessen versammelte sich die Gruppe derer, die „Literatur zur Politik“ werden ließen, lieber unter dem Schirmbegriff die „Geistigen“.²⁴⁹ Bering führt Kurt Hillers Essay *Philosophie des Ziels* (1916) als Beispiel an, in dem Hiller beschreibt, was er darunter versteht: „Die Geistigen – was bedeutet das? Die sich verantwortlich fühlen [...]. Verantwortlich heißt hier: zur Rechenschaft ziehbar – nicht für das Vergangene, aber für Zukünftiges. Sich verantwortlich fühlen: [...] an der Welt fruchtbar leiden; von der Idee, sie zu verbessern, besessen sein – ohne zu überlegen, ob Befolgung der Idee auch dem Privatdasein Besserung bringe. Das sind die Geistigen: Die Zwecklosen und Zielhaften, die Tollen des Soll“.²⁵⁰ Blickt man auf die idealistischen Werte dieser hier beschriebenen Figur, so sind Teile des Konzepts vom Intellektuellen, wie ihn Zola in Frankreich verkörperte, in Deutschland bereits vorhanden, wenngleich die Vertreter dieser Gruppe diese Bezeichnung nie für sich wählen würden. Vielmehr sah man im Intellektuellen das Gegenstück zu sich selbst: Man betrachtete ihn als den inaktiven, zur Gestaltung der Gegenwart unfähigen Danebensteher.²⁵¹ Was die Geistigen einte, war vor allem eine pazifistische Grundhaltung. Sie bildeten somit das Gegenstück zu den 93 Unterzeichnern des Aufrufs *An die Kulturwelt*, die ihre politische Stimme der Rechtfertigung des Krieges liehen. Zu den Geistigen zählten neben Heinrich Mann viele andere Schriftsteller wie Max Brod, Hans Blüher, Walter Benjamin oder Frank Thieß. Wenngleich man sich als „tätigen Geist“ verstand, so war das Schaffen dieser Geistigen, deren Bewegung den Namen „Aktivismus“ trug, zumeist auf literarische bzw. literaturkritische Arbeit begrenzt, die sich im

²⁴⁹ Ebd., 72.

²⁵⁰ Zitiert nach ebd., 73.

²⁵¹ Vgl. ebd., 72ff. Heinrich Manns hier an früherer Stelle zitierter Essay *Geist und Tat* war im ersten Band jenes *Ziel-Jahrbuches* abgedruckt worden.

publizistischen Organ *Das Ziel. Jahrbücher für geistige Politik* versammelte.²⁵² Versuche konkreter politischer Beteiligung in den „Arbeiter- und Soldatenräten“ im Berliner Reichstag oder den „Geistigenräten“ in anderen Städten Deutschlands blieben lediglich kurze und zudem erfolglose Randnotizen, allein schon weil die politischen Vorstellungen der Geistigen oftmals zu weit auseinander lagen.²⁵³ Doch für andere Autoren war bereits die publizistische Einmischung in die Politik, sei es nun vonseiten der Geistigen oder der Unterzeichner des Aufrufs *An die Kulturwelt*, eine dem Schriftsteller nicht angemessene Nebentätigkeit. Hermann Hesses offener Brief *Gruß aus Bern* aus dem Jahr 1917 soll hier als Beispiel stehen. „Und wenn ich unsere Dichtung und Geistigkeit von heute ansehe, so erschreckt ihr niedriger Stand mich keineswegs, denn ich weiß: die Besten schweigen. Sie sitzen auf verlorenen Inseln, von der Menge und vom Ton des Tages durch Entfernungen von Entwicklungsjahrhunderten getrennt. Sie fühlen, daß es keinen Wert hat, mitzuschreiben, mitzuschreien, oder auch nur sein Gut zu verteidigen. Sie folgen den Ereignissen mit dem Anteil, den ihre traurige Größe täglich fordert; aber die meisten von ihnen haben nicht mehr die Illusion, daß ein plötzlich politisch gewordener Dichter den öffentlichen Dingen wesentlich aufhelfen könne. Es ist nichts mit der Politisierung der Dichter. Im Gegenteil, wir sind begieriger als je nach fernsten Robinson-Inseln, wo unsere Träume blühen und unsere Liebe zu den Menschen sich ausleben kann, statt mißbraucht zu werden, statt auf anderen Gebieten halbe Arbeit zu tun, statt das kaum und halb Erlebte des Tages für den lieben Leser vorzuverdauen. Es ist nichts mit dem lieben Leser, es ist nichts mit der Rolle der Dichter als freundlich gewordener Plauderer oder als edel behrender Onkel, das waren lauter Erfindungen des Publikums. Ein Dichter soll das Publikum nicht lieben, sondern die Menschheit (deren bester Teil seine Schriften nicht liest und dennoch braucht). Ein Dichter soll weder dem Vaterlande zulieb Journalist oder Parteimann werden, noch sich unter die Kriegslieferanten begeben, so verlockend das geschäftlich sein möge. Er soll diese Zeit miterleben, nicht sie noch unerlebt

²⁵² „Aufruf zum tätigen Geist“ lautete der programmatische Untertitel der *Ziel*-Jahrbücher.

²⁵³ Vgl. ebd., 77.

auszumünzen versuchen, und er ist sich und seinem Volk nicht schuldig, Dinge zu treiben, zu denen nichts ihn zwingt.“²⁵⁴

Doch die negativen Auffassungen vom Intellektuellen herrschten nicht nur unter Schriftstellern. Insbesondere im politischen Diskurs war der Begriff zu einem Schimpfwort geworden – auch bei Vertretern aus dem linken Spektrum. Deutliche Worte findet man beispielsweise im Gedicht *Die Bourgeoisieknechte* aus dem Jahr 1920, das stark linksmarxistisch geprägt war:

Wer sind die größten Feinde des Proletariats?
Wer sind die besten Hüter des bürgerlichen Staats?
Wer schützt das hohe Kapital
Und predigt Frieden überall?
Das sind die Bourgeoisieknechte, die Intellektuellen!
[...]
Der Intellektuellen gewaltig großer Zahl erwehrt euch
täglich, stündlich: An den Laternenpfahl!
Laß baumeln sie und hängen lang,
Laß tönen laut und froh den Sang:
Hinweg, ihr Bourgeoisieknechte, ihr Intellektuellen!!²⁵⁵

Folgt man Dietz Bering, so waren es vor allem zwei dominierende Vorstellungen der marxistischen Linken, die die Ressentiments gegenüber den Intellektuellen während der Weimarer Republik schürten; eine ist hier bereits angeklungen: der kompromisslose Rückhalt, den viele intellektuelle Größen des Landes, allen voran die 93 Unterzeichner des Aufrufs *An die Kulturwelt*, den Mächtigen während des Ersten Weltkriegs boten. „Der Hass auf die Helfershelfer beim großen Völkermorden“, zeichnet er den marxistischen Gedanken nach, „brachte die Intellektuellen grundsätzlich und unaufhebbar auf die Seite der Bourgeoisie.“²⁵⁶ Der andere, später mit dem Aufstieg der Nationalsozialisten aufkommende Vorwurf gegen die Intellektuellen lautete, dass sie für den Aufstieg des Faschismus verantwortlich zeichneten. Laut der marxistischen Politikerin und Friedensaktivistin Clara Zetkin sei der stärkste Ausdruck der

²⁵⁴ Hesse, „Gruß“, 355.

²⁵⁵ Zitiert nach Schoeps, „Vom Umgang“, 232.

²⁵⁶ Bering, *Die Epoche*, 157.

Politisierung der Intellektuellen der Faschismus gewesen. „Große Intellektuellenschichten sind nicht nur in allen Ländern die Träger des Faschismus, sondern Intellektuelle sind auch zumeist die Schöpfer seiner Ideologie“, verkündete sie auf dem V. Kongress der Komintern 1924.²⁵⁷

Doch selbst den eigentlich wohlwollenden Vertretern unter den Linken, die die Mitarbeit der Intellektuellen für eine proletarische Revolution als notwendig ansahen – Edwin Hörnle, Gründungsmitglied der KPD etwa –, war der Intellektuelle eine verdächtige, weil schwankende und somit schwer einzuschätzende Persönlichkeit. „An den Intellektuellen, den Kopfarbeitern vor allem liegt’s“, heißt es in seinem Aufsatz *Die kommunistische Partei und die Intellektuellen* aus dem Jahr 1919, „ob die proletarische Revolution kommen wird mit allen Schrecken des Bürgerkrieges unter den Donnern des Gerichts oder ob sie sich durchsetzen kann wie ein leichter Herbstwind, der die reife Frucht vom Baume schüttelt. Die Rolle der Kopfarbeiter im Produktionsprozeß gewährt ihm eine ausschlaggebende Bedeutung.“ Um dann jedoch skeptisch abzuschließen: „Die Frage ist, ob sie sich der historischen Rolle gewachsen zeigen, die ihnen beschieden ist.“²⁵⁸

Hörnles Behagen kommt nicht zuletzt durch das Ausweichen auf den Begriff vom „Kopfarbeiter“ zum Ausdruck, als könnte die Hervorhebung der Arbeit den Intellektuellen näher an das Proletariat und somit weiter weg von der Bourgeoise rücken. Dieser, der Ausbeuterseite, so der am weitverbreitetste Vorwurf vonseiten des linken politischen Spektrums, stünde der Intellektuelle im Klassenkampf nämlich näher als der Arbeiterklasse. Zu diesen Behauptungen, so zeigt Dietz Bering ausführlich, kamen aufseiten der Linken noch weitere Vorurteile hinzu. Diese sammelten sich unter dem Schirmbegriff „Intellektuellentum“, und sie kamen in Stichworten wie „Bonzen“ und „Disziplinlosigkeit“ zum Ausdruck. Auch verband man mit dem Intellektuellen die Idee vom „Individualismus“, dem Gegenpol zum großen Kollektiv der Arbeiterklasse. Zudem machte die Bildung, so die Vorstellung vieler, ihn zu einer hochmütigen Persönlichkeit. Diese Bildung wiederum reichte nie zu mehr als realitätsferner Theorie, schon gar nicht zur

²⁵⁷ Zitiert nach ebd., 160.

²⁵⁸ Zitiert nach ebd., 152.

Solidarisierung mit dem kämpfenden Proletarier. Drum war auch der Vorwurf zum ewig Verneinenden nicht weit. Vorzeigefigur eines Bourgeois, so lautete die polemische Anklage zumeist.

Es wird angesichts des inhärenten Anti-Intellektualismus der Nationalsozialisten nicht überraschen, dass diese einen ähnlich pejorativen Gebrauch des Wortes vom Intellektuellen pflegten. 1930 meinte Goebbels etwa: „Jede wahrhaft sozialistische Bewegung – also auch die nationalsozialistische – hat einen Todfeind: den Intellektualismus, das Literaten-Gesindel!“²⁵⁹ So gesehen einte – wenn auch nichts anderes – die Linke und Rechte der Weimarer Republik eben dieses Feindbild des Intellektuellen. Oftmals fiel es dabei schwer, zwischen linker und rechter Ablehnung sprachlich zu unterscheiden.²⁶⁰ Für Goebbels war der „Intellektualismus“, wie er auf dem deutschen Dichtertreffen von 1942 erklärte, eine „Art von Halbbildung“.²⁶¹ Nichts als eine „Degenerationserscheinung des gesunden Menschenverstandes, eine Über- oder Unterzüchtung der Beschäftigung mit geistigen Dingen“, nannte er ihn ein Jahr später bei einer Rede an der Universität Heidelberg.²⁶² Mit dem Dritten Reich hatte die Bedeutungsvielfalt des Schimpfwortes vom Intellektuellen auch ihren Höhepunkt erreicht. Das Spektrum der Abwertungen reichte von „unkünstlerisch[en] Menschen schlechthin“ bis hin zum kalten bzw. blutleeren, kranken und völlig verbildeten Individuum. Der Intellektuelle war demnach von undeutschem und obendrein zersetzendem Charakter, eben ein „jüdischer Typ“, ein Neinsager. Mit der deutschen Niederlage von 1945 verlor der Begriff diese semantische Breite wieder, ohne jedoch seine grundsätzlich negative Konnotation sofort ablegen zu können. Dies sollte erst zum Ende der 40er Jahre gelingen. Zuvor jedoch stand der Intellektuelle noch einmal in der Kritik, war er doch, wie der nächste Abschnitt zeigen wird, angeklagt, eine erhebliche Mitschuld an der Katastrophe zu tragen.

²⁵⁹ Zitiert nach ebd., 93.

²⁶⁰ Vgl. ebd., 132.

²⁶¹ Zitiert nach, ebd., 101.

²⁶² Zitiert nach ebd., 100.

Peter Alfons Steiniger und Thomas Mann: Intellektuellenkritik als Selbsterklärungsstrategie nach 1945

Wie schon nach dem Ersten Weltkrieg, als „die Vertreter deutscher Wissenschaft und Kultur“ hinsichtlich ihrer Unterstützung eines „Kulturkrieges“ schwere Kritik ernteten, kam im Kontext des Schuldiskurses nach 1945 erneut die Frage nach dem Anteil der Intellektuellen an der wiederholten Katastrophe, d. h. am Dritten Reich und seinen Folgen, auf. Abgesehen von jenen Vertretern der inneren Emigration, die sich als passive Widerstandsherde während des Nationalsozialismus verstanden hatten, schien der Tenor innerhalb dieser Kaste zunächst eindeutig selbstkritisch: Die geistige Elite des Landes hatte versagt. Erst ein genauer Blick enthüllt, dass sich hinter dieser Kritik zwei unterschiedliche Selbsterklärungsstrategien verbargen, jeweils abhängig davon, ob der Kritiker sich während des Dritten Reiches innerhalb oder außerhalb Deutschlands befunden hatte.

Peter Alfons Steiniger zählte zu denjenigen, die während der zwölf Jahre unter Hitler entschieden hatten, dem Dritten Reich nicht den Rücken zuzukehren. Seit 1933 war er als Sohn eines jüdischen Vaters vor allem darum bemüht gewesen, nicht ins Visier der Nationalsozialisten zu geraten und war unter anderem sofort nach deren Machtübernahme aus der Jüdischen Gemeinde ausgetreten. 1939, inzwischen war er ausgebürgert worden, erhielt Steiniger eine Anstellung im jüdischen Bankhaus A.E. Wassermann, das kurz darauf ‚arisiert‘ wurde. In der Folge war er mit der Enteignung jüdischen Besitzes betraut worden. Trotz vielfacher berufsbedingter Möglichkeiten sich ins Ausland abzusetzen, sollte er Deutschland bis zuletzt nicht verlassen, was nicht zuletzt an seiner Familie lag, die noch immer in Berlin lebte und in der Zwischenzeit untergetaucht war. Sein Vater sollte die Verfolgung letzten Endes nicht überleben.

Vor dem Hintergrund dieser Biographie trat der Autor von *Heinrich der Löwe* (1936) und *Der Schatten Gottes* (1937) – beide unter dem Pseudonym ‚Peter A. Steinhoff‘ erschienen – am 5. Oktober 1947 auf dem Ersten Deutschen Schriftstellerkongress vor die Versammlung und

sprach von den Versäumnissen der „Intelligenz“²⁶³: „Ich glaube, daß das Schuldbekenntnis eines einzelnen, das andere wahrscheinlich ähnlich abzulegen hätten, hier repräsentativ abgelegt werden muß. Ich glaube, daß wir schon in jenem Stadium hätten erkennen müssen, daß das Mittel des Wortes nur noch Selbstverständigungsmittel in einem Kreise von Auguren sein konnte, der völlig unerheblich war für die Gestaltung des öffentlichen Lebens, daß wir im übrigen allenfalls der Toleranzfassade in der Tat gedient haben, daß wir in jenem Streik der Intelligenz unter allen Umständen spätestens hätten eintreten müssen und darüber hinaus die Flucht ins Äußere hätten antreten müssen, den unmittelbaren Kampf in der Realität, mit allen Mitteln und auf alle Risiken.“ Hierfür wurde ihm Beifall von den Zuhörern zuteil, den er jedoch gleich entschieden zurückzuweisen wusste: „Ja, ich muß Ihnen gestehen, Ihr Klatschen beschämt mich, denn das, was ich hier ablege, ist ein privates und zugleich ein öffentliches Geständnis, das keinen Beifall verdient. Wenn unser großer Kamerad, ein gewaltiger Weltbürger dieser Erde, einmal das Tendenzwort gesprochen hat ‚Ich klage an‘, so lassen Sie mich nun [...] das Wort aussprechen: Ich klage *mich* an.“²⁶⁴

Bemerkenswert an diesem ‚Geständnis‘ ist vor allem die abgewandelte Zola’sche Formel zum ‚Je m’accuse‘.²⁶⁵ Das Original gilt seit Zola als Symbol der Kulturkritik und rief fortan den Kollektivgeist unter den Schriftstellern an. Die selbstreflexive Variante suggeriert somit eine Intellektuellenkritik wie sie Benda vorbrachte, mit dem Unterschied, dass der Sprecher sich selbst mit zum Gegenstand der Kritik macht. Liest man allerdings Steinigers Rede noch einmal genauer nach, so zwingt sich der Verdacht auf, dieser sei weniger daran interessiert, im Geiste der heraufbeschworenen französischen Tradition Kritik zu üben und in den Reihen der Schriftsteller aufzuräumen, sondern verwendet die Formel zum Zwecke der eigenen Exkulpation. Das „Ich“, das von sich behauptet, es klage sich selbst an, hatte sich zuvor bereits das Kollektiv an die Seite

²⁶³ Der an dieser Stelle besprochene Diskussionsbeitrag vom 4. Oktober 1947 ist ebenfalls unter dem Synonym Steinhoff abgedruckt worden und wird entsprechend zitiert. Der Verfasser der vorliegenden Arbeit wird hingegen weiter von Peter Alfons Steiniger sprechen, d. h. vom bürgerlichen Namen des Schriftstellers Gebrauch machen.

²⁶⁴ Steinhoff, [Diskussionsbeitrag], 162.

²⁶⁵ Vgl. Kämper, *Der Schuldiskurs*, 326f.

gerufen. Sein Geständnis, so Steiniger, sei ein repräsentatives. „Ich“ stehe mit dieser Beichte nicht allein da, da davon auszugehen sei, dass sie „andere wahrscheinlich ähnlich abzulegen hätten“. „Ich“, schaut man ein wenig genauer hin, leistet tatsächlich keinerlei konkrete Selbstkritik, sondern beschränkt sich lediglich aufs Spekulieren („Ich glaube“). „Wir“ hingegen sind die Schuldtragenden: „daß wir schon in jenem Stadium hätten erkennen müssen“, sowie „daß wir in jenem Streik der Intelligenz unter allen Umständen spätestens hätten eintreten müssen“. Die Anklage der Intellektuellen, wenngleich diese noch immer nicht als solche benannt werden, ist hier in abgewandelter theatralischer Form nichts weiter als der deutsche Hang nach 1945, die eigene moralische Schuld mithilfe des Kollektivs herunterzuspielen. Dabei hatte Jaspers unmittelbar nach Kriegsende davor gewarnt, die Frage nach der eigenen moralischen Mitverantwortung an anderen festzumachen. Zwar „dürfen wir miteinander reden und uns moralisch zur Klarheit helfen“, doch „hat die Entscheidung im Urteil nur der einzelne über sich“.²⁶⁶ Keine andere Instanz als „das eigene Gewissen“ spiele dabei eine Rolle.²⁶⁷ Die Reaktionen aus Steinigers Publikum lassen jedoch darauf schließen, dass man den positiven Effekt dieser Selbstgeißelung durchaus wohlwollend aufgenommen hatte.

Anders liest sich die Kritik am Intellektuellen vonseiten der Exilanten. Zu ihnen gehörte Wilhelm Röpke. Sein Hauptanklagepunkt: der Verrat der eigenen Mission durch die Intellektuellen. Seine Anklageschrift *Die deutsche Frage* kommt bereits einem Urteil gleich: „Es gibt in Deutschland kaum eine andere Schicht, die so verhängnisvoll versagt hat wie diejenige der Intellektuellen“. Und weiter heißt es: „Dieses Versagen war deshalb so verhängnisvoll, weil es auf eine Lähmung des Gewissens der deutschen Nation hinauslief.“²⁶⁸ Erst diese Erstarrung, so Röpkes Hauptthese, hätte den Weg für das Dritte Reich mitsamt seiner Verbrechen frei gemacht. Der Ökonom und Sozialphilosoph hatte nach Machtübernahme der Nationalsozialisten öffentlich vom Ende der deutschen Kultur gesprochen und sah sich kurz darauf gezwungen, erst

²⁶⁶ Jaspers, *Die Schuldfrage*, 57.

²⁶⁷ Ebd., 66.

²⁶⁸ Röpke, *Die Deutsche Frage*, 78f.

ins türkische und später ins Schweizer Exil zu flüchten. Zwar dürfte Röpke die Passivität seiner Kollegen in diesem Moment seiner persönlichen Not durchaus verletzt haben, doch setzte seine Kritik nicht erst hier an. Denn die „tieferen geschichtlichen Wurzeln des Verrats der deutschen Geistesführer“ lagen weit vor 1933. „Es handelt sich in der Tat um einen ein ganzes Jahrhundert währenden Prozeß der Entartung und Verwirrung“, der schließlich im frühen 20. Jahrhundert im „kreischenden Nationalismus“, „Irrationalismus“ und „Radikalismus“ seinen Ausdruck fand und den Ersten Weltkrieg einläutete. Röpke zufolge wäre „der Nationalsozialismus undenkbar“ gewesen „ohne die geistige Minierarbeit, die von ganzen Generationen dekadenter Schriftsteller geleistet worden ist“.²⁶⁹ Die Schriftsteller jedoch hätten diese geistige Brandstiftung am Bürgertum allein niemals leisten können, Röpkes Kronzeugen waren andere. Die Hauptarbeit, so seine Argumentation, sei an den Universitäten verrichtet worden.²⁷⁰ Es waren „die Universitäten, von denen die meisten anderen Intellektuellen das Gift der Auflösung bezogen, das sie dann in entsprechender Verpackung und Verarbeitung an die breiteren Massen weitervertrieben.“²⁷¹ Am empfänglichsten für solch ein intellektuelles Gift war in erster Line das deutsche Bürgertum. Bildung sei stets „die geistige Daseinsform“ dieser Schicht gewesen“, hatte Ernst Robert Curtius 1932 geschrieben, schon da in ärgster Besorgnis um das geistige Deutschland (*Deutscher Geist in Gefahr*). Einen immer stärker werdenden Bildungsabbau registrierte er hier: „Wenn man polemisch werden wollte, könnte man diesen Vorgang als Barbarisierung bezeichnen.“²⁷² Damals noch hatte Curtius seine Hoffnung auf die Akademiker des Landes gesetzt, diesen Prozess zu

²⁶⁹ Röpke, *Die Deutsche Frage*, 79. Röpke stellt hier vor allem jene Schriftsteller an den Pranger, die „allmonatlich in der Zeitschrift ‚Tat‘ einen gierig aufgenommenen Gedankenbrei verabreichten“, auf diesem Wege parfümierten Nationalsozialismus unter das Volk, d. h. „die studierende Jugend“ und „das deutsche Bürgertum“ brachten und so vor allem diese Gruppen „für das Dritte Reich reif“ machten.

²⁷⁰ Mit dieser Anklage stand Röpke nicht allein da. An seine Seite soll hier exemplarisch das Wort Hermann Brochs aus dem amerikanischen Exil gestellt werden. Dieser hatte gegen die Intellektuellen 1940 bereits ähnliche Vorwürfe erhoben und glaubte dabei auch, deren Motivation erkannt zu haben: „Im kontinentalen Europa und insbesondere in Deutschland hat der Intellektuelle üblicherweise seinen gesellschaftlichen Aufstieg fast ausschließlich für seine Assimilation in die führenden Schichten ausgenützt, und weil er derart seine wahren geistigen und politischen Pflichten vernachlässigt hat, so trägt er zu einem großen Teil mit Schuld an dem Emporkommen der europäischen Diktatoren.“ Broch, *Ethische Pflicht*, 413. Dabei dachte er nicht zuletzt an jene „Schweinerlein, die von streberischen Professoren und Dozenten an Universitäten bei der Hinausdrängung ihrer jüdischen Kollegen begangen worden sind“. Vgl. Hermann Broch an Volkmar von Zühlendorf, 21. August 1945. Broch, *Briefe*, 33.

²⁷¹ Röpke, *Die Deutsche Frage*, 81f.

²⁷² Curtius, *Deutscher Geist*, 18.

stoppen. Gerade aber mit jener Gruppe der Intellektuellen, so Röpke nachträglich, hätte man im Kampf gegen jene „Barbarisierung“ nie rechnen dürfen. Stattdessen hätte die überwältigende Mehrheit der Akademiker ihren Bildungsauftrag verraten, und es wurden „bei jeder sich bietenden Gelegenheit ein dummer Nationalstolz, ein stumpfsinniger Haß gegen die Siegermächte und eine inhumane Verachtung des Völkerrechts gepflegt“.²⁷³ Die Richtung hin zu einem abermaligen Krieg war in dieser ‚Bildung‘ bereits vorgegeben: „Hier wurde aufs allereifrigste zum Revanchekrieg geschürt und damit der Triumph des Nationalsozialismus vorbereitet. Hier wurde die studentische Jugend systematisch zur Lüge und zur Urteilslosigkeit erzogen.“²⁷⁴ Der eigentlichen Aufgabe, sich als „ein geistig moralisches Gegengewicht gegen die offizielle Barbarei“ zu stellen, hatte man längst entsagt.²⁷⁵ Wenngleich im Schweregrad durchaus verschieden, der „geistige[] Verrat“ galt für Röpke dennoch in allen Fachbereichen der Universität als ausgemacht:²⁷⁶ Mediziner, Ökonomen, Juristen, Philosophen und ebenso Philologen und Historiker – sie alle leisteten ihren Beitrag auf dem Weg in die Katastrophe.

Der Vorwurf, die Intellektuellen seien die Wegbereiter der Katastrophe gewesen, war auch von einem zu vernehmen, der einst mit Polemik gegen die Intellektuellen (auch innerhalb seiner eigenen Familie) ins Feld zog. Noch einmal kehren wir zu Thomas Mann zurück. Nachdem er eingangs als Unpolitischer, als Udemokrat zu Wort kam, sollte der 1933 ins Exil geflohene Schriftsteller unmittelbar nach Kriegsende abermals Teil der Diskussion über die Intellektuellen werden. Inzwischen waren 27 Jahre seit Erscheinen seiner *Betrachtungen* verstrichen. Zeit, in der der Autor nicht nur klar Abstand von seinem Buch genommen hatte. Inzwischen war er für die Weimarer Republik und mehr noch, für das demokratische Prinzip eingestanden und lebte nach demselben, nämlich als amerikanischer Staatsbürger an der Küste Kaliforniens.²⁷⁷ Diese Rolle des Emigranten war es, die Mann in das berühmte Streitgespräch

²⁷³ Röpke, 85.

²⁷⁴ Ebd.

²⁷⁵ Ebd., 90.

²⁷⁶ Ebd., 85.

²⁷⁷ Tatsächlich hatte Thomas Mann schon frühzeitig nach Veröffentlichung seiner *Betrachtungen* begonnen von der darin zum Ausdruck kommenden politischen Haltung Abstand zu nehmen. Nur vier Jahre später, 1922, hatte er in

über die ‚innere Emigration‘ verwickelte. All dem vorausgegangen waren die Aufforderungen Walter von Molos und Frank Thieß an den Schriftsteller, dieser möge doch nach Deutschland zurückkehren, wo man sich, so ihre Auffassung, nach ihm sehnte. Die Replik in Form eines offenen Briefes sollte nicht lange auf sich warten lassen, und sie war bei weitem nicht die erhoffte Antwort. Stattdessen sah man sich darin mit der These der Kollektivschuld konfrontiert. Dass dies die Intellektuellen Deutschlands folglich mit einschloss, daran ließ Mann keinen Zweifel; seine Abrechnung mit denselben hatte es in sich und sollte auf wenig Verständnis stoßen. „[D]as Wanderleben von Land zu Land, die Paßsorgen, die täglich aus dem verlorenen, verwildernden wildfremd gewordenen Lande herüberdrang“, so beschrieb Mann die erste Phase des Exillebens. „Das haben Sie alle, die Sie dem ‚charismatischen Führer‘ (entsetzlich, entsetzlich, die betrunkene Bildung) Treue schworen und unter Goebbels Kultur betrieben, nicht durchgemacht. [...] Zuweilen empörte ich mich gegen die Vorteile, die Ihr genosset. Ich sah darin eine Verleugnung der Solidarität. Wenn damals die deutsche Intelligenz, alles, was Namen und Weltnamen hatte, Ärzte, Musiker, Lehrer, Schriftsteller, Künstler, sich wie ein Mann gegen die Schande erhoben, den Generalstreik erklärt, das Land verlassen hätte – das hätte Eindruck gemacht, draußen und drinnen, manches hätte anders kommen können, als es kam. Der einzelne, wenn er zufällig kein Jude war, fand sich immer der Frage ausgesetzt: ‚Warum eigentlich? Die ändern tun doch mit! Es

seiner Rede *Von deutscher Republik* anlässlich des 60. Geburtstags Gerhart Hauptmanns Partei für die so unbeliebte Weimarer Republik und die Demokratie ergriffen. Vgl. Thomas Mann, „Von deutscher Republik“. Vor allem an die Jugend im Lande, die in jenen Worten kaum den Autor der *Betrachtungen* wiedererkannt haben mochte, richtete sich Thomas Mann, wenn er von Humanität, Verstand, Pluralismus und Universalismus sprach. Allerdings wehrte er sich dabei gegen die Vorwürfe der „Überläuferei“, dagegen, eine „Sinnesänderung“ vollzogen zu haben. Im Vorwort einer späteren Druckfassung dieses Vortrags lautet seine Erklärung wie folgt: „Ich habe vielleicht meine Gedanken geändert, – nicht meinen Sinn. Aber Gedanken, möge das auch sophistisch klingen, sind immer nur Mittel zum Zweck, Werkzeuge im Dienst eines Sinnes, und gar dem Künstler wird es viel leichter, als unbewegliche Meinungswächter wissen können, sich anders denken, anders sprechen zu lassen, als vordem, wenn es gilt, einen bleibenden Sinn in veränderter Zeit zu behaupten.“ Was andere als Verrat am nationalen Gedanken empfunden haben mögen, verstand er als dialektisch: „[...] die Kunst ist Sphäre des reinen Geistes und besitzt für ihn die Würde der Betrachtung, während er den Gedanken nur als dialektisches Mittel kennt, ihn um seiner selbst willen, als ‚Wahrheit‘, nicht sehr achtet und das Betrachten im Sinne einer Aktion zu üben geneigt ist. Wenn der Verfasser also auf diesen Blättern teilweise andere Gedanken verfißt, als in dem Buche des ‚Unpolitischen‘, so liegt darin eben nur ein Widerspruch von Gedanken untereinander, nicht ein solcher des Verfassers gegen sich selbst.“ Dieser sei derselbe geblieben und der „republikanische Zuspruch setzt die Linie der ‚Betrachtungen‘ genau und ohne Bruch ins Heutige fort, und seine Gesinnung ist unverwechselt, unverleugnet die jenes Buches: diejenige deutscher Menschlichkeit.“ Thomas Mann, „Vorwort“, 343f. Zur Entwicklung des politischen Gedankens Thomas Manns siehe auch Rüter, *Literatur und Politik*, 17ff.

kann doch so gefährlich nicht sein.“²⁷⁸ Es sei dahingestellt, ob solch ein Protest die von Mann erhoffte Wirkung gezeigt hätte. Klar ist hingegen der Vorwurf, sich vom moralischen Handeln verabschiedet und sich stattdessen der Beihilfe schuldig gemacht zu haben. Dass die Genannten sich dabei ausgerechnet ihres eigenen Handwerks bedienen, machte den Verrat perfekt: „Es war nicht erlaubt, es war unmöglich, Kultur zu machen in Deutschland, während rings um einen herum das geschah, wovon wir wissen. Es hieß die Verkommenheit beschönigen, das Verbrechen schmücken; zu den Qualen, die wir litten, gehörte der Anblick, wie deutscher Geist, deutsche Kunst sich beständig zum Schild und Vorspann des absolut Scheusaligen hergaben, daß eine ehrbarere Beschäftigung denkbar war, als für Hitler-Bayreuth Wagner-Dekorationen zu entwerfen – aber es scheint dafür an jedem Gefühl zu fehlen.“²⁷⁹

Die Aufforderung aus Deutschland an die Exilierten, diese mögen sich in den Dienst jenes Landes stellen, das ihnen einst die Arbeitsgrundlage genommen hatte, ihre Werke verbrannte, sie verfolgte bzw. aus der Heimat vertrieb, musste wie Hohn in den Ohren der Angerufenen geklungen haben. Wer sich gegen die Remigration entschied, sah sich zum Teil als „Vaterlandsverräter“ bezichtigt. Anschuldigungen, die den Nerv der Emigranten durchaus getroffen haben dürfte. Ein Indiz dafür war, dass man wider besseren Wissens dem Verlangen nachgab, sich wiederholt zu rechtfertigen. Bei Thomas Mann hatte das eine Generalkritik zur Folge. Zu dieser gehörte die sofortige Umkehr des Verratsvorwurfs, der nun auf die Intellektuellen, speziell auf den Schriftsteller selbst zielte, und er traf ihn dabei an seinem empfindlichsten Punkt – seinem Werk: „Es mag Aberglaube sein, aber in meinen Augen sind Bücher, die von 1933 bis 1945 in Deutschland überhaupt gedruckt werden konnten, weniger als wertlos und nicht gut, in die Hand zu nehmen. Ein Geruch von Blut und Schande haftet ihnen an. Sie sollten eingestampft werden.“²⁸⁰ Für Mann gilt der Verratsvorwurf in diesem Streitgespräch einzig denen, die sich später zu den inneren Emigranten zählten. Daraus leitet sich

²⁷⁸ Thomas Mann, „Offener Brief“, 4.

²⁷⁹ Ebd.

²⁸⁰ Ebd.

die sehr eindimensionale Formel ab: Von Schuld frei sein kann nur der, der die Möglichkeit zur Flucht nutzte. Dass sich Mann, dem man zutraut, die vielschichtigen Realitäten der NS-Zeit richtig einschätzen zu können, in diesem Streitgespräch zu solch einem pauschalen Urteil hat hinreißen lassen, dürfte einzig der Emotionalität dieser Debatte geschuldet gewesen sein. Was aber festzuhalten ist, ist der Befund: Intellektuellenkritik in den unmittelbaren Nachkriegsjahren ist für den Intellektuellen in allererster Linie eines: ein Mittel zum Selbstschutz, eine Verteidigungsstrategie.

Max Frisch und der Beginn eines positiven Intellektuellen-Images

Dem politischen Engagement deutscher Schriftsteller Anfang der 60er Jahre ging nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges zunächst eine Zeit der Hoffnungen und wiederum enttäuschten Hoffnungen voraus, die als eine Phase der Rollenfindung beschrieben werden kann. Und eng mit dieser Findungsphase der Schriftsteller verbunden ist der Wandel des Intellektuellen-Begriffs; weg von der Schimpfwortgeschichte hin zu einer Semantik der Verantwortung. Am Ende der 1940er Jahre beginnt das Wort vom Intellektuellen plötzlich seine ausschließlich negative Konnotation abzulegen. Ausschlaggebend hierfür waren die Schriftsteller selbst. Hatte man im deutschsprachigen Raum diesen Term einst gescheut wie der Teufel das Weihwasser, sich in Sachen Selbstbezeichnung lieber anderer Synonyme bedient, begann man nun dieses Wort positiv umzudeuten. Das geschah zunächst noch langsam; keiner wagte sich unmittelbar mit einem Zola'schen „Ich klage an!“ hervor, wie Günter Grass es 1965 tun sollte.²⁸¹ Wer nicht um die Bedeutung des Intellektuellen-Begriffs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts weiß, wer seine Schimpfwort-Geschichte nicht kennt, dem entgeht vermutlich die Signifikanz jener Worte, mit denen Max Frisch 1949 seinen in der Zeitschrift *Der Monat* erschienenen Essay *Kultur als Alibi* einleitet: „[...] es ist für den Schweizer stets ein Ereignis, wenn er in Länder

²⁸¹ Das „Ich klage mich an“ Peter Alfons Steinigers zählt hier aus genannten Gründen freilich nicht dazu.

kommt, wo man als Intellektueller ernst genommen wird“, heißt es da.²⁸² Was aus heutiger Sicht als Kompliment verstanden werden kann, dürfte vor dem Hintergrund des hier skizzierten Negativnarratives schon beinahe wie eine Provokation geklungen haben. Doch es war alles andere als das. Es ist davon auszugehen, dass sich Frisch des negativen Rufes dieses Begriffes sehr wohl bewusst war. Er hätte stattdessen ‚Schriftsteller‘ schreiben mögen in einem Jahr, als man gerade überall in Deutschland Goethes 200. Geburtstag feierte, man auf diesem Wege die eigene literarische Tradition neu beschwor und sich mit derselben gegenüber dem Rest der Welt freiheraus rühmte.²⁸³ Und dennoch wählte er ‚Intellektueller‘. Dietz Bering sieht hierin eine bewusste Entscheidung, ein Kalkül, wenn er über diesen mutigen Sprachakt schreibt: „Frisch hat einen entschiedenen Schritt getan: Nicht als ‚Literat‘, ‚geistiger Mensch‘, ‚Angehöriger der Intelligenz‘ oder als ‚Geistiger‘ gar verstand sich da einer, sondern: als ‚Intellektueller‘. Angesichts der früher nie überwundenen Barriere, sich selbst zu dieser Position zu bekennen, scheint die politisch-literarische Szene nun mit einer neuen, markanten profilierten Figur bestückt.“²⁸⁴ Das Wort, so Bering weiter, sei ein „Denk- und eben ein Identifikationsangebot, dessen Formungskraft einen Sog in der Realität entwickeln soll; das heißt nichts anderes als: Vitalität im Wissenssystem der Zeitgenossen gewinnen und von ihnen dann als Werkzeug so trefflich benutzt werden, dass der offensive Gebrauch wieder formierend auf die Gehirne aller wirkt.“²⁸⁵ Frisch tat dies zu einem richtungsweisenden Zeitpunkt in der deutschen Geschichte: Im Jahr der doppelten Staatengründung. Innerhalb der Schriftstellergemeinde hatte nach Kriegsende ein politischer Tatendrang, ein reger Optimismus zu brodeln begonnen, eben geknüpft an die Hoffnung, eine Rolle spielen zu können, wenn es darum ging, die Zukunft Deutschlands zu formen.²⁸⁶ „Der auf

²⁸² Frisch, *Kultur als Alibi*, 337.

²⁸³ Für die Goethe-Feierlichkeiten siehe Kap. II, 130ff.

²⁸⁴ Bering, *Die Epoche*, 295.

²⁸⁵ Ebd., 297.

²⁸⁶ Thomas Mann, den man kurz nach dem Krieg aufseiten der deutschen Schriftsteller hoffte als eine führende Stimme in Deutschlands Wiederaufbau gewinnen zu können, machte im Streitgespräch mit Frank Thieß und Walter von Molo jedoch schnell deutlich, dass er nicht zu jenen gehörte, die sich für Deutschland aufs politische Parkett wagen würden. Warum sollte er sich vor diesen Karren spannen lassen? „Mich dann zum Bannerträger einer mir noch ganz schleierhaften neudeutschen geistigen Bewegung aufzuwerfen, mich mit Eifer zwar auf den Weg der Politik zu begeben und binnen kurzem zermürbt, aufgerieben, verdächtig überall, beim Deutschtum wie bei der

die äußerste Spitze getriebenen Vernichtung entsprang, wie einst dem Haupt des Jupiter die Athene, ein neuer, jugendfrischer, jungfräulich-athenischer Geist“, fing Alfred Andersch im August 1946 diese Phase der politischen Euphorie im *Ruf* plastisch ein.²⁸⁷ Im selben Jahr gegründet, galt die Zeitschrift in der unmittelbaren Nachkriegszeit als wesentliches Sprachrohr für die politische Stimme der Schriftsteller. In ihr entwarfen die Autoren ihre Vision von einer „sozialistischen Demokratie“, die Hans Werner Richter später den „dritten Weg“ taufte. Die hierin formulierte neue Politik, die „die sozialistische Ideologie des Ostens und die demokratische Ideologie des Westens in sich aufnimmt“, gründete auf der Annahme eines zusammengeführten Deutschlands, das selbst wiederum ein „machtpolitisches Niemandsland zwischen Ost und West“ bilden würde, „das über keinerlei politische oder militärische Macht verfügt“.²⁸⁸ Ferner fand sich „die Forderung nach europäischer Einheit“ in den Schriften wieder. Diese sollte mithilfe eines neuen, „von aller Tradition abweichende[n] Humanismus“ gelingen, einem, der den Menschen fordert und gleichzeitig an ihn glaubt – einen „sozialistischen Humanismus“, wie ihn Andersch beschrieb.²⁸⁹

Beseelt von diesem Geist wuchs in einigen Schriftstellern die Überzeugung, „dass ein demokratischer Wiederaufbau nicht ohne ihre Beteiligung erfolgreich sein könnte.“²⁹⁰ In den Jahren des Umbruchs ginge es laut Alfred Andersch darum, „die Welt der Politik“ wieder zu begreifen und zu beherrschen, ein Unterfangen, dem bald jedoch der Antrieb verloren ging. Hierfür lassen sich vor allem zwei Gründe anführen. Zum einen hatte sich diese kurze Phase der politischen Euphorie unter den Schriftstellern in keinerlei handfester politischer Aktivität niedergeschlagen. „Ohne Zweifel wollten sie wirken, in die ihres Erachtens schmutzige Arena

Okkupation, auf den das Wort aller Toren trifft: ‚Ich habe es doch gut gemeint‘, dann ein bedauerliches Ende zu finden?“ Thomas Mann, „Rundfunkbotschaft“, 6.

²⁸⁷ Andersch, „Das junge Europa“, 19.

²⁸⁸ Hans Werner Richter dachte im Zusammenhang von einem geeinten Deutschland in diesen Jahren über die Oder-Neiße-Grenze hinaus; ein Verzicht auf die Gebiete im Osten hielt er für ausgeschlossen. Neben wirtschaftlichen Gründen war es auch die Sorge vor nationalem Revanchestreiben, das die Aufgabe der Ostgebiete mit sich bringen könnte. Vgl. Gallus, „Der Ruf“ 35f.

²⁸⁹ Andersch, „Das junge Europa“, 20.

²⁹⁰ Rüther, *Literatur und Politik*, 207.

parteipolitischer und weltanschaulicher Kämpfe aber nicht hinabsteigen“, fasste Alexander Gallus diesen Konflikt der Schriftsteller, wie er sich unmittelbar nach Kriegsende darstellte, zusammen.²⁹¹ Man glaubte an Einflussnahme allein durch Worte und Ideen. Des Weiteren hatten sich auf der weltpolitischen Bühne die Gräben zwischen Ost und West derart vertieft, dass die eigenen politischen Visionen von einer Zusammenführung der Besatzungszonen inzwischen nahezu unmöglich geworden waren. Die Hoffnung der Schriftsteller, im Nachkriegsdeutschland eine mitgestaltende Rolle spielen zu können, hatte sich als Illusion erwiesen.²⁹² Die Frustration darüber kanalisierte sich bald im Restaurationsvorwurf, wie ihn beispielsweise Richter vortrug. „Was hier geschieht, erscheint wie eine Restauration, eine Wiederholung dessen, was einmal bestand, eine Wiederherstellung rechtsstaatlicher Verhältnisse, wie sie vor 1933 gegeben waren“.²⁹³ Dass die Schriftsteller als Gemeinschaft ihre Kritik dann weniger in öffentliche Foren trugen, sondern in die privaten Räumlichkeiten des Hauses von Ilse Schneider-Lengyel, die das erste Treffen der Gruppe 47 unter der Leitung von Richter beherbergen sollte, ist auch Ausdruck dieser Enttäuschung. Der Rückzug an den ländlichen Bannwaldsee im Herbst 1947, weg von der Tagespolitik, die nur daran erinnerte, dass die eigenen politischen Beiträge nicht berücksichtigt werden, stand sinnbildlich für das Schwinden des neuen und frischen Geistes, den Andersch im Jahr zuvor noch voller Elan beschworen hatte. 1947 ist bei dem Autor von der positiven Energie wenig übrig geblieben, die zeitgeschichtliche Realität hatte ihn da schon eingeholt: „Der Geist bewegt sich, er schlägt um sich, er wuchert. Aber er ist zu nichts nutze, denn er bewegt sich im

²⁹¹ Gallus, „Der Ruf“, 38.

²⁹² Später würde Hans Werner Richter sich von jenem politischen Programm distanzieren. Einige der im *Ruf* formulierten Ideen hätten sich im Rückblick „wohl kaum halten“ lassen. In seinem Vorwort zum 1976 erschienen Auswahlband der Zeitschrift gesteht er zudem auch seine drastische Fehleinschätzung der politischen Ausgangslage ein: „Erstaunlich ist, von heute aus gesehen, die Verkennung der durch das Ende des zweiten Weltkrieges entstandenen Machtverhältnisse. Wir konnten oder wollten nicht sehen, daß jede der beiden großen Siegermächte ihr System mitbrachte und es in Deutschland etablieren wollte. [...] Vielleicht waren wir zu naiv, um das, was dann eintrat, für möglich zu halten. Wie denn überhaupt vieles in diesem *Ruf* nur aus dem Glauben an eine neue, ganz andere Zeit entstanden ist. Es ist schwierig, diesen oft kritischen Überschwang heute noch zu verstehen. Wahrscheinlich muß man dazu die Atmosphäre dieser Nachkriegsjahre nachempfinden können: Eine Zeit der Trümmer, der Armut, des Hungers und doch der großen Hoffnungen und Illusionen.“ Richter, „Vorwort“, 8f.

²⁹³ Richter, „Wo sollen wir landen“, 46. Die Reintegration ehemaliger Nazis in die verschiedensten Ebenen des Staatsapparates durch die Administration Adenauer war selbstverständlich nur zusätzliches Wasser auf die Mühlen jener, die der verpassten Chance auf eine sozialistische Demokratie nachtrauerten und den Restaurationsvorwurf erhoben hatten.

luftleeren Raum. Er kann sich nicht in der Praxis verwirklichen und vollenden. Denn er ist ein Geist ohne Macht. [...] Die Illusionen-Dämmerung ist radikal.²⁹⁴

In diese Phase des Nachlassens politischer Energien aufseiten der Schriftsteller wirft Max Frisch nun das Wort vom Intellektuellen. Berücksichtigt man diesen historischen Hintergrund, lässt sich sein Handeln nicht nur als Aufzeigen eines „Identifikationsangebotes“ verstehen, wie wir es von Bering hörten, sondern auch als das Zurückbeschwören eben jener Energien sowie als direkte Aufforderung an die Schriftsteller, sich nicht von der „schmutzigen Arena“ der Politik abzuwenden, sich eben nicht aus den politischen Foren zurückzuziehen. Das macht Frisch deutlich, wenn er vor sarkastischem Ton nicht zurückschreckend davon spricht, dass vor allem Deutsche in der Politik „schlechterdings das Niedrige“ sehen, etwas, womit sich der „Kulturträger“ des Landes „nicht beschmutzen soll.“²⁹⁵ Stattdessen verlangt er vom Schriftsteller, dass dieser sich mit seinem kritischen Wesen in die öffentliche Diskussion einbringt. In *Kultur als Alibi* lebt er diese Forderung vor allem in Sachen Ton sogleich vor. Frisch hält darin den Deutschen den Spiegel vor, als diese gerade im Begriff waren, im Goethe-Jahr verstärkt auf das geistige Erbe Deutschlands zu verweisen, anstatt sich mit der eigenen Vergangenheit und der damit verbundenen Verantwortung zu befassen. Er klagt nicht zuletzt auch jene Tendenz unter den Deutschen an, sich im Geistigen zu vergraben und von politischen Entwicklungen im eigenen Lande abzuwenden: „sie erwähnen, wenn von der deutschen Frage gesprochen wird, immer wieder Goethe, Hölderlin, Beethoven, Mozart und all die andern [...], und es geschieht immer fast im gleichen Sinn: Genie als Alibi.“²⁹⁶ Gezielt sucht der Schweizer die Deutschen in ihrem Selbstbild vom Kulturvolk zu treffen, das sich im Land der Dichter und Denker wähnt, während man die Gräueltaten zu vergessen sucht.²⁹⁷

²⁹⁴ Andersch, „Aktion“, 1.

²⁹⁵ Frisch, *Kultur als Alibi*, 342.

²⁹⁶ Ebd., 341.

²⁹⁷ Für die Formierung eines neuen Selbstbilds nach 1945 vgl. Kap. II.

Im Geiste der französischen Tradition: Hermann Broch und der Kongress für kulturelle Freiheit

Max Frischs Essay ist neben der offensichtlichen Kritik am verzerrten deutschen Selbstbild auch eine Aufforderung an seine deutschen Schriftstellerkollegen, Verantwortung zu übernehmen. Wie Frisch den Zeitgeist der Deutschen aufdeckt, ihn kritisch durchleuchtet und sich quer zu diesem stellt, geschieht in Anlehnung an den Intellektuellen, wie ihn Frankreich hervorgebracht hat. Für Frisch geht es darum, einen solchen kritischen Geist in Deutschland zu wecken. Und mit diesem Anliegen, so sollte sich im Jahr darauf zeigen, stand der Schweizer nicht allein da. 1950 tagte im Westen Berlins der *Kongreß für kulturelle Freiheit*, zu dem sich Akademiker, Publizisten, Verleger, Schriftsteller und andere Künstler der westlichen Welt versammelt hatten. Hier wurde ersichtlich, dass sich der Begriff vom Intellektuellen aufseiten der deutschen Vertreter in kürzester Zeit weg vom Schimpfwort hin zu einer Semantik der Verantwortung verschoben hatte. Der internationale Rahmen schien die deutschen Vertreter zudem zum Gebrauch dieses Wortes als Selbstbezeichnung ermutigt zu haben; dies geschah jedoch nicht ohne dabei kritisch über die neue Rolle zu reflektieren, die man mit dem Begriff verband.

Zu den ermutigenden internationalen Stimmen zählte die Hermann Brochs. Selbst zum Zeitpunkt der Tagung verhindert, schickte der österreichische Romancier aus dem amerikanischen Exil einen Beitrag mit dem Titel *Die Intellektuellen und der Kampf um die Menschenrechte*. Noch mehr als bei Frisch klingt in seinen Worten der Zola'sche Gedanke an, was der Titel bereits erahnen lässt. Und nach kurzen Worten der Entschuldigung hinsichtlich seines Fernbleibens von der Veranstaltung kommt Broch auch umgehend auf den Intellektuellen zu sprechen. Er tut dies nicht, ohne zunächst die negative Rezeptionsgeschichte desselben anzuschneiden. Der „Praktiker“ würde wohl von einem „Kongreß utopisch weltfremder Idealisten“ oder sogar „Dummköpfen“ sprechen. Broch allerdings spricht zu einem „Kongreß von Intellektuellen“. „Nun haben *wir* tatsächlich einen heftigen Hang zum Utopischen“, gesteht der Romancier scheinbar zu, doch lässt er mit dem „wir“ keinen Zweifel daran, dass

„Intellektueller“ für ihn eine positive Selbstbezeichnung ist.²⁹⁸ Zwar verwendete Broch ebenso wie Frisch immer wieder das Wort vom „geistigen Arbeiter“ – einer der Ausweichvokabeln, die stets Ausdruck des Unbehagens waren, welches den Intellektuellen-Begriff umgab – doch zeigt dies im Jahr 1950 vor allem eines: dass man sich in der deutschen Sprache an einem semantischen Wendepunkt befand, dass man gerade erst dabei war, die Grundlagen hin zur positiven Geschichte vom Intellektuellen zu legen. Hatte Max Frisch als erster ein formbares Identifikationsangebot mit diesem Begriff zur Verfügung gestellt, war Broch noch einen Schritt weitergegangen: Er sprach von einem selbstbewusst klingenden „wir“, statt, wie es bei Frisch noch der Fall war, von einem unverbindlichen „man“.²⁹⁹ Hier nun wurde zu einem Kollektivbewusstsein aufgerufen. Diese Vorstellung vom Intellektuellen-Kollektiv erinnert an die Geschehnisse in Paris im Jahr 1898, als die Intellektuellen gemeinsam nach Zolas Artikel aufgestanden waren und auf die Revision des Verfahrens gedrängt hatten. Doch auch der ethische Kern bei Broch lässt eine Anlehnung bei Zola erkennen. Hatte der Franzose sich auf die Menschenrechte berufen, beschwor Broch nun die „Menschlichkeit“. Neben dem ständigen Interesse an der Erkenntnis, ist es Broch zufolge dieses Ideal, dem der Intellektuelle zu folgen habe. Die „unmittelbare[n] Verringerung von Menschenleid“ und die „Verwirklichung von Menschenrecht“ seien Ziele, denen er sich verschreiben müsse.³⁰⁰ Beide Worte, Verringerung als auch Verwirklichung, sind wohlgewählte Begriffe, die politische Taten suggerieren. Nun sieht Broch im Intellektuellen keinen Berufspolitiker, dieser wird aber angesichts eines „endlosen Kampf[es]“ gegen die „geradezu unerahnbare[] Gräßlichkeit“, „dauernd gezwungen, Politik zu wollen und zu betreiben“. Das nicht aufgehörende Unrecht in der Welt mache den Intellektuellen zum „Realpolitiker par excellence“.³⁰¹ Eigentlich sei er dies schon immer gewesen in seiner Rolle als Führer und Entfacher aller „Revolutionen“. Der Intellektuelle entwerfe seine Utopien unter

²⁹⁸ Hervorgehoben vom Verfasser.

²⁹⁹ „[...] es ist für den Schweizer stets ein Ereignis, wenn er in Länder kommt, wo *man* als Intellektueller ernst genommen wird“. Frisch, *Kultur als Alibi*, 337.

³⁰⁰ Broch, *Die Intellektuellen*, 454.

³⁰¹ Ebd.

Berücksichtigung sämtlicher „Machtfaktoren der heutigen Weltpolitik“. ³⁰² „Realutopien“ nennt Broch diese auf der „Logik der Dinge“ aufbauenden Visionen. „[U]ngeachtet fürchterlichster Rückschläge“ treibt der Intellektuelle die Gesellschaft mithilfe jener Utopien dem „Fortschritt“ entgegen. Die Realitäten der „Weltpolitik“ im Jahr 1950 heißen „Konzentrationslager“ oder auch „Todesstrafe“ – „Menschenleiden“, nach deren „sofortige[r] Linderung“ der Intellektuelle zu drängen habe. ³⁰³ Das oberste „Ziel, die Verwandlung der Staaten in bloße Verwaltungskörper“ – und somit die vollständige Verwirklichung des demokratischen Prinzips – „ist derzeit unerreichbar“. Der Weg dorthin ist steinig, das Ziel aber auf lange Sicht durchaus „realutopisch“. Bis dahin gelte es einen Stein nach dem anderen aus dem Weg zu räumen. Auch die von Broch hierfür vorgesehenen Mittel erinnern wieder an Zola: Rief der französische Schriftsteller einst den Präsidenten Frankreichs an, so ersucht Broch den „Kongreß für kulturelle Freiheit“, sich ob der zuvor genannten Leiden als Kollektiv mit einem konkreten Maßnahmenpaket an die United Nations zu wenden. Der Adressat hat sich verändert, das politische Feld sich erweitert, doch die Vorgehensweise ist dieselbe geblieben. Broch beschreibt den Intellektuellen nach dem Zweiten Weltkrieg als eine Figur der politischen Intervention, als einen direkten Erben Zolas. Mit der Freiheit als Ziel bezieht er seine Stärke aus dem Kollektiv, seine Waffe ist die Erkenntnis und die Menschlichkeit sein Kompass.

Diese kurze Skizze vom Intellektuellen, wie sie Berlin 1950 erreicht, soll einen Eindruck von dem Einfluss geben, der da von draußen half, das einstige Schimpfwort in den Köpfen der Deutschen inhaltlich neu auszurichten. Dieser Prozess hatte bereits zuvor begonnen, wie Max Frisch uns zeigte. Und auch auf dem Kongress finden sich Spuren dieses Wandels. Ein Beispiel: Sucht man in der von Melvin Lasky und Ernst Reuter gehaltenen Eröffnungsreden noch vergeblich nach dem Begriff vom Intellektuellen, so sollte sich das im Fortlauf des Kongresses ändern. ³⁰⁴ Die angereisten nationalen und internationalen Vertreter aus der Literatur, Kunst und

³⁰² Ebd.

³⁰³ Ebd., 456.

³⁰⁴ Melvin Lasky hatte in einem im *Berliner Tagesspiegel* gedruckten Aufsatz (*Die Antwort des Westens*) zwei Tage vor Auftakt dieser Veranstaltung bereits vorsichtig mit der Bezeichnung ‚Intellektuellenskongress‘ gespielt, diesen aber

den Universitäten hatten neben ihren Reden auch das Selbstverständnis von sich als Intellektuelle mitgebracht. Ein Selbstbewusstsein, das letztlich auch seinen Weg in die Nachbetrachtungen der Organisatoren finden sollte, als man die Broch'sche Formel „Kongreß von Intellektuellen“ nachträglich als Bezeichnung für die Veranstaltung wählte.³⁰⁵ Neben Broch hatten auch andere Redner der fünftägigen Veranstaltung auf diesen Begriff zurückgegriffen, darunter nicht zuletzt Eugen Kogon. Der Autor des *SS-Staats* sah „die Rolle des Intellektuellen in der gegenwärtigen Situation darin“, dass dieser den „Kopf [...] über den Fronten halten“, „den Standort aber eindeutig auf einer Seite beziehen“ müsse. Seine Aufgabe sei „die [k]onkrete Arbeit zur Erhaltung der Freiheit“ sowie die „Sicherung“ derselben.³⁰⁶ Der Kongress wurde so auch zu einer Art Ort der Selbstreflexionen für die Anwesenden hinsichtlich ihrer Rolle als Intellektuelle. In diesem Umfeld, in dem man über die Verantwortung und das Wesen des Intellektuellen diskutierte, rückte man das geistige Wirken auch explizit in die Nähe der Politik. Die eigene Wirkungsmöglichkeit auf dieser Bühne begann sich für die Teilnehmer zu schärfen, wie die Nachbetrachtungen zum Kongress erkennen lassen: „Es mag sich auch [...] die Folgerung ergeben, daß die zwar leidenschaftliche, aber doch streng objektive Wahrheitssuche ein Mittel des politischen Verstehens und vielleicht sogar eine politische Waffe darstellt, die von den berufsmäßigen Politikern noch längst nicht hinreichend gewertet wird.“³⁰⁷ In Berlin hatte man sich zusammengefunden, um „ein unabhängiges Programm zur Verteidigung ihres gemeinsamen demokratischen Ideals zu besprechen, zu kritisieren und zu formulieren.“³⁰⁸ Mit der demokratischen Idee verband man neben „der Freiheit der Kunst und Forschung“ sowie der „religiösen Toleranz“ nicht zuletzt auch die „Menschen- und Bürgerrechte“.³⁰⁹ Ein französisch

noch in Anführungszeichen gesetzt, nicht zuletzt auch weil er ihn im Kontext des Stalinismus bzw. Nationalsozialismus verwendete. Der *Kongress für kulturelle Freiheit*, schreibt er da, „ist keine Tarnung für Propaganda der totalitären Rechten oder Linken, wie es die meisten von Kommunisten oder Faschisten arrangierten und kontrollierten ‚Intellektuellensymposien‘ der letzten fünfundsiebenzig Jahre waren.“ Lasky, „Die Antwort“, 480.

³⁰⁵ Vgl. „Kongreß“, 339.

³⁰⁶ Zitiert nach „Die Schlusskundgebung“, 471.

³⁰⁷ „Kongress“, 340.

³⁰⁸ Lasky, „Die Antwort“, 480.

³⁰⁹ Ebd.

anmutender Wind durchzog diese Veranstaltung, die freilich „alles andere als eine lokale Berliner und deutsche Angelegenheit“ wurde.³¹⁰ Tatsächlich machte man in der französischen Presse hinterher das Gelingen des Kongresses an den eigenen Vertretern fest.³¹¹ Wenn dann auch in der ersten These des die Veranstaltung abrundenden Manifests die Begriffe „Wahrheit“, „Freiheit“ und „Menschrechte“ die tragenden Säulen darstellen, dann sind die historischen und idealistischen Bezüge auf die Pariser Ereignisse aus dem Jahre 1898 hergestellt. Angesichts eines sich verschärfenden Kalten Krieges, der die Welt in West und Ost, d. h. die Menschheit in zwei Lager spaltete und der Stalinismus das Ideal der Freiheit mit Füßen trat, hatte man beschlossen, sich als Kollektiv in den geographischen Brennpunkt dieser ideologischen Auseinandersetzung zu begeben. Hier standen sich freie Diskussion und Totalitarismus auf engstem Raum einander gegenüber. Dass sich einen Tag vor Beginn des Kongresses auf der koreanischen Halbinsel der Kalte Krieg zu einem bewaffneten Konflikt ausgeweitet hatte, verstärkte die Spannung zwischen Ost und West nur noch zusätzlich, verlieh der Veranstaltung aber umso mehr Symbolcharakter. Der gewählte Tagungsort sowie die auf dem Kongress verwendete Sprache mussten als klare Zeichen verstanden werden, dass die westlichen Intellektuellen inklusive der deutschen Vertreter ihren Stimmen im weltpolitischen Konflikt Gewicht verschaffen wollten. *Die Zeit* sollte am 6. Juli von einer „Gegenoffensive des Geistes“ sprechen.³¹² Und das, was man zu sagen hatte, fand dort, wo der Berliner Bevölkerung Zutritt zu den zahlreichen Tagungstreffen gewährt wurde, auch offene Ohren. Allein die Schlusskundgebung am Funkturm hatte schätzungsweise 15.000 Berliner zu den Vorträgen gelockt, was nicht verwundert, war doch gerade in West-Berlin die Freiheit in jenen Tagen so ungewiss wie nirgendwo anders in Deutschland. Der Moment der Krise zog die Hörer zu den Intellektuellen, die scheinbar nach Kriegsende ein zweites Mal dabei waren, aufzuwachen, wie es der Leitartikel der *Badischen Zeitung* zum Kongress schrieb: „In der scharfen Luft Berlins, dieser ‚kleinen Insel in dem riesigen Block von der Elbe bis nach

³¹⁰ Ebd.

³¹¹ Vgl. „Presse-Echo“, 490.

³¹² W., „Gegenoffensive“.

Wladiwostok‘, unter dem Eindruck der weltbewegenden Ereignisse in Korea, die manches akademische Redekonzept für den Kongreß unter den Tisch fallen ließen, in dieser scharfen Luft ist auch deutlich und scharf gesprochen worden [...]. Aber es scheint, daß nun wirklich auch deutlich gesprochen werden müsse, um die Schriftsteller und Künstler, die Forscher und Gelehrten, die Intellektuellen im weitesten Sinne aus ihrer Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit aufzuwecken [...].³¹³ Der Intellektuelle könne sich im „weltpolitischen Gegensatz zwischen demokratischer Freiheit und totalitärer Tyrannei“ nun nicht neuerlich in die „Neutralität“ flüchten. „Die deutschen Intellektuellen erlügen einem verhängnisvollen Irrtum, wenn sie glaubten hier einer Entscheidung entgehen zu können, wie sie das vor zwanzig Jahren weithin dem Nationalismus gegenüber getan hatten.“³¹⁴ Im Ton bestimmt ist die Botschaft deutlich: Der eingeschlagene Weg der politischen Intervention musste weitergegangen werden. Und wie die 50er Jahre zeigen sollten, würden die Intellektuellen angesichts des politischen Kurses der Bundesrepublik und der aufkommenden neonazistischen Tendenzen im Land dieser Forderung nachkommen.

Von den politischen Schriftstellern in den 50er und frühen 60er Jahren

Die Unterstützung der Schriftsteller für Willy Brandt und seine Sozialdemokraten ab 1961 lässt vor dem Hintergrund einer seit zwölf Jahren konservativ regierten Bundesrepublik schnell den Eindruck entstehen, die Einmischung der Intellektuellen ins politische Tagesgeschäft hätte einzig und allein an der Kandidatur des damaligen Regierenden Bürgermeisters geangen. Es wäre jedoch ein Irrtum, wenn man in Brandt einen Katalysator für die sich erhebenden Stimmen der Schriftsteller im politischen Feld zu erkennen glaubt; diese hatten, wie gesehen, bereits kurz nach Kriegsende versucht, sich Gehör zu verschaffen. Richtig ist, dass sich den Intellektuellen mit Brandt eine Figur mit Identifikationspotenzial darbot und dass dessen Eintritt in den Wahlkampf

³¹³ Zitiert nach „Presse-Echo“, 486.

³¹⁴ Ebd., 487.

um die Kanzlerschaft ihnen obendrein eine bundesweite Bühne für ihre politischen Stimmen bereitete.³¹⁵ Trotz der ersten Enttäuschung Ende der 1940er Jahre und des symbolischen Rückzugs in die literarischen Welten der Gruppe 47 wollten die Autoren auch in den 1950er Jahren auf den politischen Prozess einwirken. Das oftmals kolportierte Image des politisch distanzierten Schriftstellers zu Zeiten des Wirtschaftswunders lässt sich nicht aufrechterhalten, scheint es im Nahhinein zu sehr auf dem Kontrast zur Ära Brandt zu beruhen, als jenes Miteinander zwischen Geist und Macht seinen Höhepunkt in der bundesrepublikanischen Geschichte erreichte. So wurde beispielsweise von der „Heimatlosigkeit der kritischen Schriftsteller“ während der Zeit des Wirtschaftswunders gesprochen. „Der typische literarische Protagonist dieser Jahre“, schreibt beispielsweise Keith Bullivant, „war der Außenseiter, der anarchische Einzelgänger, der ‚Partisan‘ [...], der von einer isolierten Warte aus eine ihm immer fremder werdende Welt angriff, ohne an ihr teilzunehmen, oder das entfremdete Individuum, das die Entwicklung der Gesellschaft mit Unbehagen verfolgte und unter ihr schweigend litt.“³¹⁶ Bewertungen dieser Art greifen oftmals direkt auf die artikulierten Befindlichkeiten, d. h. die verletzten Eitelkeiten der Schriftsteller zurück. Bullivant lässt beispielsweise Walter Jens zu Wort kommen, der sich und andere Schriftsteller im Land „politisch mißachtet und ohne Einfluß in der Gesellschaft“ glaubte.³¹⁷ Jens' Unzufriedenheit soll hier stellvertretend für die Ansichten vieler seiner Kollegen stehen und – wie sich in diesem Abschnitt noch zeigen wird – sie ist durchaus nachvollziehbar, angesichts der Gleichgültigkeit und zum Teil respektlosen Manier, mit der die Regierung Adenauer den Intellektuellen begegnete. Dennoch lässt sich Bullivants Urteil vom isolierten Autor nicht aufrechterhalten. Hier wird politische Wirkungslosigkeit mit politischer Inaktivität verwechselt; von letzterer kann jedoch keine Rede sein, denkt man allein an die sich in diesen Jahren formierenden außerparlamentarischen Bewegungen. Jene Kollektive also, in denen sich nicht nur die Schriftsteller zu Interessensgemeinschaften verbanden, sondern

³¹⁵ Für die Anziehungskraft Willy Brandts auf die Intellektuelle vgl. Kap. III, 195ff.

³¹⁶ Bullivant, „Gewissen“, 64f.

³¹⁷ Jens, „Wir Extremisten“.

mit ihnen auch Vertreter aus Gewerkschaft, Wissenschaft, Kirche und vor allem politischen Oppositionsparteien. Die erfolgreiche Bildung dieser Zweckgemeinschaften in den 50er Jahren sollte die Voraussetzung für die Hochphase der Zusammenarbeit zwischen Schriftsteller und Politiker sein, wie sie die Bundesrepublik in den 60er Jahren sah.

Von einem abrupten Erwachen des politisch aktiven Schriftstellers durch die Kanzlerkandidatur Brandts kann also nicht die Rede sein. Vielmehr hatte eine Vielzahl von zweifelhaften Kontinuitäten und Entwicklungen im jungen westdeutschen Staat dafür gesorgt, dass sich die Autoren bereits während der 50er Jahre in der Öffentlichkeit zusehends kritischer mit der Nachkriegsgesellschaft und der westdeutschen Politik befassten und in diese einmischten. Die hitzig geführten Debatten um die Remilitarisierung Westdeutschlands sowie später um die atomare Bewaffnung der Bundeswehr zählen zweifelsfrei zu den bedeutendsten Anlässen, die den einst als passiv stigmatisierten Intellektuellen zusehends an die Parteipolitik heranführten.

Die Art und Weise, in der die Schriftsteller sich mit diesen politischen Themenkomplexen auseinandersetzten, variierte selbstverständlich. Autoren wie Arno Schmidt (*Das Steinerner Herz*, 1956) oder Wolfgang Koeppen (*Das Treibhaus*, 1953) beschränkten sich beispielsweise im Fall der Remilitarisierungsdebatte weitestgehend aufs eigene literarische Werk, ohne darüber hinaus weiter aktiv zu werden. Koeppen bemerkte 1961 mit Blick auf den engagierten Schriftsteller, dass jedes Buch zwar indirekt in die politische Welt hinein wirke, der Schriftsteller aber damit nicht gleich politisch aktiv werden würde: „Wollte ich politisch wirken, würde ich versuchen, Bundesverteidigungsminister zu werden, Macht zu erringen, um die Macht am Boden zu halten.“³¹⁸ Andere Intellektuelle gingen außerliterarische Wege, zeigten Engagement über ihr Werk hinaus, indem sie beispielsweise ihre Unterschriften unter Aufrufe setzten oder bei Kundgebungen auftraten. Das wohl bekannteste Protestdokument dieser Jahre ist das *Deutsche Manifest*, das auf einer Versammlung in der Paulskirche am 29. Januar 1955 verabschiedet wurde. Die wortführenden Autoren waren in erster Linie in der Theologie (Helmut Gollwitzer, Johannes

³¹⁸ Zitiert nach Reitzammer, „Schriftsteller“, 363.

Hessen) und Soziologie (Alfred Weber) beheimatet. Doch auch Albrecht Goes (*Das Brandopfer*, 1954), Walter Dirks – Mitherausgeber der *Frankfurter Hefte* –, Max Bense, Margret Boveri und Ernst Penzoldt zählten zu den Unterzeichnern.³¹⁹ An ihrer Seite versammelten sich Politiker der parlamentarischen Opposition (Erich Ollenhauer, SPD; Gustav Heinemann, GVP; Carlo Schmid, SPD) sowie Vertreter aus Kirche und Gewerkschaft. Als Antwort auf die *Pariser Verträge* des vorangegangenen Herbstes, die die (eingeschränkte) Souveränität der Bundesrepublik aber eben auch den Beitritt zur NATO zum Inhalt hatten, fanden sich mit ihnen etwa tausend Gäste in jener geschichtsträchtigen Frankfurter Gedenk- und Versammlungsstätte ein. Zu diesem Zeitpunkt stand die Ratifizierung des Vertragswerkes durch den Bundestag noch aus, was die Hoffnung der Anwesenden auf ein militärfreies Deutschland weiter am Leben hielt. Die Verabschiedung des Manifestes markierte das erstmalige Miteinander von Politikern und Intellektuellen in der Bundesrepublik. Eine außerparlamentarische Koalition aus Geist und Politik war erwachsen, deren Charakter sich auch im Protestschreiben der Paulskirchenbewegung niederschlagen sollte: „Die Antwort auf die deutsche Schicksalsfrage der Gegenwart – ob unser Volk in Frieden und Freiheit wiedervereinigt werden kann oder ob es in dem unnatürlichen Zustand der staatlichen Aufspaltung und einer fortschreitenden menschlichen Entfremdung leben muss – hängt heute in erster Linie von der Entscheidung über die Pariser Verträge ab. Die Aufstellung deutscher Streitkräfte in der Bundesrepublik und in der Sowjetzone muss die Chancen der Wiedervereinigung für unabsehbare Zeit auslöschen und die Spannung zwischen Ost und West verstärken.“³²⁰ Neben den offensichtlichen moralischen Bedenken einer Wiederbewaffnung gerade einmal zehn Jahre nach Ende des Dritten Reiches war der Protest auch unübersehbar von langfristigen politischen Überlegungen geleitet worden.³²¹ Idealistische Werte („Frieden und Freiheit“) stehen hier Seite an Seite mit politisch-strategischen Gedanken

³¹⁹ Vgl. Práchenská, „Schriftsteller“, 172. Gemeinsam mit Eugen Kogon, dem Autor des SS-Staates, hatte Walter Dirks außerdem in den *Frankfurter Heften* eine Kampagne gegen die Remilitarisierungsabsichten des westdeutschen Staates geführt. Vgl. auch Parks, „Aspekte“, 265.

³²⁰ Zitiert nach Kleßmann, *Die doppelte Staatsgründung*, 484f.

³²¹ Vgl. Wengeler, *Die Sprache*, 137.

(Wiedervereinigung).³²² Bereits diese erste Kooperation deutete an, dass der Zusammenschluss aus Politik und den Intellektuellen des Landes positive Resonanz aufseiten der Bevölkerung hervorrufen konnte, nahm doch die Protestbewegung nach der Veröffentlichung des Manifestes zunächst Fahrt auf. So „konnten über einen kurzen Zeitraum mehrere hunderttausend Anhänger“ gewonnen werden.³²³ Von etwa einer dreiviertel Million organisierten Wiederbewaffnungsgegnern ging man im Nachhinein aus, davon allein 250.000 aus Bayern.³²⁴ Doch mit der letztendlichen Ratifizierung der *Pariser Verträge* Ende Februar 1955 wich der Enthusiasmus nach nur wenigen Wochen einer Ernüchterung. Noch sollten die Stimmen aus der Kulturwelt wenig Wirkung auf dem politischen Parkett zeigen. Doch der erste Schritt zum Miteinander zwischen Geist und Macht in der Bundesrepublik war getan, die Verbindung zwischen Parteipolitik und Intellektuellen war erstmals erprobt worden.³²⁵

Diese Allianz sollte Mitte der 1950er Jahre auch in anderen politischen Streitfragen ausgebaut werden. Denn mit der westdeutschen Remilitarisierung einher ging auch die Furcht vieler Schriftsteller vor den in der Bundesrepublik zu Tage tretenden rechtsextremen bzw. (neo-)nationalistischen Tendenzen. Bereits kurz nach der Gründung des westdeutschen Staates waren nationalistische Organisationen wie die HIAG (Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit der Soldaten der ehemaligen Waffen-SS) oder die Wiking-Jugend ins Leben gerufen worden. Noch 1955 hatte beinahe die Hälfte der Westdeutschen die Meinung vertreten, Hitler wäre „ohne den Krieg einer der größten Staatsmänner gewesen“.³²⁶ Des Weiteren war es ein offenes Geheimnis, dass die große Mehrheit der Mitarbeiter des nationalsozialistischen Verwaltungsapparates in der Bundesrepublik wieder unbehelligt ihrer Arbeit nachgehen konnte. Befragungen von westdeutschen Studenten hatten in der zweiten Hälfte der 50er Jahren zudem ergeben, dass

³²² Die Wiedervereinigung war indessen nicht nur vonseiten der Politiker gewollt, sondern durchaus auch der Wunsch einer Mehrheit unter den Schriftstellern.

³²³ Vgl. Wenzke/Zündorf, „Ein Eiserner Vorhang“, 58.

³²⁴ Kotte, „Wolfgang Kraushaar“. Vgl. zudem Kraushaar, *Die Protest-Chronik*, 1117ff.

³²⁵ Gustav Heinemann sollte kurz darauf, 1957, die von ihm fünf Jahre zuvor selbst ins Leben gerufene Gesamtdeutsche Volkspartei (GVP) auflösen und der SPD beitreten.

³²⁶ Vgl. *Jahrbuch*, 277.

innerhalb der jüngeren Generation ein Besorgnis erregender Hang hin zum Autoritären zu verzeichnen war. Eine „durchgehende Identifikation mit den einzelnen demokratischen Einrichtungen“, d. h. mit dem „demokratischen System“ als solchen, so das Urteil bei Habermas, sei bei diesen Studenten „fragwürdig“.³²⁷ Außerhalb des akademischen Umfeldes bot sich ein ähnliches Bild. Dies lag oft schon daran, dass ein Großteil der Bevölkerung nicht mit den politischen Institutionen vertraut war. 1956 wussten gerade einmal 14 Prozent der Westdeutschen, welche Funktion dem Bundesrat zukommt.³²⁸ Über die Hälfte der Befragten gab zudem an, nicht zu wissen, was in der Verfassung steht.³²⁹ Die Intellektuellen sahen angesichts dieser Entwicklungen und der Wiederbewaffnung Deutschlands diese noch junge (und nicht zuletzt geschenkte) Demokratie bereits wieder in Gefahr. Hans Werner Richter äußerte sich entsprechend beunruhigt ob eines möglichen Umschlagens der politischen Atmosphäre im Land: „Es ist die Sorge, daß sich mit der Wiederaufrüstung das gesamte geistige Klima in Deutschland voraussichtlich wiederum verändern wird, es ist die tiefe Beunruhigung, daß mit den Kompanien, Regimentern und Divisionen auch der Geist der Reaktion wiederum sich erheben und lebendig werden kann, und wir alle wissen, wie dünn und brüchig die Scheidewände zwischen einer solchen Reaktion und dem Faschismus von gestern oder einem neuen Faschismus sind.“³³⁰

Statt jedoch, wie es oft über die Schriftsteller der 50er Jahre gesagt wurde, in Passivität zu verfallen, wurden solche Ängste in konkrete politische Aktion umgesetzt. Das oben zitierte Wort Richters beispielsweise entstammt dem Kommentar *Zur Bildung des ‚Grünwalder Kreises‘*: Diese Vereinigung, bestehend aus Schriftstellern, Politikern der SPD, Journalisten und Pädagogen, sollte in den knapp zwei Jahren ihres Bestehens (Februar 1956 bis Ende 1957) im Kampf gegen die rechtsextremen Tendenzen als „demokratische Feuerwehr“³³¹ aktiv politischen Einfluss ausüben. Man machte sich dabei die Mittel des Rechtsstaates zu eigen. Die Strafanzeigen gegen

³²⁷ Vgl. Habermas/Oehler/von Friedeburg/Weltz, *Student*, 145ff. *Jahrbuch*, 280.

³²⁹ Ebd., 165.

³³⁰ Richter, „Zur Bildung“, 134.

³³¹ Heesch, „Der Grünwalder“, 35.

Helmut Sündermann und dessen Druffel-Verlag soll hier exemplarisch für zahlreiche Initiativen stehen. Sündermann, ehemals stellvertretender Pressechef der NSDAP, hatte sich und seinem Verlag die Wahrung völkischen Gedankenguts auf die Fahnen geschrieben und wiederholt die Resistance-Bewegung verunglimpft.³³² Der Vorstoß auf juristischer Ebene war gewissermaßen vom Kreis als Nagelprobe auf den demokratischen Apparat angesehen worden; ein Test, dessen Ergebnis die hohen Erwartungen der Initiatoren zwar nicht erfüllen, doch im Nachhinein insgesamt als erfolgreich eingestuft werden konnte. Denn auf der positiven Seite war neben einer erheblichen Aufmerksamkeit im publizistischen Bereich auch der Ausschluss des Verlages von der Frankfurter Buchmesse zu verzeichnen. Darüber hinaus wurden vorübergehend mehrere Publikationen des Verlagshauses vom Markt genommen. Insbesondere aber die Reaktionen auf diversen politischen Ebenen zeugten von der Einflussnahme des *Grünwalder Kreises*. Dem Bundesjustizministerium, dem Bundestagsausschuss zum Schutz der Verfassung, dem Verfassungsschutz selbst sowie den Innenministern der Länder war die Notwendigkeit für eine Auseinandersetzung mit dem vorhandenen Gesetzesapparat aufgezeigt worden, wollte man neo-nationalsozialistische Veröffentlichungen in Zukunft unterbinden. Entsprechend intensiv wurden die Möglichkeiten auf diesen Ebenen besprochen, wenngleich am Ende noch keine juristischen Erfolge, d. h. eine Gesetzesverschärfung oder gar ein Verbot stehen sollten. Hier wartete die Politik noch zögerlich auf die richterlichen Rechtsprechungen. Dennoch hatten die Strafanzeige sowie die mit ihr einhergehende Eingabe an den Bundestag aufseiten der politischen Institutionen den Sinn für „den Umgang mit der NS-Vergangenheit sensibilisiert“, „der institutionelle Blick für extremistische Gefahren von Rechts“ war durch das Eingreifen des Kreises „geschärft“ worden.³³³ Der prominenteste Vertreter war hier Bundespräsident Theodor Heuss, der sich nach der Anzeige selbst öffentlich gegen neo-nationalsozialistische Publikationen wandte.³³⁴ Die Diskussionen hatten sich in der Folge über die Presse und den Rundfunk in die

³³² Ebd., 51.

³³³ Ebd., 53.

³³⁴ Ebd., 52.

breite Öffentlichkeit, d. h. in das „politisches Bewusstsein der Gesellschaft“ geschoben.³³⁵

Wenngleich man sich von der Mehrheit der Regierenden oftmals ignoriert fühlte, so war man zumindest der Ansicht, vom Rest des Landes vernommen zu werden. Mit viel zeitlichem Abstand kam Hans Werner Richter auf den *Grünwalder Kreis* blickend zu dem Urteil: „Was immer man heute über diese politische Aktivität der Intellektuellen in jenen Jahren denken mag, ich glaube, sie haben mit zu mentalen Veränderungen beigetragen.“³³⁶

Ab 1957 sollte sich Richters politisches Interesse sowie das seiner Kollegen dann wieder verstärkt der deutschen Militarisierung zuwenden. Die durch Franz Josef Strauß und Konrad Adenauer vorgebrachten Pläne einer atomaren Bewaffnung Westdeutschlands hatten der einstigen Remilitarisierungs-Diskussion eine leicht veränderte Richtung verliehen; zu den Sorgen der Schriftsteller vor einem weiteren Krieg und der dauerhaften Spaltung Deutschlands in Ost und West kam nun auch noch die Angst vor den verheerenden Folgen der Spaltung von Atomen hinzu. Angefeuert wurde die Debatte nicht zuletzt durch die 18 Atomwissenschaftler (darunter drei Nobelpreisträger) und deren berühmte *Göttinger Erklärung* vom 12. April 1957. In dieser warnten sie aus der eigenen „Verantwortung“ heraus und in „tiefer Sorge“ vor der „lebensausrottenden Wirkung“ „taktischer Atomwaffen“. Die Antwort des Bundeskanzlers half freilich nicht, die ohnedies bereits erhitzten Gemüter zu besänftigen.³³⁷ „Zur Beurteilung dieser Erklärung muß man Kenntnisse haben, die diese Herren nicht besitzen. Denn sie sind nicht zu mir gekommen.“³³⁸ Kurt Hiller schien daraufhin jegliche Contenance verloren gegangen zu sein, als er sich in einem Telegramm an Konrad Adenauer seine Frustration von der Seele schrieb: „Sie ermangeln der inneren Beziehung zur Wissenschaft und zu den geistigen Bewegungen, sollten

³³⁵ Ebd., 53.

³³⁶ Zitiert nach Heesch, „Der Grünwalder“, 60.

³³⁷ Obendrein hatte Adenauer den Zorn der Atomwaffengegner auf sich gezogen, als er sich angesichts der möglichen nuklearen Aufrüstung in einer Erklärung vom 5. April 1957 in Verharmlosungen erging: „Die taktischen Atomwaffen sind im Grunde nichts anderes als eine Weiterentwicklung der Artillerie, und es ist ganz selbstverständlich, daß bei einer so starken Fortentwicklung der Waffentechnik, wie wir sie leider jetzt haben, wir nicht darauf verzichten können, daß unsere Truppen auch jetzt bei uns - das sind ja besondere normale Waffen in der normalen Bewaffnung -, die neuesten Typen haben und die neueste Entwicklung mitmachen.“ Vgl. „Die Bombe“, 12.

³³⁸ „Göttinger“, 140, Anm.

sich daher in der Kritik ihrer Vertreter besonderer Bescheidenheit befleißigen. [...] Ihre völlig unchristliche, völlig undemokratische Abkanzlung eine Gruppe bedeutender, aus gründlicher Kenntnis und tiefer Verantwortung warnender deutscher Gelehrter [...] gibt uns Anlaß, Ihnen unsere Verachtung auszusprechen und den Wunsch zu erneuern, daß eine dem wahren Interesse des Vaterlands fortgesetzt abträglich handelnde arrogante Null wie Sie raschestens von der politischen Bildfläche verschwinde.³³⁹ Der zuvor zitierte Unmut von Walter Jens findet hierin seinen lauten Widerhall.

Die Mehrzahl der Schriftsteller jedoch setzte auf öffentliche Mittel des Protestes. Sie griffen in der Folge vermehrt auf öffentliche Vorträge, Aufrufe oder die Form des Manifests zurück, wenn es darum ging, ihren Bedenken Ausdruck zu verleihen. Ilse Aichinger setzte in diesem Zusammenhang ihre Unterschrift unter das Manifest der Bewegung *Frauen gegen Atombewaffnung* – ein Schriftstück, in dem die Unterzeichnerinnen sich mit den von Adenauer abgekanzelten Wissenschaftlern solidarisch zeigten. Sie tat dies gemeinsam mit Autorinnen wie Luise Rinser, Ina Seidel und Gertrud von le Fort sowie der Philosophin Hedwig Conrad-Martius.³⁴⁰ Einstimmig zeigte man sich bereit, die gerade erst 12 Jahre zuvor wiedergewonnene „Freiheit“ im Sinne der daraus „folgenden Verantwortung“ zu verteidigen.³⁴¹

Mit der *Resolution vom 4. September*, kurz vor der Wahl zum 3. Deutschen Bundestag, legten die Schriftsteller schließlich ein Dokument vor, in dem sie nicht nur auf die atomare Bewaffnung als „Gefahr für die ganze Menschheit“ hinwiesen, sondern auch auf die eigene Rolle innerhalb der Gesellschaft eingingen und sich zum Sprachrohr der Mehrheit der Deutschen erklärten: „In der Demokratie ist jeder Staatsbürger verantwortlich für das politische Geschick seines Landes. Noch mehr der Schriftsteller, der an der Meinungsbildung aktiv beteiligt ist. Deswegen appellieren die unterzeichneten freien Schriftsteller aus der Bundesrepublik, die in der Mehrzahl keiner Partei angehören, durch diesen Aufruf an die Vernunft und an das Gewissen der

³³⁹ Hiller, [Telegramm], 140.

³⁴⁰ Vgl. „Frauen gegen die Atombewaffnung“, 143.

³⁴¹ Ebd., 142.

Deutschen [...]. Wir wissen, daß die meisten Deutschen so denken wie wir. Es geht um die Existenz unserer Welt.“³⁴² Die Resolution ist nach dem *Deutschen Manifest* der nächste Meilenstein auf dem Weg zu einem anderen Verhältnis der Schriftsteller zur Parteipolitik: „Wir bitten alle Deutschen“, heißt es nämlich gleich im nächsten Satz, „am 15. September im Bewußtsein der Entscheidung über Sein oder Nichtsein zu wählen.“ Ungeachtet der explizit erwähnten Parteilosigkeit der „Mehrzahl“ der Unterzeichner hatte ein Autorenkollektiv bestehend unter anderem aus Stefan Andres, Erwin Piscator und Paul Schallück hier erstmalig, wenn auch indirekt, eine Wahlempfehlung ausgesprochen. Denn nur die Sozialdemokraten hatten sich zuvor konsequent gegen die nukleare Aufrüstung westdeutscher Streitkräfte ausgesprochen. Eine Alternative für die Atomgegner hätte es an der Urne also nicht gegeben.

Trotz oder vielleicht gerade wegen der Wahlniederlage der Sozialdemokraten, verstärkte sich das Zusammenspiel zwischen den Intellektuellen und den Politikern der SPD. Heinrich Böll und Erich Kästner sind es im Jahr darauf, die gemeinsam mit den Vertretern der parlamentarischen Opposition, aber auch mit Gewerkschaftsführern, Theologen und Professoren im Arbeitsausschuss *Kampf dem Atomtod* eine Kundgebungswelle gegen die Atombewaffnung losstoßen. Ihren gleichnamigen Aufruf unterzeichneten unter anderem Stefan Andres, Walter Dirks, Axel Eggebrecht, Hans Henny Jahnn, Eugen Kogon, Martha Saalfeld und Alfred Weber.³⁴³ Es folgte Protestschrift auf Protestschrift, doch wie schon im Falle der Wiederbewaffnung sollten „die unerhörten Stimmen des Verderbens“, wie Ingeborg Bachmann die Regierung in ihrem Gedicht *Freies Geleit* (1957) beschrieb, die mahnenden Worte der Intellektuellen übertönen.³⁴⁴ In einem letzten verzweifelten Vorstoß hatte man kurz nach dem Bundestagsbeschluss zur Nuklearaufrüstung vom 25. März 1958 noch einmal schriftlich *Gegen die atomare Bewaffnung* Protest eingelegt; die Unterzeichnerliste versammelte noch einmal die prominentesten Namen der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur: Von Ilse Aichinger und Alfred Andersch über Wolfgang

³⁴² „Resolution“, 144.

³⁴³ Vgl. „Kampf dem Atomtod“.

³⁴⁴ Vgl. Bachmann, *Werke*, 161.

Hildesheimer und Walter Jens bis hin zu Martin Walser und Josef Winkler. Einen Erfolg dürften sich die Schriftsteller davon wohl kaum noch versprochen haben. Vielmehr wirkte der kollektive Aufschrei wie eine gegenseitige Versicherung ob der Vernehmbarkeit der jeweils eigenen Stimme. Entsprechend resignierend sollte Hans Werner Richter angesichts der abermaligen tauben Regierungsohren hinterher zu Protokoll geben: „Wohl protestieren Professoren, Schriftsteller, Regisseure, Schauspieler und Journalisten, wohl protestiert fast das ganze geistige Deutschland, geschlossen und einiger als je zuvor, aber es ist, als riefen sie in einem schalltoten Raum ... Eine Welle der Empörung geht durch das geistige und künstlerische Deutschland.“³⁴⁵

Zum Ende der 50er Jahre blickte man zurück auf ein erstes Jahrzehnt Bundesrepublik, in dem die Schriftsteller sich sukzessive den zeitgenössischen Fragen auf politischer Ebene zugewandt hatten, je mehr sie die gerade erst eingeführte Demokratie, den noch jungen Frieden sowie die Wiedervereinigung Deutschlands in Gefahr glaubten. Bis auf wenige Kleinstserfolge wie die des *Grünwalder Kreises* war man politisch allerdings weitestgehend wirkungslos geblieben. Man wühlte sich von den Regierenden ignoriert, was im Jahr 1961, als die Westdeutschen abermals den Weg zur Urne antraten, dazu führte, dass die Schriftsteller in aller Öffentlichkeit, d. h. auf publizistischem Wege, die Frage nach der politischen Alternative stellten: *Brauchen wir eine neue Regierung?* wollte Martin Walser im Titel des eigens zum Wahlkampf herausgegebenen Bandes von seinen Autoren-Kollegen wissen. Hatten Schriftsteller vier Jahre zuvor noch indirekt eine Empfehlung für die SPD ausgesprochen, tat man dies nun anlässlich der Wahl zum 4. Deutschen Bundestag erstmals ausdrücklich. Die in den 50er Jahren vollzogene schrittweise Annäherung zwischen den Intellektuellen des Landes und den Sozialdemokraten kulminierte nun in einer endgültigen Parteinahme. Dieser Schritt sollte eine durchaus heterogene Autorengruppe zusammenbringen, worauf bereits eine Herausgebernotiz zu Beginn des Aufsatzbandes aufmerksam macht: „Der Gedanke zu diesem Buch entstand auf einer Zusammenkunft von Schriftstellern im Frühsommer dieses Jahres. Niemand dort war sich einig, niemand hatte etwa

³⁴⁵ Richter, „Schweigen“, 146.

ein politisches Programm; gemeinsam aber war die Besorgnis über den Bestand der Demokratie.³⁴⁶ Die in dem Band abgegebenen Wahlempfehlungen für die SPD waren dabei nicht ohne Bedenken erfolgt. Für die Schriftsteller stellte diese Allianz eine zur Abwahl der Regierung notwendige Zweckgemeinschaft dar. Oder um mit Peter Rühmkorfs Worten zu sprechen: „Ich wähle SPD. Bei allen Skrupeln, diversen Vorbehalten, Einwänden, Abstrichen, Gewissensbissen, Ängsten, bösen Voraussetzungen: SPD. Und wahrlich nicht begeistert. [...] Genug, sie sei gewählt. Nicht in der Hoffnung, hier ließen sich Interessen zu gemeinsamer Aktion bündeln und kaum noch im Vertrauen auf ein letztes rudimentäres Gemeinsames in den sozial- und wehrpolitischen Vorstellungen. Nur eben, weil kein besserer Bündnispartner zur Hand ist, und weil man gegen das Schlimmere und Schlimmste halt mit dem Nochnichtganzsoüben paktieren muß. Ein Bündnis ohne sonderliche Zuneigung und eine Zwangsalliance eher als Wahlverwandtschaft, kurz, in der Leideform benannt: Passionseinheit.“³⁴⁷ Übereinstimmung herrschte offenbar jedoch, wenn es um die kulturellen Wurzeln für das Erheben der eigenen Stimmen im politischen Raum ging: „Die Schriftsteller, die hier ihre Stimme erheben – warnend, mahnend und skeptisch – sehen sich in der Tradition Frankreichs, das von Voltaire über Zola bis Jean-Paul Sartre immer seine Männer der Feder auch als Gewissen der Nation wertete. So verstanden soll dieser kleine Band nicht mehr und nicht weniger sein als ein Versuch zur Gewissensbildung.“³⁴⁸

Obwohl das politische Engagement der Schriftsteller in den 1960er Jahren in vielen Fällen in enger Verbindung zur Sozialdemokratischen Partei stand, so war diese außerliterarische Tätigkeit der Autoren nicht allein auf die Kollaboration mit der SPD und Willy Brandt beschränkt. Als Beispiel kann hier abschließend die Spiegel-Affäre von 1962 stehen, die im Nachhinein auch als die deutsche Dreyfus-Affäre bezeichnet wurde.³⁴⁹ Als die Redaktion des

³⁴⁶ „Zu diesem Buch“, 2.

³⁴⁷ Rühmkorf, „Passionseinheit“, 49f.

³⁴⁸ „Zu diesem Buch“, 2.

³⁴⁹ Vgl. Bering, *Die Epoche*, 354ff. „Die SPIEGEL-Affäre hatte einiges von der Atmosphäre und einiges von den Wirkungen der Dreyfus-Affäre an sich. Sie spaltete das Land von oben bis unten, erschütterte die etablierten Mächte

Hamburger Nachrichtenmagazins von der Polizei durchsucht und ihr Herausgeber Rudolf Augstein wegen der angeblichen Preisgabe militärischer Geheimnisse des Landesverrats bezichtigt und verhaftet wurde, ging ein Teil der Gruppe 47 gegen diesen staatlichen Eingriff in die Pressefreiheit, d. h. gegen die Missachtung des Artikel 5 im Grundgesetz, vor.

Vorausgegangen war all dem der Beitrag *Bedingt abwehrbereit* des Journalisten Conrad Ahlers, in dem detailliert über das NATO-Manöver ‚Fallex 62‘ berichtet wurde – eine Militärübung, die den Beginn eines möglichen Dritten Weltkriegs simulierte.³⁵⁰

Der Zufall wollte es, dass die Nachricht von der staatlich angeordneten Durchsuchung des Hamburger Pressehauses an die Öffentlichkeit drang, als die Autoren sich gerade zu einem Gruppentreffen am Berliner Wannsee zusammengefunden hatten. Richter hatte bis dahin stets auf eine Trennung bestanden, wenn es um die Gruppe und die politische Arbeit ihrer Schriftsteller ging, wenngleich das jährliche Gruppentreffen bereits zuvor schon für das Unterzeichnen von politischen Erklärungen genutzt wurde.³⁵¹ Für Richter aber waren solche Aktivitäten kein offizieller Punkt auf der Tagesordnung. Angesichts der Ereignisse in Hamburg sollten sich literarische und politische Sphäre nun aber nicht länger rhetorisch voneinander trennen lassen. Das Ergebnis war eine noch auf der Tagung verfasste Resolution gegen die als „Willkür“ angesehenen staatlichen Maßnahmen gegen den *Spiegel* und seine Mitarbeiter. Ins Visier der Autoren geriet dabei abermals Verteidigungsminister Franz Josef Strauß, der für dieses Vorgehen verantwortlich zeichnete. „In einer Zeit, die den Krieg als Mittel der Politik unbrauchbar gemacht hat, halten sie die Unterrichtung der Öffentlichkeit über sogenannte militärische Geheimnisse für eine sittliche Pflicht, die sie jederzeit erfüllen würden. Die Unterzeichneten bedauern es, daß die Politik des Verteidigungsministers der Bundesrepublik sie zu einem so scharfen Konflikt mit den Anschauungen der staatlichen Macht zwingt. Sie fordern diesen politisch, gesellschaftlich und persönlich diskreditierten Minister auf, jetzt endlich

und gruppierte sie neu, begründete und vernichtete (dies vor allem) Reputationen und Karrieren, sog alle möglichen unerwarteten Geschehnisse in ihren Wirbel.“ Haffner, „Im Jahre eins“.

³⁵⁰ Vgl. Ahlers, „Bedingt abwehrbereit“.

³⁵¹ Vgl. Böttiger, *Die Gruppe 47*, 311.

zurückzutreten.³⁵² Die Aussage, dass man sich jederzeit des Geheimnisverrats schuldig machen würde, sofern es der „Unterrichtung der Öffentlichkeit“ diene, sollte hohe Wellen schlagen.³⁵³ Selbst unter den tagenden Schriftstellern stieß die Formulierung von der „sittlichen Pflicht“ auf Gegenrede. Am Ende unterschrieb ca. die Hälfte der Anwesenden das Dokument, und einige Unterzeichner beschlossen in einer kurz darauffolgenden Zusatzerklärung die erste Unterschrift noch einmal zu rechtfertigen. Die wohl bis heute bekannteste Reaktion von Regierungsseite jedoch kam im Januar 1963 vom Vorsitzenden der CDU Josef-Hermann Dufhues, der die Gruppe als eine „geheime Reichsschrifttumskammer“ bezeichnete.³⁵⁴ Dufhues Äußerung war exemplarisch für das wachsende Missbehagen der Regierung den politischen Schriftstellern gegenüber. Ratlosigkeit schien aus diesem unglücklichen Vergleich zu einer nationalsozialistischen Zwangsorganisation zu sprechen, die im Dritten Reich der kulturellen Gleichschaltung gedient hatte; Ratlosigkeit, wie man mit dieser anhaltenden Kritik an der Regierung umgehen sollte.

Doch während bei den Machtträgern Missstimmung und Verunsicherung das Resultat dieses Engagements waren, wuchs das Interesse in der deutschen Öffentlichkeit zusehends an diesem neuen, sich in politische Belange einmischenden Intellektuellen. Indiz dafür war die nach der Spiegel-Affäre zunehmende Aufmerksamkeit, welche die Gruppe plötzlich vonseiten der Medien erfuhr. Wiederholt hatte Richter Anfragen von Fernsehanstalten erhalten, die Treffen der Autoren filmisch festhalten zu dürfen. Bereits im Jahr der Spiegel-Affäre hatte der Rundfunk zum ersten Mal Teile einer Tagung mitschneiden dürfen.³⁵⁵ Im darauffolgenden Frühjahr traten dann beinahe zeitgleich drei Fernsehsender an Richter heran. Den Zuschlag für diesen ersten

³⁵² Vor dem Eklat war Strauß mehrfach scharf vom *Spiegel* attackiert worden und schien sich nun mithilfe der ihm durch sein Amt zur Verfügung stehenden Mittel bei Augstein zu revanchieren. Das im daraufhin veröffentlichten Manifest verwendete Wort „sogenannte“ war eine Spitze gegen die Sprachregelung der Bundesrepublik, wenn es um die Nicht-Anerkennung der Deutschen Demokratischen Republik ging. „Manifest für den ‚Spiegel‘“, 311.

³⁵³ Diesem Satz war es vermutlich auch zuzuschreiben, dass nicht alle an dem Treffen teilnehmenden Autoren das Schreiben unterzeichneten. Etwa die Hälfte der Schriftsteller lehnte die Unterschrift ab, darunter unter anderem Günter Grass. Vgl. „Manifest für den ‚Spiegel‘“, 200.

³⁵⁴ Eine Äußerung, die ein juristisches Nachspiel hatte und für welches der Politiker die Mehrheit der Gerichtskosten tragen sollte. Vgl. Böttiger, *Die Gruppe* 47, 312.

³⁵⁵ Vgl. ebd., 315.

Dokumentarfilm über die Gruppe 47 erhielt letztendlich der Südwestfunk, dem ein Projekt vorschwebte, in dem es um das politische Engagement der Gruppenmitglieder ging.³⁵⁶

Bereits hierin zeigt sich, dass die westdeutschen Schriftsteller inzwischen nicht allein als Literaturschaffende wahrgenommen wurden bzw. wahrgenommen werden wollten. Anfang der 1960er Jahre waren die Intellektuellen zu einer neuen kritischen Instanz im demokratischen Prozess des westdeutschen Staates geworden. Der „Schritt zur Normalisierung des öffentlichen Engagements“, wie es Jürgen Habermas formuliert hatte, war über sechzig Jahre nach Zola und Dreyfus inzwischen auch in Deutschland, d. h. in der Bundesrepublik, nachgeholt worden.³⁵⁷ Dabei hatte die frühe Zusammenarbeit mit der SPD gezeigt, dass die Schriftsteller in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre allmählich begannen von der interventionistischen zu einer partizipatorischen Praxis überzugehen, wie man sie dann ab 1961 mit dem Bundeswahlkampf für Willy Brandt verstärkt beobachten konnte. Partizipatorisch war ihr Engagement auch in dem Sinne, als dass man sich nicht mehr allein auf publizistische Proteste fokussierte: man schrieb Eingaben an den Bundestag, man wählte die Konfrontation über den Rechtsweg. Mit anderen Worten: Für ihr politisches Engagement machten die westdeutschen Intellektuellen sich die demokratischen Institutionen des Landes zunutze. Man rückte stärker an den politischen Apparat des Staates heran und, wie der Fall Grass später noch zeigen wird, man versuchte sich auch in ihn hineinzuschreiben.

³⁵⁶ Vgl. ebd., 315f. Der Dokumentarfilm sollte dann im Januar 1964 zum ersten Mal in der ARD ausgestrahlt werden.

³⁵⁷ Habermas, „Heinrich Heine“, 465.

*Wir sind das Volk der Dichter,
Ein jeder dichten kann,
Man seh' nur die Gesichter
Von unser einem an.*

*Der Schelling und der Hegel,
der Schiller und der Hauff,
das ist bei uns die Regel,
das fällt hier gar nicht auf.*

(Eduard Paulus, 1837-1907)

II. VOLK DER DICHTER UND DENKER: AUF DEM WEG ZU EINEM NEUEN NATIONALEN SELBSTBILD

Mit dem zunehmenden Engagement der deutschen Schriftsteller auf der politischen Bühne der Bundesrepublik war im Laufe der 60er Jahre auch wiederholt bei Etablierten der Parteien die Frage aufgekommen, was die Intellektuellen zu dieser vermeintlich außerliterarischen Arbeit befähigte. Gerade jene, die der politischen Tätigkeit der Intellektuellen kritisch gegenüberstanden, wiesen gern auf den Laienstatus der Autoren hin, d. h. auf ihre fehlende Expertise und Erfahrung im Felde der Parteipolitik. Insbesondere aus Regierungskreisen waren ob solchen Einmischens wiederholt Töne des Unverständnisses zu vernehmen, was nicht zuletzt daran lag, dass die Parteinahme der Schriftsteller für die Sozialdemokraten eine offene Ablehnung der christdemokratischen Regierung bedeutete. Stellvertretend für solchen Unmut sei hier an die berühmte Intellektuellenschelte des zweiten deutschen Bundeskanzlers Ludwig Erhard erinnert, die dieser auf einem CDU-Wirtschaftstag zum Besten gegeben und welche dem Autor Rolf Hochhuth gegolten hatte. Diese sich in die politischen Belange des Landes einmischenden Dichter seien nichts weiter als „Banausen und Nichtskönner, die über Dinge urteilen, von denen sie einfach nichts verstehen [...]“. Ich habe keine Lust, mich mit Herrn Hochhuth zu unterhalten über Wirtschafts- und Sozialpolitik, um das mal ganz deutlich zu sagen, das Kind beim Namen zu nennen. Ich würde mir auch nicht anmaßen, Herrn Prof. Heisenberg gute Lehren zu erteilen über Kernphysik [...]. Die sprechen von Dingen, von denen sie von Tuten und Blasen keine Ahnung haben. Die begeben sich auf die Ebene, auf die parterreste Ebene eines kleinen Parteipolitikers

und wollen mit dem hohen Grad eines Dichters ernst genommen werden. [...] Nein, so haben wir nicht gewettet. Da hört der Dichter auf, da fängt der ganz kleine Pinscher an, der in dümmster Weise kläfft.“³⁵⁸ Dabei hatte Erhard, das sei hier noch erwähnt, nicht immer in dieser Weise von den Intellektuellen gesprochen. Vielmehr war er zu Beginn seiner Amtszeit redlich um die Gunst der deutschen Schriftsteller bemüht gewesen, hatte 1964 sogar unter dem Motto „Deutschland in innerer und äußerer Sicht“ Ernst Jünger zusammen mit dem Verleger Siegfried Unseld zu einem Treffen geladen. Um nichts weniger als die Lage Deutschlands sollte es dabei gehen. Doch bei besagten Bemühungen blieb es dann letztlich. Der sozialdemokratische Konkurrent Willy Brandt wusste besser mit den Intellektuellen ins Gespräch zu kommen, ganz – wie der „Pinscher“-Kommentar zeigen sollte – zum Leidwesen des Kanzlers.³⁵⁹

Während vonseiten der Politik die Autorität der Schriftsteller auf diese oder ähnliche Art angezweifelt wurde – denn selbst in Willy Brandts SPD herrschte weiter eine Intellektuellenskepsis – wuchs bei Teilen der Bevölkerung hingegen die Bereitschaft, sich mit den politischen Sichtweisen der Intellektuellen auseinanderzusetzen.³⁶⁰ Bereits die ersten beiden von Günter Grass privat finanzierten Wahlkampfreisen für die SPD im Jahr 1965 sind dafür ein deutliches Indiz. Wo immer er sprach, strömten die Menschen in die Säle, oftmals zu tausenden.³⁶¹ Nur selten waren Zuhörerschaften solcher Größenordnungen durch traditionelle Buchlesungen der Schriftsteller bzw. Auftritte etablierter Berufspolitiker generiert worden. Und das rege Interesse der Deutschen am politischen Standpunkt der Intellektuellen sollte auch nach dem Wahlkampf von 1965 nicht abreißen. Dies belegten die Ergebnisse einer Untersuchung des Instituts für angewandte Sozialwissenschaft vier Jahre später. Nach einer Wahlkampfveranstaltung der SPD, auf der Grass – neuerlich auf Stimmenfang für Willy Brandt – eine Rede über die ersten zwanzig Jahre des westdeutschen Staates gehalten hatte, wurde das

³⁵⁸ Zitiert nach Seitz, *Die Kanzler*, 51f.

³⁵⁹ Wie tief der Graben zwischen dem Kanzler und den Künsten bei aller Bemühung um Verständigung war, zeigte allein schon die Tatsache, dass Erhard im Laufe des Gesprächs plötzlich von seinen geladenen Gästen wissen wollte, ob denn Günter Grass wirklich ein großer Dichter sei. Seitz, *Die Kanzler*, 43.

³⁶⁰ Für die innerhalb der SPD herrschende Skepsis den Intellektuellen gegenüber vgl. Kap. III, 192f; 215f.

³⁶¹ Für Grass' 1965er SPD-Wahlkampfreisen vgl. Kap. III, 215ff.

politische Engagement der Schriftsteller auf Nachfrage „fast einhellig befürwortet. So sind 90 Prozent der Ansicht, ein Schriftsteller solle sich für eine Partei engagieren. Nur wenige meinten, er solle sich aus der Politik heraushalten.“³⁶²

Woher aber nun stammte diese stärker werdende Bereitschaft, insbesondere unter Schülern und Studenten sowie Angestellten und Beamten, sich mit den politischen Ansichten der Intellektuellen auseinanderzusetzen?³⁶³ Für den Bildungsbürger dürfte gerade im Fall von Günter Grass ein gewisser ‚Starfaktor‘ eine Rolle gespielt haben, was sich auch in den Ergebnissen der infas-Erhebung widerspiegelte: „Rund zwei Drittel der Teilnehmer kamen eher Grass als der SPD zuliebe zu der Veranstaltung“, war da hinterher zu lesen. Tatsächlich bezeichneten sich lediglich „ein Drittel“ der Befragten „als überzeugte[] Anhänger der Sozialdemokratischen Partei“.³⁶⁴ Zahlen, die aber auch zeigen, dass der Autor es vermochte, mit seinen Ansichten mehr als nur die üblichen, der Partei ohnehin Zugeneigten in politische Gespräche zu verwickeln. In einem demokratischen Prozess, bei dem die Wähler seit der Staatengründung über 20 Jahre hinweg dasselbe christdemokratische Programm mit zum Teil gleichbleibendem politischem Personal erlebt hatten, zeichnete sich bei vielen Bürgern in den 60er Jahren der Wunsch nach neuen Stimmen mitsamt einer unverbrauchten Sprache ab, was sie wiederum für die Worte jener empfänglicher machte, die nicht aus den gewohnten politischen Institutionen kamen. Das hatte auch der Autor der *Blechtrommel* erkannt, der Brandt in einem Brief einmal darauf aufmerksam machte, dass Sprache die Eigenschaft habe, zu verschleißen und die Wahrheit gehüllt in verbrauchtes Wortmaterial nur wenig zu überzeugen vermag.³⁶⁵

³⁶² Zitiert nach Schlüter. „In einem VW-Bus“, 16.

³⁶³ Zitiert nach ebd. „Arbeiter kommen wesentlich seltener zu diesen Vorträgen als ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung entspricht“, heißt es weiter in dem Bericht. Solche Befunde sind klare Folgen des 1959 verabschiedeten Godesberger Programms, dessen Ziel es unter anderem gewesen war, die SPD von einer Arbeiter- zu einer Volkspartei hin öffnen, wodurch nicht zuletzt auch die Wählerbasis ausgeweitet werden sollte.

³⁶⁴ Zitiert nach ebd.

³⁶⁵ Vgl. Günter Grass an Willy Brandt, 3. April 1965. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 99. Es zähle zu den Merkmalen des Intellektuellen, schreibt Edward Said in seinen 1993er Reith-Vorlesungen, dass dieser wisse, mit Sprache umzugehen bzw. wann er sich in die Sprache einzumischen hat. Said, *Representations*, 20.

Doch allein der Starfaktor oder der dringliche Wunsch nach Neuem in einem starren politischen Prozess scheinen nur einen Teil der Aufmerksamkeit erklären zu können, die diese Intellektuellen in politischen Fragen inzwischen erregten. Auch eignen sich solche Argumente nur wenig, wenn es zu klären gilt, weshalb gerade den Schriftstellern unter den Intellektuellen in den 60er Jahren in Sachen Politik Gehör geschenkt wurde, während Professoren, Wissenschaftler oder Vertreter anderer Künste in diesem Kontext nur marginale Rollen einnahmen. Eine mögliche Antwort, so die These dieses Kapitels, lässt sich in der Beziehung der Bundesrepublikaner zu ihren Schriftstellern nach 1945 finden. Zu verstehen ist dies im abstrakteren Sinne. Nicht das Verhältnis der Deutschen zu spezifischen Autoren wie Rolf Hochhuth, Siegfried Lenz, Günter Grass, Heinrich Böll oder Hans Werner Richter ist hier gemeint, sondern zum Schriftsteller als solchen, sowie dem kulturellen Erbe, welches dieser repräsentiert. Man verstand diese Namen als die Fortsetzung einer Tradition von schriftstellerischer Größe – Größe, an der die besiegten Deutschen sich nach dem Zweiten Weltkrieg zu orientieren suchten. So wurden die Intellektuellen zu einem wichtigen Baustein für die Fertigung eines neuen deutschen Selbstbildes, dem nach der Katastrophe und dem damit einhergehenden Verlust sämtlicher Ideale nichts weniger als eine selbstwerterhaltende Funktion zukam.

Kollektiver Selbstschutz: Eine Gemeinschaft imaginiert sich neu

Um diese abstrakten Behauptungen besser erläutern und einordnen zu können, müssen an dieser Stelle zunächst Margarete und Alexander Mitscherlich mit ihrer richtungsweisenden Analyse der deutschen Nachkriegsgesellschaft *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens* zu Wort kommen.³⁶⁶ In diesem 1967 veröffentlichten Band, der bis heute zum Kanon des westdeutschen Nachkriegsdiskurses zählt, stellen die beiden Psychoanalytiker die Frage, woher

³⁶⁶ Vgl. Mitscherlich/Mitscherlich, *Die Unfähigkeit*.

diese Apathie stammte, die sie in weiten Teilen der bundesdeutschen Bevölkerung seit Kriegsende ausgemacht hatten und die sich in einem ausgeprägten politischen Immobilismus sowie einer kollektiven Emotionslosigkeit gegenüber den nationalsozialistischen Verbrechen und derer Opfer niederschlug. Verhaltensmuster, welche, wie sich in diesem Kapitel noch zeigen wird, bereits zuvor von anderen zeitgenössischen Intellektuellen in ähnlicher Weise registriert worden waren. Gestützt auf Sigmund Freud vertraten sie die These, dass solche Symptome als die Konsequenz eines unbewussten Selbstschutzmechanismus angesehen werden müssten. Jener Selbstschutzreflex hätte den Deutschen nach Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Verlust ihres Führers dabei geholfen, sich nicht in einer tiefen Melancholie zu verlieren. Denn Hitlers Tod, so ihre Argumentation, bedeutete nicht nur das Ende des Dritten Reiches, sondern hatte auch tiefgreifende psychologische Implikationen für die deutsche Bevölkerung. „Der Verlust des ‚Führers‘ war für Millionen Deutsche nicht der Verlust irgendeiner Person [...], sondern mit seiner Person verbanden sich Identifikationen, die im Leben der Anhänger zentrale Funktionen erfüllt hatten. Denn er war [...] zur Verkörperung des eigenen Ich-Ideals“, „das Massenideal ‚Führer‘ [...] im Erlebnis Teil eines jeden“ geworden. „Ein jeder ist mit ihm identifiziert. Dieser machtvolle Führer hat sich ‚an die Stelle des Ich-Ideals gesetzt“.³⁶⁷ In Hitler hatten die Deutschen ein „Objekt, an das man sich anlehnte, dem man die Verantwortung übertrug [...]. Als solches repräsentierte und belebte er aufs neue die Allmachtsvorstellungen, die wir aus der frühen Kindheit über uns hegen“.³⁶⁸ „[D]erart hoch mit libidinöser Energie besetzt[]“ war dieses Objekt, dass „man noch nicht zweifelte, nicht zu zweifeln wagte, als die Heimat in Trümmer fiel.“³⁶⁹ Auf Hitlers Tod, d. h. den Verlust dieses narzisstischen Objekts, folgte die postume Entwertung desselben durch die Sieger. „Nicht nur verlor unser Ich-Ideal in der Katastrophe seinen realen Rückhalt, der ‚Führer‘ wird auch noch von den Siegern als herostratischer Verbrecher entlarvt.

³⁶⁷ Ebd., 37, Das hier eingeschlossene (von Mitscherlich der 1967 geltenden Rechtschreibnorm angepasste) Zitat stammt von Sigmund Freud und ist dessen Überlegungen zu *Verliebtheit und Hypnose* entnommen. Vgl. Freud, *Massenpsychologie*, 125.

³⁶⁸ Mitscherlich/Mitscherlich, *Die Unfähigkeit*, 34f.

³⁶⁹ Ebd., 37.

Mit diesem plötzlichen Umschlag seiner Qualitäten erfährt das Ich jedes einzelnen eine zentrale Entwertung und Verarmung.³⁷⁰ Was folgte, waren „Ratlosigkeit und Desorientierung“ auf Seiten der Deutschen.³⁷¹ Und während die Gegner „ohne Entwertungsgefühle die Realität anerkennen und um die Opfer des Krieges trauern“ konnten, waren „die Deutschen [...] zunächst zentral in ihrem Selbstwert getroffen.“³⁷² Die „Abwehr des Erlebnisses einer melancholischen Verarmung des Selbst war die drängendste Aufgabe für den psychischen Apparat.“³⁷³ Sie erfolgte über einen Vorgang, den Margarete und Alexander Mitscherlich als „Derealisierung“ oder „Entwirklichung“ bezeichneten: die „kollektiv geübte[] Verleugnung“³⁷⁴ oder Relativierung schwer zu verarbeitender, bedrohlicher Fakten oder Erinnerungen. Bei den Erinnerungen wurde säuberlich getrennt zwischen genehmen und nicht genehmen Erlebnissen, wozu „ein ganz erheblicher Aufwand an psychischer Energie vonnöten“ war. Doch was „zur Abwehr im Dienste eines Selbst verbraucht wird, das sich vor schwersten Gewissensanklagen und Zweifeln an seinem Wert schützen will, fehlt in der Initiative zur Bewältigung der Gegenwart.“³⁷⁵ „Es ist unsere Hypothese“, schreiben sie, „daß wir in Massen einer Melancholie verfallen wären, wenn wir die Realität, wie sie war, ‚zur Kenntnis genommen‘ hätten.“³⁷⁶

Der, wie sie hervorheben, *unbewusste* Prozess der „Entwirklichung“ hatte in den Nachkriegsjahren verschiedenste Narrative hervorgebracht, wovon sich nicht wenige bis heute gehalten haben. Sie alle zielten darauf ab, in Augenblicken, in denen sich der Deutsche als Individuum persönlich angeklagt sah, sich von eigener Schuld loszusagen bzw. diese zu relativieren.³⁷⁷ Mit Erfolg, wie man einem Brief Theodor Adornos an Thomas Mann aus dem Jahr 1949 entnehmen kann: „[I]ch habe, außer ein paar rührend marionettenhaften Schurken von altem Schrot und Korn, noch keinen Nazi gesehen, und das keineswegs bloß in dem ironischen

³⁷⁰ Ebd.

³⁷¹ Ebd., 34.

³⁷² Ebd., 35.

³⁷³ Ebd.

³⁷⁴ Ebd., 48.

³⁷⁵ Ebd., 26.

³⁷⁶ Ebd., 58.

³⁷⁷ „Abwehrmechanismen werden nur wenig vom Bewußtsein dirigiert.“ Ebd., 55.

Sinn, daß keiner es gewesen sein will, sondern in dem weit unheimlicheren, daß sie glauben, es nicht gewesen zu sein; daß sie es ganz und gar verdrängen“.³⁷⁸ In nicht wenigen Fällen führte diese hier beschriebene Verdrängung zur vollständigen Verleugnung des Holocaust sowie zur Umkehr des Opfer-Täter-Verhältnisses. Überhaupt lag in so manchen derealisierten Narrativen der Fokus auf dem eigenen Leiden, ohne dass dabei dem Zusammenhang zwischen den Ursachen desselben und der Wirkung der deutschen Verbrechen Beachtung geschenkt wurde.³⁷⁹ Diese Entschuldigungstechniken bezeichnet der Historiker Ralph Giordano, dessen Abhandlung zur *Zweiten Schuld* auf der Analyse Margarete und Alexander Mitscherlichs basiert, später als „kollektive Affekte“.³⁸⁰ Seine Liste in Kurzformeln gehaltener deutscher Schuldabweisungen soll hier exemplarisch für das Argument der Entwirklichung stehen:

„Es waren ja gar nicht sechs Millionen Juden, die umgebracht worden sind, sondern ...“

„Aber wir haben doch von nichts gewußt!“

„Konzentrationslager waren gar keine deutsche Erfindung, sondern eine britische – im Kampf gegen die Buren, damals in Südafrika ...“

„Hitler hat nicht nur Schlechtes, er hat auch Gutes geschaffen, zum Beispiel die Autobahnen ...“

„Die anderen haben auch Verbrechen begangen, nicht nur wir Deutschen!“

„Schluß mit den Anklagen gegen NS-Täter, Schluß mit den NS-Prozessen vor deutschen Gerichten – wer soll das bezahlen?“

„Unter Hitler hat es noch Zucht und Ordnung gegeben. Da konnte man nachts noch unbehelligt auf der Straße gehen. Aber heute ...“

„Es muß doch endlich einmal vergessen, es muß doch endlich einmal Schluß gemacht werden ...“³⁸¹

³⁷⁸ Theodor Adorno an Thomas Mann, 28. Dezember 1949. Adorno/Mann, *Briefwechsel*, 45.

³⁷⁹ Mitscherlich/Mitscherlich, *Die Unfähigkeit*, 54.

³⁸⁰ Giordano, *Die Zweite Schuld*, 30.

³⁸¹ Vgl. ebd., 31-36.

Doch im Kontext des Selbstschutzes blieb es nicht bei diesen Formeln, die zwar ein kollektives Phänomen darstellten, doch vor allem dann Anwendung fanden, wenn es um die „Schuldbefreiung“ des Individuums ging.³⁸² Denn mit Ende des Krieges und Hitlers Tod ging nicht allein die Basis für das *Ich* des einzelnen Deutschen verloren. Angesichts der völligen Niederlage brach auch plötzlich ein *kollektives* Selbstbild von der eigenen Überlegenheit weg, welches das NS-Regime zuvor erfolgreich in den Köpfen der Deutschen etabliert hatte: „ein Traum war zu Ende geträumt, der Traum, einer Herrenrasse anzugehören“.³⁸³ Entsprechend, so muss die Schlussfolgerung daraus lauten, kann der unbewusst wirkende Selbstschutz nicht nur dem Ich, sondern muss auch der Gemeinschaft, dem *Wir*, gegolten haben. Denn in Form der Kollektivschuldthese sahen sich die Deutschen früh als Gemeinschaft angeklagt. „Diese Schandtaten: *Eure* Schuld!“³⁸⁴ war unmittelbar nach der deutschen Kapitulation auf den Plakaten der amerikanischen Militärregierung zu lesen, die Massengräber und Leichenberge aus den Vernichtungslagern zeigten. „*Ihr* habt ruhig zugesehen und stillschweigend geduldet.“³⁸⁵ Statt als Herrenrasse galt das deutsche Volk plötzlich als Verbrechergemeinschaft. Es steht außer Frage, dass sich ein solches Fremdbild für die Selbstwerterhaltung, dieser „drängendste[n] Aufgabe für den psychischen Apparat“, nicht eignen konnte. Um dieser Entwertung des Kollektivs von außen entgegenzuwirken, musste sich das Volk als Gemeinschaft neu definieren, war ein neues Selbstbild von Nöten, das positiv sowohl nach innen als auch nach außen zu wirken im Stande war. Neukonfigurationen einer kollektiven Identität zum Selbstschutz können freilich nur von subjektiver Art sein, historische Faktenlagen spielen dabei meist nur eine sekundäre Rolle. „Selbsttäuschungen“, so heißt es dazu passend bei Alexander und Margarete Mitscherlich, trügen nicht unerheblich dazu bei, wenn es um die Entstehung eines neuen Selbstbildnisses geht.³⁸⁶ Dies gilt sowohl für das Individuum als auch für die Gemeinschaft. Nach dem Zweiten Weltkrieg

³⁸² Mitscherlich/Mitscherlich, *Die Unfähigkeit*, 54.

³⁸³ Ebd., 32.

³⁸⁴ Hervorgehoben vom Verfasser. Office of Military Government, „Diese Schandtaten“.

³⁸⁵ Ebd.

³⁸⁶ Vgl. Mitscherlich/Mitscherlich, *Die Unfähigkeit*, 26.

stellte die Selbsttäuschung für das deutsche Kollektiv im Vergleich zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Identität im Dritten Reich den psychologisch einfacheren Weg dar. Wie stark solch ein kollektives Image einer Nation fern ab aller Fakten auf sich selbst wirken kann, zeigt gerade in der heutigen Zeit das Beispiel vom ‚Land of the Free‘, den Vereinigten Staaten. Freedom zählt zu den Grundpfeilern der amerikanischen Lebensart und dem ihr zugrundeliegenden Demokratiebegriff. In keinem Land der Welt aber ist die Absolutziffer des staatlich verordneten Freiheitsentzuges, d. h. der Gefängnishaft, so hoch wie in den USA.³⁸⁷ Dennoch ist das Image vom ‚Land of the Free‘ für eine Mehrheit der Bevölkerung wichtiger Bestandteil des nationalen Selbstverständnisses. Allein das rituelle Singen der Nationalhymne vor jedem Großereignis macht dies tagtäglich aufs Neue deutlich, wenn gerade diese vier Worte des *Star-Spangled Banner* mit am lautesten gesungen werden. „Nationen“, schreibt Vera Schneider, „lassen sich nicht anhand objektiver, allgemein verbindlicher Merkmale voneinander abgrenzen, sondern entstehen aus der Imagination ihrer Mitglieder, die kollektive Operationen von Grenzziehung ausführen und ihre gemeinsame Identität über die Konstruktion bestimmter Selbst- und Fremdbilder herstellen.“³⁸⁸ Sie bezieht sich hier auf den Politikwissenschaftler Benedict Anderson mitsamt seinen „imagined communities“, der Nation als vorgestellte Gemeinschaft. Die Nation, schreibt Anderson, „ist eine vorgestellte politische Gemeinschaft – vorgestellt als begrenzt und souverän. *Vorgestellt* ist sie deswegen, weil die Mitglieder selbst der kleinsten Nation die meisten anderen niemals kennen, ihnen begegnen oder auch nur von ihnen hören werden, aber im Kopf eines jeden die Vorstellung ihrer Gemeinschaft existiert. [...] Die Nation wird als *begrenzt* vorgestellt, weil selbst die größte von ihnen mit vielleicht einer Milliarde Menschen in genau bestimmten, wenn auch variablen Grenzen lebt, jenseits derer andere Nationen liegen. Keine Nation setzt sich mit der Menschheit gleich. [...] Schließlich wird die

³⁸⁷ Vgl. „World Prison Brief“. Die 319 Millionen in den USA lebenden Menschen machen rund 4,5% der Weltbevölkerung aus (Stand: Juli 2014). Dennoch sitzen in den Vereinigten Staaten mit über 2,2 Millionen Insassen beinahe ein Viertel der weltweiten Gefängnispopulation in Haft. Das entspricht jedem 145. in den USA lebenden Menschen.

³⁸⁸ Schneider, *Wachposten*, 15.

Nation als *Gemeinschaft* vorgestellt, weil sie, unabhängig von realer Ungleichheit und Ausbeutung, als ‚kameradschaftlicher‘ Verbund von Gleichen verstanden wird.³⁸⁹

Doch Andersons Modell lässt sich auch ohne den politischen Apparat des Nationalstaates, d. h. allein auf dessen Mitglieder bezogen denken. Auf diesem Wege ließe sich ein Volk als ein *Kollektiv* definieren, das sich durch die Kraft der eigenen *Imagination* anhand von gruppenspezifischen Parametern eine innere Homogenität verleiht und sich mithilfe dieser von anderen Gemeinschaften nach außen *abgrenzt*. Gerade im Falle der jungen Bundesrepublik bieten sich das Ausklammern jeglicher politischen Komponenten und der alleinige Fokus auf die Mitglieder an. Denn für die meisten Westdeutschen war die 1949 erneut eingeführte parlamentarische Demokratie kein Grund zur Identitätsbildung gewesen, standen weite Teile der Bevölkerung ihr doch, wie so manche Umfrage der 50er Jahre zeigte, reserviert, ja bisweilen gleichgültig oder sogar ablehnend gegenüber.³⁹⁰ Auch Margarete und Alexander Mitscherlich merken in ihrer Analyse an, dass „es einer großen Zahl, wenn nicht der Mehrheit der Bewohner unseres Staates nicht gelungen“ wäre, „sich in unserer demokratischen Gesellschaft mit mehr als ihrem Wirtschaftssystem zu identifizieren.“³⁹¹

So stellt sich also die Frage, auf welchen Teil ihrer Geschichte die Deutschen als Kollektiv zurückgriffen, wenn es um die Schaffung des neuen Selbstbildes ging.³⁹² Carola Sachse und Edgar

³⁸⁹ Anderson, *Die Erfindung*, 15ff. Der Souveränitätsaspekt bei Anderson spielt für die auf das Volk bezogenen Überlegungen keine weitere Rolle, da er sich mit den politischen Machtkonstellationen zwischen den Staaten befasst. Anderson schreibt dazu: „Die Nation wird als *souverän* vorgestellt, weil ihr Begriff in einer Zeit geboren wurde, als Aufklärung und Revolution die Legitimität der als Gottes Gnaden gedachten hierarchisch-dynastischen Reiche zerstörten. Dieser Begriff erlangte seine Reife in einem historischen Moment, als selbst die frommsten Anhänger jeglicher Universalreligion mit dem lebendigen Pluralismus solcher Religionen und dem Auseinandertreten von ontologischen Ansprüchen jeden Glaubens und seiner territorialen Ausdehnung konfrontiert waren. Deshalb träumen Nationen davon, frei zu sein und dies unmittelbar – wenn auch unter Gott.“ Anderson, *Die Erfindung*, 16f.

³⁹⁰ Für die Einstellung der Deutschen zum politischen Apparat der Bundesrepublik vgl. die Hinführung der vorliegenden Arbeit, 39f.

³⁹¹ Mitscherlich/Mitscherlich, *Die Unfähigkeit*, 38.

³⁹² In ähnlicher Weise fragen auch Carola Sachse und Edgar Wolfrum: „Auf welche Erinnerungen greift eine Gesamtheit von Menschen, die sich nach dem Zusammenbruch einer zuvor gemeinsam, aber different erfahrenen Diktatur innerhalb der alten oder neuen Grenzen befindet, zurück, wenn es darum geht, eine den neuen Verhältnissen angemessene und zukünftig verbindliche nationale Identität zu rekonstruieren oder ein neues nationales Selbstbild zu kreieren? Welche Geschichten werden als erinnerenswert und für die Begründung der Nation als fundamental erachtet, welche werden verworfen? Welche Bedeutungen haben dabei die noch frischen Erinnerungen an die diktatorische Vergangenheit, werden sie wachgehalten oder im Gegenteil eher ausgeklammert?“ Sachse/Wolfrum, „Stürzende Denkmäler“, 12.

Wolfrum schreiben, dass sich nationale Selbstbilder sowohl aus „Geschichtserzählungen, über die jüngste Vergangenheit“ als auch aus „Ereignisse[n] und Episoden aus fernen Tagen“ speisen. Ersteres konnte für die Deutschen wohl kaum in Frage kommen.³⁹³ Diese „jüngste Vergangenheit“, die sich bald unter der Chiffre Auschwitz zusammengefasst fand, bot dem Kollektiv nichts, was sich zur Gemeinschaftsstiftung hätte eignen können und gleichzeitig positiv nach außen wirkte. Zwar griffen nicht wenige Deutsche gern auf die Widerstandsbewegung als moralisches Refugium zurück, wenn sie sich mit der jüngsten Nazivergangenheit konfrontiert sahen, doch konnte dieser Teil der deutschen Geschichte nie zu einem nationalen Image werden. Noch Jahrzehnte nach Kriegsende hing dem Widerstandskämpfer innerhalb der Bevölkerung der Ruf des Landesverrätters an, was nicht zuletzt der Fall Willy Brandt deutlich belegt.³⁹⁴ Blieben also nur die „fernen Tage[]“ der deutschen Geschichte. Doch waren weder eine für Autorität und Militarismus stehende Kaiserzeit noch die weiter zurückliegende und von den Nazis instrumentalisierte germanische Geschichte geeignete historische Stoffe, um die herum sich die Identität eines Volkes hätte imaginieren lassen. Für diese Gemeinschaft, die für den Genozid am jüdischen Volk verantwortlich zeichnete, standen die üblichen geschichtlichen Identitätsstifter, die doch allzu häufig martialischer Natur waren, sich um Schlachten und Märtyrer rankten, nicht zur Verfügung.

Folglich konnte es kein konkretes historisches Ereignis sein, das am Ende zum „Bindemittel“ für eine kollektive Identität wurde.³⁹⁵ Und so erfolgte in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg das, was Margarete und Alexander Mitscherlich als ein „Rückgreifen auf unkompromittierte Autoritäten“ bezeichneten. Statt auf Figuren, deren Namen für Heroismus oder Tragödien stehen, besann man sich auf das, was man als die eigene kulturelle Blütezeit erinnerte, und somit auf eine Gruppe von Deutschen, die die großen intellektuellen Leistungen und Errungenschaften des Volkes repräsentieren: die Künstler, genauer die Schriftsteller des

³⁹³ Vgl. ebd., 13.

³⁹⁴ Die Verleumdung Willy Brandts betreffend vgl. Kap. III, 188f.

³⁹⁵ Vgl. Sachse/Wolfrum, „Stürzende Denkmäler“, 13.

Landes.³⁹⁶ Bereits kurz nach Ende des Ersten Weltkrieges, wie hier an späterer Stelle noch zu zeigen sein wird, war deutlich geworden, dass Deutschlands positive Außenwahrnehmung ob seiner literarischen Vergangenheit, dass sein Ruf als Autorität im Felde der Literatur und Philosophie keinen Schaden genommen hatte. Weder der Hang zur Autoritätshörigkeit noch der wachsende Militarismus Deutschlands hatte verhindern können, dass sich wiederholt Stimmen erhoben, welche sich ungeachtet der deutschen Kriegsschuld für eine wohlwollende Wertung diesem Land gegenüber aussprachen; einem Land, aus welchem Größen wie Goethe, Schiller oder Kleist hervorgegangen waren. Und auch innerhalb Deutschlands hatte man im frühen 20. Jahrhundert mit verklärtem Blick auf diese literarischen Autoritäten vergangener Tage zu schauen begonnen. Aus der Literaturwissenschaft ging das mit Nostalgie beladene Wort vom *Geist der Goethezeit* hervor, welches zur Romantisierung jener Epoche im kulturellen Gedächtnis beitrug und dort einen idealisierten Erinnerungsort schaffte, auf den man nach 1945 als ein inneres Refugium zurückgreifen und an welchen man seine kollektive Identität knüpfen konnte.³⁹⁷

Das Wort vom „Volk der Dichter und Denker“ steht wie kein anderes für ein solches Bewusstsein und evoziert umgehend eine temporale Verbindung zu jenem Geiste Goethes. Anhand der historischen Entwicklung dieser Formel, soll in den folgenden Abschnitten exemplarisch aufgezeigt werden, wie sich die deutsche Selbstwahrnehmung als Autorität im Felde der Literatur und Philosophie seit dem 19. Jahrhundert verändert hat. Dabei sollen Faktoren wie von außen wirkende Fremdwahrnehmung sowie historische Entwicklungen hervorgehoben werden, die dabei helfen sollen, die Formbarkeit kollektiver Selbstbilder zu veranschaulichen. Des Weiteren wird auf den Aspekt der Entwirklichung zu achten sein und welche Rolle diese dabei spielt, identitätsstiftende Narrative von Widersprüchen zu befreien. In einem nächsten Schritt wird anhand dreier Beispiele darauf geschaut, wie sich dieses deutsche Selbstbild konkret manifestierte: Während zunächst die Feierlichkeiten zu Goethes 200. Geburtstag im Jahr 1949

³⁹⁶ Mitscherlich/Mitscherlich, *Die Unfähigkeit*, 34.

³⁹⁷ In fünf Bänden erschien zwischen 1923 und 1953 die vierteilige Arbeit *Geist der Goethezeit: Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte* des Literaturhistorikers Hermann August Korff.

und Friedrich Meineckes *Die deutsche Katastrophe* als Zeugnisse für die öffentliche Bejahung dieser Identität stehen, wird im nächsten Abschnitt auf die Hintergründe dieser neuen deutschen Affinität mit dem Geiste geschaut sowie auf die gesellschaftspolitischen Implikationen dieser neuen Innerlichkeit. Mit einem Exkurs über den Bitterfelder Weg in der DDR geht es in einem dritten Schritt um die staatlich angeordnete Umsetzung von einem dichtenden deutschen Volk. Abschließend wendet sich dieses Kapitel einer öffentlichen Debatte aus dem Jahr 1964 zu, in der man sich die Frage stellte: *Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker?*

Über die gegenwärtige Funktion der Formel vom „Volk der Dichter und Denker“

Bis heute hat die Formel vom ‚Volk der Dichter und Denker‘ die Identität der Deutschen mitbestimmt. Sie hat ihren Platz im allgemeinen Sprachgebrauch und begegnet uns in Internetforen und anderen sozialen Netzwerken. Auch in angesehenen Tageszeitungen und literaturwissenschaftlichen Publikationen findet dieses Wort seinen Platz. Insbesondere im bundesrepublikanischen Bildungsdiskurs scheint es ein Dauergast. Als den Deutschen unlängst durch eine internationale Untersuchung zur Erwachsenenbildung unterdurchschnittliche Lese- und Rechenfähigkeiten im OECD-Vergleich attestiert wurden, überschrieben mehrere Medien ihre Artikel unabhängig voneinander mit den Worten „Leseschwäche/n im Land der Dichter und Denker“.³⁹⁸ Eine beliebte Formel auch in der Vergangenheit, immer dann, wenn es der Kulturnation an ihren Bildungskragen ging.³⁹⁹ Wenngleich zumeist ironisch im Ton, so schwingt doch im Hintergrund der Wunsch mit, diesem Ideal entsprechen zu können. Und nicht immer versteckt man sich hinter Sarkasmus, wenn die Formel verwendet wird: Der in Reaktion auf die erste PISA-Studie erschienene und aus einer Vorlesungsreihe der Universität Heidelberg resultierende Band *Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker?* (2004) behauptet sogar im

³⁹⁸ Vgl. Burchard, „Leseschwächen“; Kaiser, „Leseschwäche“.

³⁹⁹ Hier sei vor allem an die erste PISA-Studie gedacht. Vgl. Darnstädt/Koch/Mohr/Neumann/Wensierski, „Pisa-Fiasko“; Darnstädt/Koch/Mohr/Neumann/Wensierski, „Pisa-Analyse“.

Vorwort, dass „sich viele“ unter den Deutschen diese Frage „besorgt“ stellten.⁴⁰⁰ Bereits ein Jahr zuvor war der damalige Bundespräsident Johannes Rau in einer Schiller-Rede dem ironischen Gebrauch des Begriffs entgegengetreten, indem er die Vorbildfunktion der Tradition hervorhob: „Ich plädiere gewiss nicht für ein Zurück zum Schiller-Kult. Ich frage aber, ob mit dem Kult nicht zugleich auch Maßstäbe, Vorbilder und Ideale aufgegeben wurden. Ich frage auch, ob es wirklich richtig ist, dass wir das Wort vom ‚Volk der Dichter und Denker‘ nur mehr ironisch über die Lippen bringen. Schämen wir uns dieser kulturellen Blüte?“⁴⁰¹ Diese Frage kann man wohl verneinen, ist doch solch ein Idealbild heute auch gleichzeitig Markenname. In der Tourismusbranche wirbt man mit dem „country of poets and thinkers“ um die Gunst internationaler Besucher, und diese werden nicht müde, eben jenen Gemeinplatz nach Deutschland zurückzutragen. So geschehen im Sommer 2013, als der damalige US-Präsident Barack Obama vor tausenden von Deutschen am Brandenburger Tor besagte Formel in seine Rede einfließen ließ, um anschließend Kant und dessen Ansichten zur Freiheit zu zitieren.⁴⁰² Wie sehr diese Formel Ausdruck einer (geheimen) Erwartungshaltung der Deutschen an sich selbst, ja der eigenen nationalen Identität geworden ist, lässt sich erahnen, wenn man sieht, wie hoch die Wellen nach PISA plötzlich schlugen. Die darin aufgezeigten massiven Defizite im Umgang mit der eigenen Sprache standen im starken Widerspruch zum Selbstbild, das bis heute in weiten Kreisen der deutschen Gesellschaft herrscht. In europäischen Staaten, denen ähnliche Versäumnisse in der jeweiligen Bildungspolitik nachgewiesen wurden, fielen die Reaktionen hingegen entspannter, ja bisweilen gleichgültig aus. In Italien als auch in der Schweiz löste dieselbe Studie beispielsweise so gut wie keine Reaktion in der Öffentlichkeit aus.⁴⁰³

⁴⁰⁰ Must, „Vorwort“, 4.

⁴⁰¹ Rau, „Schiller-Rede“.

⁴⁰² Obama, „Remarks“.

⁴⁰³ Vgl. Schavan, „PISA“, 22f.

Auf der Spur einer identitätsbildenden Formel

Zusammen mit viel Ironie und versteckten Idealen kommt in dieser Formel auch die Annahme von einer Sonderstellung gegenüber anderen Nationen auf dem Gebiet des Dichten und Denkens zum Ausdruck; eine Vorstellung, die der historische innereuropäische Vergleich schwerlich zu stützen vermag. Beim Blick in eine deutsche Literaturgeschichte – blättert man vor der Aufklärung durch die Jahrhunderte⁴⁰⁴ – wird einem immer wieder die „kulturelle und literarische Verspätung“ der Deutschen im Vergleich zu anderen Völkern Europas vor Augen geführt.⁴⁰⁵ Während Shakespeare in England Weltliteratur auf die Bühne brachte, stand man in Deutschland lediglich mit der Erkenntnis über die eigene Rückständigkeit da. Länder wie Italien (bereits ab dem 14. Jahrhundert), Frankreich oder Spanien hatten in den vorangegangenen Jahrhunderten ihre eigenen volkssprachlichen Traditionen im Feld der Dichtung entwickeln können; in Deutschland suchte man, in der lateinischen Sprache bzw. den spätmittelalterlichen Mustern steckengeblieben, erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts dieser schmerzhaft empfundenen Diskrepanz zu begegnen. Man hatte sich außerhalb Deutschlands bis dahin kaum ein Bild von der deutschen Dichtung machen können. Während besagte literarische Erzeugnisse anderer europäischer Kulturen von früh an (vor allem in Form von Übersetzungen) in Deutschland präsent waren, stieß der Ruf der deutschen Literatur und Philosophie auch in ihrer ‚Blütezeit‘ nur gedämpft in die benachbarten Länder vor. „Die weitere Welt“, schreibt Richard Friedenthal, „brauchte auch eine ganze Zeit, von den großen Leistungen der deutschen Dichter und Denker Kenntnis zu nehmen [...]. Es war nicht viel, was man verstand, übersetzte oder aufnahm. Aber man hörte doch – oft nur wie von weitem –, daß da in diesem Land, das man von früher her nur

⁴⁰⁴ Die Formel vom Volk der Dichter und der Denker ist ein moderner Stereotyp, der in der Regel „[t]rotz Walter von der Vogelweide“ keine Anwendung „für die Deutschen des Mittelalters und trotz Martin Luther“ keine Anwendung „für die der frühen Neuzeit“ findet. „Denn wer konnte zu dieser Zeit überhaupt schon schreiben oder lesen? Die deutschen Dichter des Mittelalters beschäftigten sich darüber hinaus zu sehr mit der Transposition einer romanisch geprägten Literaturtradition, und Luther, der sich bewusst von der lateinischen Kirchensprache trennte, wollte lieber dem Volk aufs Maul schauen, als sie in Philosophen verwandeln.“ Weissberg, „Von der Einfachheit“, 92.

⁴⁰⁵ Meid, „Literatur“, 115.

als Land der theologischen Streitigkeiten, des ‚Mönchgezänks‘ der Reformation kannte, große Dinge geschaffen wurden.“⁴⁰⁶ So kannte man in Frankreich beispielsweise Goethe, der sogar von Napoleon gelesen wurde, Schillers Name hingegen konnte, wenngleich man seine Stücke erfolgreich aufführte, schon einmal recht falsch geschrieben werden, wovon die Urkunde zeugt, in der Schiller als „M. Gille Publiciste allemand“ 1792 zum Ehrenbürger der Französischen Republik ernannt wurde.

Dieser Unwissenheit ihrer Landsleute begegnen wollte schließlich Madame de Staël mit ihrem Werk *De L'Allemagne* (1810).⁴⁰⁷ Ihr wird in der Regel auch die Formel vom Volk der Dichter und Denker zugeschrieben, zu Unrecht, wie Günther Blaicher und Liliane Weissberg vor einigen Jahren feststellten. Während „das alliterierende Wortpaar ‚unsere (großen) Dichter und Denker‘ bis in die Zeit nach der Reichsgründung 1871 vorherrscht“, ließ sich „die vollausgebildete Sprachform ‚Volk der Dichter und Denker‘ erst in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts“ nachweisen.⁴⁰⁸ Damit scheiden neben der Baronin de Staël (die von Deutschland als „la patrie de la pensée“- dem Vaterland des Gedankens sprach⁴⁰⁹) mit Jean Paul und Johann Karl Musäus auch zwei weitere vermeintliche Urheber des Begriffes aus. Zwar verwendete ersterer das Wort ‚Dichter und Denker‘, bezog dies jedoch nie auf das Volk selbst. Musäus sprach dagegen im Vorbericht zu den *Volksmärchen der Deutschen* tatsächlich vom „Volk unserer Denker, Dichter“, nannte sie jedoch noch im gleichen Atemzug „Schweber“ und „Seher“.⁴¹⁰ Ähnlich wie Madame de Staël umschrieb Johann Gottlieb Fichte die Formel lediglich, brachte sie aber nie zu Papier. Während er den deutschen Geist als Grundlage für die so herbeigesehnte deutsche politische Tat verstand, sah de Staël die „poetisch-philosophische Doppelbegabung der

⁴⁰⁶ Friedenthal, „Wie England“, 73.

⁴⁰⁷ Auch in England war man in Vertretung von Thomas Carlyle bemüht, den deutschen Geist im eigenen Land bekannt zu machen. Doch blieben die Dichter und Denker Deutschlands um 1800 nur „eine Angelegenheit kleiner kultivierter Kreise. Von wirklicher Kenntnis der deutschen Dichtung oder Philosophie war lange keine Rede. [...] so bedeutende Geister wie ein Wordsworth lehnten deutsche Dichtung gänzlich ab.“ Ebd., 74f.

⁴⁰⁸ Blaicher, „Die Deutschen“, 320.

⁴⁰⁹ Vgl. de Staël, *De L'Allemagne*, 16, 19; Weissberg, „Von der Einfachheit“, 96, 103.

⁴¹⁰ Musäus, *Volksmärchen*. Zu finden im *Vorbericht an Herrn David Runkel*. Da dieser nicht mit Seitenzahlen versehen ist, soll hier zur Orientierung der vollständige Satz stehen: „Was wäre das enthusiastische Volk unserer Denker, Dichter, Schweber, Seher ohne die glücklichen Einflüsse der Phantasie?“ Vgl. auch Blaicher, „Die Deutschen“, 321.

Deutschen“ als Kompensations-Effekt, da es in „den autokratisch regierten Einzelstaaten [...] für [sie] kaum Möglichkeiten zu aktiver Mitgestaltung des politischen Lebens gegeben“ hatte, so dass am Ende nur noch die Flucht in die Innerlichkeit blieb.⁴¹¹ Und tatsächlich sollte nach Fichtes Tod noch mehr als ein halbes Jahrhundert bis zur deutschen Reichsgründung vergehen. „Was auf dem Feld der Politik nun unerreichbar schien, die Vereinigung der deutschen Staaten in der Mitte Europas, beflügelte den Wunsch der führenden deutschen Köpfe nach einer Symbiose unter dem Dache der Kultur. Der Kulturstaat sollte dem Volk als Ersatz für den nicht erreichten Nationalstaat dienen.“⁴¹² Dieser vereinigenden deutschen Geisteskraft galt alle Aufmerksamkeit. So ließ Friedrich Schlegel bereits um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert verlauten: „Nicht in die politische Welt verschleudere du Glauben und Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wissenschaft und der Kunst opfere dein Innerstes in den heiligen Feuerstrom ewiger Bildung“.⁴¹³

Diesem Preisen der Innerlichkeit stand die Autorin von *De L'Allemagne* jedoch durchaus kritisch gegenüber. Ist ihr Name für die meisten Deutschen heute oft der, mit dem man die Huldigung des eigenen Landes verbindet, so weiß man von der durchaus kritischen Haltung der Autorin gemeinhin nichts. So verlören sich die Deutschen „im Unbestimmten und im Tiefsinn“ und zu oft würden Dichtung und Metaphysik miteinander vermischt, „was bei durchschnittlichen Geistern zu lächerlichen Prätentionen“ führe.⁴¹⁴ Zudem darf nicht vergessen werden, dass de Staël ihr Buch vor dem Hintergrund der Napoleonischen Herrschaft schrieb und der schmeichelnde Ton darin wohl nicht zuletzt auf ihre Enttäuschung über die Zustände im eigenen Land zurückzuführen ist. Trotz der Zensur in Frankreich, die sie dazu zwang, ihr Werk über England in den Umlauf zu bringen, nahm sie erheblichen Einfluss auf das französische Deutschland-Bild. Der Ruf vom denkenden, philosophierenden und träumenden Volk drang bald wieder zu den Deutschen vor, welche darauf vor allem kritisch reagierten. Zum einen sei der

⁴¹¹ Blaicher, „Die Deutschen“, 322-325.

⁴¹² Rüter, *Literatur und Politik*, 23.

⁴¹³ Schlegel, *Fragmente*, 132.

⁴¹⁴ Übersetzung übernommen von Blaicher, „Die Deutschen“, 325.

„deutsche Hans Michel [...] in seinem Unverstande“ ein „würdiger Repräsentant“⁴¹⁵, wenn es um die Deutschen im Allgemeinen gehe, zum anderen klagte man über die Tatenlosigkeit der Dichter und Denker des Landes, denen der Geist als Refugium vor der Realität diene; Vorwürfe die auch nicht vor einer Größe wie Goethe Halt machten.⁴¹⁶ Bei Arnold Ruge heißt es 1843 in seiner *Selbstkritik des Liberalismus*: „In ganz Deutschland, selbst in dem geistreichen Berlin, findet man Alles vortrefflich gesagt und kräftig ausgedrückt; man enthusiastirt sich für den feurigen Poeten; aber man denkt: ‚Poesie ist Poesie‘; es giebt keine Brücke von dem Himmel ihrer Visionen auf unsere Erde! [...] Alles das giebt keine Umkehr des politischen Bewußtseins, alles das befreit uns nicht aus der Theorie, aus dem Stande der Zuschauer, aus den bloßen Sympathieen eines ohnmächtigen, willen- und gegenstandslosen Liberalismus. Der Liberalismus ist die Freiheit eines Volkes, welches in der Theorie stecken geblieben.“⁴¹⁷ Und neben dem Dichtenden wurde auch der „deutsche Denker“ [...] in den 1840er Jahren zu einer polemischen Figur, zum Zeichen eines dysfunktionalen Charakters, zum Symbol des Mangels an Tatkraft“.⁴¹⁸

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stellt Günther Blaicher jedoch eine Veränderung in der Haltung gegenüber der früheren geistigen Elite des Landes fest, die mit einer verklärten Attitude der Weimarer Klassik gegenüber einherging. Schiller ebenso wie Goethe galten mit ihren Texten nun plötzlich als „Vertreter praktischen Handelns“. Blaicher verweist in diesem Kontext unter anderem auf den Literaturhistoriker Wilhelm Scherer, der den Dichterfürsten als Stimme des Volkes preist: „Er drückte in einer tatenarmen Zeit die Sehnsucht nach Taten aus.“⁴¹⁹ Gleichzeitig befiel die Deutschen das Gefühl, dass sich das Land sowohl beim Denken als auch in der Literatur im schleichenden Prozess eines Niedergangs befand. Als

⁴¹⁵ Marggraff, *Deutschlands*, 102.

⁴¹⁶ Gervinus, *Geschichte*, 383, 385f.; vgl. auch Blaicher, „Die Deutschen“, 329. Zu Goethes Abneigung gegenüber der weltgeschichtlichen Wirklichkeit schreibt Rolf Hochhuth: Goethe „wußte, je näher er die Einzelheiten der großen epochalen Erschütterung, der Pariser Revolution an sich heran läßt, desto stärker gefährdete er das Gleichgewicht, das ihm innerlich nötig war, zu produzieren – ja, es gab Zeiten, da hatte er aus Entsetzen vor Geschichte als armer ‚Zeitling‘, dieses Wort benutzte er tatsächlich, die Fähigkeit eingebüßt zu schreiben.“ Hochhuth, *Täter*, 255.

⁴¹⁷ Zitiert nach Weissberg, „Von der Einfachheit“, 237.

⁴¹⁸ Ebd., 238.

⁴¹⁹ Scherer, *Geschichte*, 617f.

Zeugen für diese Stimmung führt Blaicher Karl Bleibtreu, Michael Georg Conrad, Conrad Alberti und Friedrich Nietzsche an. Letzteren zitiert er aus dessen *Götzendämmerung* mit folgenden Worten: „Es zahlt sich teuer, zur Macht zu kommen: die Macht verdummt. [...] Die Deutschen, man hieß sie eins das Volk der Denker: denken sie heute überhaupt noch? Die Deutschen langweilen sich jetzt am Geiste, die Deutschen mißtrauen jetzt dem Geiste“.⁴²⁰ Solcher Stimmung entsprach dann auch der Gebrauch des Wortes vom Dichter-und Denker-Volk. „Vieles deutet darauf hin, daß der nach 1871 immer deutlicher werdende Gegensatz zwischen idealistischer Philosophie und literarischem Humanitätsideal, der Welt ‚unserer Dichter und Denker‘ des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts einerseits und der industriellen, militärischen und politischen Machtentfaltung andererseits als so groß empfunden wurde, daß die Formel vom ‚Volk der Dichter und Denker‘ erst jetzt geläufig wurde, und zwar nicht um eine Wirklichkeit zu bezeichnen, sondern um als Schlagwort in ironischer Anwendung die Kluft zwischen Wirklichkeit und imaginärem Anspruch aufzuzeigen.“⁴²¹ (Die eingangs zitierte Klage des Bundespräsidenten Rau über den ausschließlich ironischen Gebrauch vom Volk der Dichter und Denker in unserer Zeit zielt folglich aus begriffsgeschichtlicher Sicht ins Leere, ist das Wort von Beginn an doch gerade an diesen spöttischen Unterton gebunden.)

Wer nun tatsächlich als Urheber der Formel gelten darf, lässt sich heute kaum noch ausmachen. Neben Nietzsche könnte man hier auch den bereits genannten Michael Georg Conrad nennen, der 1885 zwar nicht vom Volk, aber von der „Nation der Denker und Dichter“ sprach – eben mit jenem geläufigen Hohn versehen, der Ende des 19. Jahrhunderts aufkam, bei „diesem Gefühl, in einem literarischen ‚Flachland‘ zu leben“.⁴²²

Doch der Schritt weg von der ironischen Verwendung der Formel sollte nicht lange auf sich warten lassen, und wieder spielte das Deutschland-Bild anderer Nationen eine wichtige Rolle in diesem Prozess. Je mehr man auf der politischen und wirtschaftlichen Weltbühne in den

⁴²⁰ Nietzsche, *Götzendämmerung*, 103; Blaicher, „Die Deutschen“, 334.

⁴²¹ Blaicher, 334f.

⁴²² Zitiert nach ebd., 336.

Vordergrund trat, desto mehr verschob sich die eigene Reputation in den folgenden Jahrzehnten: weg von den Gedankenvollen hin zu einem Bild, das in erster Linie von Autoritätshörigkeit, Militarismus und vom Prozess der Industrialisierung geprägt war. Dieses Image in Verbindung mit der eigenen Enttäuschung über den geistigen Abstieg ließ das Wort vom Volk der Dichter und Denker zu einem idealisierten „Erinnerungsort“ werden, der nun, 1917, unter dem Einfluss des ‚heilbringenden‘ Großen Krieges, scheinbar zu einem historischen Faktum geraten war. In diesem Zusammenhang lässt Blaicher noch einmal Scherers *Geschichte der deutschen Literatur* zu Wort kommen: „Das Volk der Dichter und Denker entwickelte sich zu einem Volk der Tat. So abgenutzt die alte Formel klingt, sie entspricht gleichwohl einer geschichtlichen Tatsache“, heißt es da.⁴²³

Dieser verklärte Erinnerungsort lebte auch in anderen Schlagworten des frühen 20. Jahrhunderts weiter. Als Beispiel sei hier Thomas Mann genannt, der, ehe er 1922 zum „Vernunftsrepublikaner“⁴²⁴ wurde, wie viele andere Intellektuelle der damaligen Zeit den Ersten Weltkrieg in einen Kulturkrieg uminterpretierte.⁴²⁵ Sein idealisiertes Bild der deutschen Kultur zog er aus der romantischen Tradition, deren Dichter und Denker bekanntlich das menschliche Leben zum Kunstwerk (v)erklärten, während sie dem Weltlichen, d. h. hier vor allem dem Politischen, entsagten („Denn Politik ist unmenschlich“).⁴²⁶ Mann ging es, schreibt Günther Rüter, um „die Verteidigung des Bürgers als romantisches geistiges Wesen im Gegensatz zum Staatsbürger, der eigentlich Philister sei und sonst nichts.“⁴²⁷ Gegen die geistige Verödung also und für eine Rückbesinnung auf die eigene geistesgeschichtliche Tradition. Dabei unterschied er

⁴²³ Scherer, *Geschichte*, 644; Blaicher, „Die Deutschen“, 338.

⁴²⁴ Rüter, *Literatur und Politik*, 78.

⁴²⁵ So heißt es etwa im Manifest *An die Kulturwelt!* aus dem Jahr 1914, das von 93 Künstlern und Akademikern (darunter u.a. Gerhart Hauptmann und Max Planck) unterzeichnet wurde: „*Es ist nicht wahr*, daß der Kampf gegen unseren sogenannten Militarismus kein Kampf gegen unsere Kultur ist, wie unsere Feinde heuchlerisch vorgeben. Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt. Zu ihrem Schutz ist er aus ihr hervorgegangen in einem Lande, das jahrhundertlang von Raubzügen heimgesucht wurde wie kein zweites. [...] Glaubt uns! Glaubt, daß wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig ist wie sein Herd und seine Scholle.“ Vgl. von Ungern-Sternberg, *Der Aufruf*, 145, Abb. 4.

⁴²⁶ Thomas Mann, *Betrachtungen*, 164.

⁴²⁷ Vgl. Rüter, *Literatur und Politik*, 24; Thomas Mann, *Betrachtungen*, 152f.

konsequent zwischen der deutschen Kultur und der westlichen Zivilisation mitsamt den dazugehörigen Zivilisationsliteraten. Auch später noch, als er allmählich begann, sich der republikanischen Wirklichkeit anzunähern und „Traditionsbewusstsein mit dem Sozialbewusstsein“ des neuen Staates zu verknüpfen, geschah dies unter Bezug auf den deutschen Idealismus, d. h. auf Goethe.⁴²⁸

Das Volk der Richter und Henker

Die nächste Modifizierung der Formel erfolgte – und hier müssen wir einen kleinen zeitlichen Sprung machen – mit dem Scheitern der Weimarer Republik und der Machtergreifung der Nationalsozialisten. Anders als noch im 19. Jahrhundert sollte es sich diesmal nicht nur um eine Veränderung im Ton, sondern um eine völlige Umschrift handeln. Als man im Sommer 1933 tausende Bücher ‚undeutschen Geistes‘ in die Flammen warf, beklagte der österreichische Schriftsteller Karl Kraus das Fehlen seines Namens auf diesem Index des ‚zersetzenden Schrifttums‘: „Ich möchte ja nicht um einen Nobelpreis mit dem Tucholsky auf einem Scheiterhaufen brennen; aber wenn es jemals ein Schulbeispiel dafür gegeben hat, daß das Glück die Gaben ohne Wahl und ohne Billigkeit verteilt, so ist es diese schwarze Liste, bei deren Anblick einen der gelbe Neid packt. Wo bleibt da die Gerechtigkeit, wenn man sein Leben lang zersetzend gewirkt hat, den Wehrwillen geschwächt, den Anschluß widerraten und den ans Vaterland nur zum Schutz gegen das andere empfohlen hat, in der oft [...] zitierten Erkenntnis, daß dort elektrisch beleuchtete Barbaren hausen und daß es das *Volk der Richter und Henker* sei.“⁴²⁹ Ein Titel, mit dem man sich auf Seiten der SS bereitwillig schmückte. So hatte der in Buchenwald stationierte Hubert Richter, ehe er selbst 1939 aufgrund einer Korruptionsaffäre durch die eigenen ‚Kameraden‘ „ein grauenvolles Ende“ fand, mit Blick „auf sich und seine Praxis“ geäußert: „Wir sind nicht mehr im Lande der Dichter und Denker, sondern im Lande der Richter

⁴²⁸ Rüther, *Literatur und Politik*, 59; Thomas Mann, „Goethe und Tolstoi“, 62f.

⁴²⁹ Kraus, *Die Dritte*, 28. Hervorgehoben vom Verfasser.

und Henker!⁴³⁰ Angesichts des kurz darauf folgenden Völkermords lässt sich solch eine Selbstbezeichnung nur schwerlich von der Hand weisen; dennoch deckte sich diese Äußerung nicht mit der offiziellen Linie der Nationalsozialisten, wenn es um deren grundsätzliche Einstellung gegenüber der Literatur ging. Während das traditionelle Buch im Dritten Reich zwar nur eine untergeordnete Rolle im Vergleich zu den Massenmedien spielte, fanden literarische Größen wie Goethe und Schiller über das „Menschenmedium“ Theater ihren Platz im nationalsozialistischen Kulturbetrieb.⁴³¹ Denn die Klassiker waren für die Nazis nicht zuletzt auch Beleg für die Überlegenheit des deutschen Volkes und seiner Kultur. Dabei ließ sich der „heroische“ Schiller samt seinen Werken oftmals leichter mit der Ideologie der Nationalsozialisten vereinbaren, als es beim Kosmopoliten Goethe der Fall war.⁴³² Selbst Shakespeare war weiter Teil des Theaterprogramms geblieben, da spielte auch seine englische Herkunft keine Rolle. Die Vormachtstellung in der klassischen Literatur sah man durch einen Engländer nie gefährdet, was nicht zuletzt auf die mentalen Anstrengungen, diesen historischen Fakt zu ‚entwirklichen‘, zurückzuführen ist. Gerhart Hauptmann beispielsweise hatte Shakespeare noch während des Ersten Weltkrieges kurzerhand ‚eingedeutscht‘. So äußerte er, dass es kein Volk gäbe, „auch das englische nicht, das sich ein Anrecht wie das deutsche auf Shakespeare erworben hätte. Shakespeares Gestalten sind ein Teil unserer Welt, seine Seele ist eins mit der unsern geworden: und wenn er in England geboren und begraben ist, so ist Deutschland das Land, wo er wahrhaft lebt.“⁴³³ Und er stand mit dieser Ansicht zu Shakespeare unter den Schriftstellern nicht allein da; so schrieb der Dichter Ludwig Fulda ein Jahr darauf etwa: „Und falls es uns glückt England niederzuringen, dann, meine ich, wir sollten in den Friedensvertrag eine Klausel setzen, wonach William Shakespeare auch formell an Deutschland abzutreten ist. Ich glaube sogar, für diese Abtretung werden die Engländer noch am ehesten zu haben sein, weil sie

⁴³⁰ Kogon, *Der SS-Staat*, 64f.

⁴³¹ Während Schillers Werk vor allem durch *Maria Stuart* auf den deutschen Bühnen vertreten war, waren es im Falle Goethes und Shakespeares zumeist *Faust* und *Hamlet*. Vgl. Baar, „Literatur“, 181, 182.

⁴³² Vgl. Ehrlich/Hohn/Ulbricht, „Die völkische und nationalsozialistische Instrumentalisierung“, 348.

⁴³³ Zitiert nach Weiss, „The Debate“, 89.

ohnehin nichts Rechtes mit ihm anzufangen wissen.⁴³⁴ Auf solche bereits etablierten derealisierten Narrative, deren Funktion es war, die eigene Vorstellung von der kulturellen Vormachtstellung trotz aller Widersprüche von außen aufrecht zu erhalten, brauchten die Nationalsozialisten dann später nur noch zurückzugreifen. Doch während Shakespeares *Kaufmann von Venedig* das jüdische Feindbild bei den Theaterbesuchern zu schüren hatte, kam den deutschen Klassikern im Dritten Reich nicht die unmittelbare Aufgabe zu, das Publikum nationalsozialistisch zu erziehen. Das hätte ohne Zweifel erhebliche Eingriffe in die Werke vorausgesetzt, was jedoch von Seiten der NS-Führung gar nicht erst gewünscht war. Traditionsbewusst forderte man werkgetreue Inszenierungen: „Wir machen uns von unseren Klassikern“, erklärte etwa Joseph Goebbels, „eine scharfumrissene Vorstellung und möchten, daß diese Vorstellung auch im modernen Bühnenschaffen zum Ausdruck kommt. Wir wollen auf diesem Gebiet nicht literarische Experimente, vor denen wir die Klassiker bewahren müssen, und die nur dazu angetan sind, den Ewigkeitswert ihrer Werke zu gefährden.“⁴³⁵ Stattdessen kam dem Theater (und hier den Klassikern insbesondere) „eine gemeinschaftsbildende Funktion“ zu. „Das ideologische Ziel der ‚Volksgemeinschaft‘, in der alle Klassenunterschiede aufgehoben sind, hoffte man hier anschaulich zeigen zu können“ – eben eine „imagined community“, wie sie Benedict Anderson beschrieb.⁴³⁶ Doch nicht nur eine Wirkung innerhalb der Gemeinschaft versprach man sich von Schiller oder Goethe; auch ein Mehr an Prestige bei den anderen Nationen sollten diese Werke einbringen.⁴³⁷

Retrospektiv betrachtet erscheint die Instrumentalisierung des aufklärerischen Geistes von Schiller und Goethe durch die Nationalsozialisten als ein widersprüchlicher Akt.⁴³⁸ Dieses

⁴³⁴ Fulda, *Deutsche Kultur*, 13f.

⁴³⁵ Zitiert nach Kirsch, „Arteigenes Theater“, 72.

⁴³⁶ Ebd., 67, 70. Die Auffassung darüber, was das Theater in ihrem Staat zu leisten hatte, veränderte sich im Laufe der Zeit auf Seiten der Nationalsozialisten. Während des Zweiten Weltkrieges ging es dann nämlich auch bald darum, der Bevölkerung durch die Stücke die nötige Ablenkung vom Alltag zu bieten; zum Ende hin sollten die klassischen Werke gar „einen Beitrag zur Vertiefung der Widerstandskraft des Volkes“ leisten.

⁴³⁷ Ebd., 70.

⁴³⁸ Folgt man Ine van Linthout, so hatte dieser Widerspruch in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg sowohl in der Forschung als auch in der Politik Folgen, hielt man das Klassische Weimar und den Nationalsozialismus konsequent auseinander. „Weimar und Buchenwald, Goethe und Hitler, Hochkultur und Barbarei wurden [...] lange Zeit säuberlich voneinander getrennt. Sowohl in der Forschung als auch im politischen Diskurs und im kollektiven

antithetische Verhältnis, das sich zwangsläufig aus dem Aufeinandertreffen von klassischen Künsten und dem Nationalsozialismus ergab, stellte für die Nazis dennoch keinen Widerspruch dar. Folgt man Eugen Kogon, ging im Deutschland der 30er und 40er Jahre die „Romantik“ (d. h. die eigenwillige Verehrung der Geistes- bzw. Gefühlstradition) eine ungleiche Partnerschaft mit der „Brutalität“ der Nationalsozialisten ein. Kogon beschrieb bereits kurz nach Kriegsende Heinrich Himmler als Träger dieser „zwei ganz wesentlichen deutschen, unverbundenen Eigenschaften“: „Er konnte sie wie Tag- und Nachthemden wechseln: – man denke an die mitternächtlichen SS-Fahnenjunker-Weihen im Dom zu Quedlinburg, wo Himmler vor den (übrigens unechten, aber kurzerhand als echt erklärten) Gebeinen Heinrichs I. [...] die Mystik der ‚verschworenen Gemeinschaft‘ zu entfalten pflegte, um dann, bei strahlendem Tagesgestirn, in irgendeinem Konzentrationslager der reihenweisen Auspeitschung politischer Gefangener beizuwohnen.“⁴³⁹ Nicht selten kam es vor, dass ehemalige Volksschullehrer, deren Aufgabe es gewesen war, den Nachwuchs über die eigenen nationalen Kulturschätze zu unterrichten, nun die braune Uniform der Schutzstaffel trugen.⁴⁴⁰ Diese Nähe zwischen sentimentalem Geistes kult und Gewalt fand ihren Ausdruck auch darin, dass man das Orchester des Deutschen Nationaltheaters zuweilen in Buchenwald vor den Angehörigen der SS auftreten ließ.⁴⁴¹ Hier brachte man es sogar fertig, Komponiertes direkt in Gewaltexzesse zu überführen: Ein Sturmbannführer ließ 7000 Inhaftierte für vier Stunden in klirrender Kälte antreten, um sich an diesem jämmerlichen Chor zu erwärmen.⁴⁴² Sentimentale Traditionsverehrung fand in Buchenwald auch darin seinen Ausdruck, dass die SS eine „in der ganzen Gegend bekannte ‚Goethe-Eiche‘ [...] bei der Rodung [...] pietätvoll bewahrt und zum Lagermittelpunkt bestimmt“ hatte. „Wie man sieht, im großen

Gedächtnis wurde Weimar erst ab den neunziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts vom unbeschädigten ‚Herz deutscher Kultur‘ zum ‚sperrige[n] Erinnerungsort‘ umgedeutet, der das Neben- und Durcheinander von ‚normativer Höhe und tiefem Fall‘ in sich vereine. Vgl. van Linthout, „Das Buch“, 49.

⁴³⁹ Kogon, *Der SS-Staat*, 21f. Diese Eigenschaften hatten schon über ein halbes Jahrhundert zuvor Otto von Bismarck in sich zu vereinigen gewusst: „Der ‚Eiserne Kanzler‘ wurde zum Sinnbild des geschickten Politikers, dessen romantische Sensibilität, wenn nötig, sofort in Brutalität umschlagen konnte und der, wenn es darauf ankam, ohne Mühe in der Lage war, seinen Zynismus geistvoll zu bändigen.“ Lepenies, *Kultur und Politik*, 56.

⁴⁴⁰ Kogon, *Der SS-Staat*, 109.

⁴⁴¹ Vgl. Ehrlich/Hohn/Ulbricht, „Die völkische und nationalsozialistische Instrumentalisierung“, 349.

⁴⁴² Vgl. Kogon, *Der SS-Staat*, 85-87.

wie im kleinen immer das gleiche: Gefühl und Gemeinheit, Sentimentalität und Brutalität, Kulturromantik und Barbarei friedlich gepaart!⁴⁴³ Die von Kogon im Nationalsozialismus beobachtete Symbiose von Gewalt und Kunst spiegelt sich auch in der unmittelbaren Nachbarschaft von eben jenem Konzentrationslager Buchenwald mit der Kulturstätte Weimar wider. „Weimar“, so heißt es bei Kogon im *SS-Staat* dazu bitter, „– die deutsche National-Kulturstätte, ehemals die Stadt der deutschen Klassiker, die mit ihren Werken dem deutschen Gefühls- und Geistesleben höchsten Ausdruck gegeben haben, und Buchenwald – ein raues Stück Land als Stätte neudeutscher Gefühlsentfaltung. Eine sentimental gehütete Museumskultur und der hemmungslose, brutale Machtwille schufen so die neue, typische Verbindung Weimar – Buchenwald.“⁴⁴⁴

Goethe's Germany: Die Rolle des Dichters bei der Formierung neuer Fremd- und Selbstbilder nach 1945

In den ersten Nachkriegsjahren sollte das Stereotyp vom Volk der Dichter und Denker eine erhebliche Rolle spielen, als es darum ging, sich gegenüber dem Rest der Welt zu rehabilitieren und sich selbst von der Realität nationalsozialistischer Verbrechen zu distanzieren. Wenn auch die Formel damals nicht im öffentlichen Diskurs auftauchte, so taten es doch stellvertretend die Namen eben jener Geistesgrößen, auf die das Wort anspielte. Sowohl im Westen als auch im Osten setzte man gezielt darauf, dass sich das Image vom Kulturvolk trotz des Dritten Reiches im Ausland halten konnte. Man hoffte, dass die Welt wie schon nach dem Ersten Weltkrieg zwischen dem Deutschland des Militarismus und dem Land des Geistes unterschied.⁴⁴⁵ Klassiker wie Goethe und Schiller zählten zum verbliebenen moralischen Inventar der besiegten Deutschen, und so wurde man nicht müde, eben diese Namen samt ihrer humanistischen Konnotationen gegenüber dem Rest der Welt ins Feld zu führen, galt es doch diesen und nicht

⁴⁴³ Ebd., 56.

⁴⁴⁴ Ebd.

⁴⁴⁵ „Die meisten Gegner Deutschlands beharrten darauf, nicht gegen das Land Goethes, Hölderlins und der Brüder Humboldt in den Krieg zu ziehen, sondern gegen eine Nation, die vom Kaiser, Hindenburg und Ludendorff geführt wurde.“ Lepenies, *Kultur und Politik*, 50.

zuletzt sich selbst vom anderen Deutschland zu überzeugen, eines, das zum Frieden fähig ist. Für solche Bemühungen steht das Goethejahr 1949 mitsamt seinen Feierlichkeiten als prägnantestes Beispiel, als im Osten wie im Westen des Landes dem Geburtstag des Dichters eine ganz besondere Aufmerksamkeit zuteilwurde. Mit Blick auf die Festivitäten in Frankfurt am Main schreibt Bettina Meier: „Das Goethejahr eignete sich zweifellos in besonderem Maße dazu, das geläuterte politische Bewußtsein vor der Welt zu demonstrieren. Dem Versuch, die ungeliebte Vergangenheit vergessen zu machen, korrespondierte die Absicht, sich mit den Siegern von gestern auf eine Stufe zu stellen. [...] Deutschland sollte mit der Person Goethes identifiziert werden. ‚Goethe’s Germany‘ [...] endet jedoch am Brandenburger Tor und läßt den östlichen Landesteil außer acht. Westdeutschland aber steht von Nord bis Süd gänzlich unter dem Zeichen des klassischen Humanisten Goethe. Dieses alte/neue Deutschland dokumentiert den politischen Wandel einer Bevölkerung, die sich vom Nationalsozialismus abgewandt hatte und sich nun unter die Schirmherrschaft Goethes stellte.“ Nicht zuletzt versprach man sich davon auch im wirtschaftlichen Bereich Vorteile: „‚Goethe’s Germany‘ lädt nun die Welt ein“, beschreibt Meier die gezielte Instrumentalisierung des Klassikers zynisch, „damit sie dem Genius Goethe huldige und mit ihren harten Devisen die Wirtschaft des Landes wieder aufbessere.“⁴⁴⁶ ‚Germany invites you‘, hieß es auf den offiziellen Plakaten (die es auch noch in deutscher und französischer Sprache gab) zu diesem Ereignis, und damit „man sieht, daß es sich um das richtige Deutschland handelt, nämlich eben ‚das Volk der Dichter und Denker““, kommentierte Bruno E. Werner diese Werbemaßnahme in der *Neuen Zeitung*, „schwebt in der Mitte weder der Zeppelin noch ein Sonnenrad, sondern der Kopf eines Hofschauspielers, der sich Stielers Goethe-Bild zur Maske gewählt hat.“⁴⁴⁷

Doch neben diesen offensichtlichen Versuchen, Goethe für das Ziel eines positiveren Deutschland-Images zu vereinnahmen, d. h. mit ihm ein altes Fremdbild neu in den Köpfen

⁴⁴⁶ Meier, *Goethe*, 112f.

⁴⁴⁷ Ebd., 113.

außerhalb Deutschlands zu etablieren, vertraten viele Menschen sowohl in Deutschland aber auch z.B. in England die Ansicht, dass „dauerhafte Humanität“ in der deutschen Nachkriegsgesellschaft tatsächlich nur dann eine Chance besaß, wenn man sich auf eben diesen Goethe zurückbesann. Vor allem dessen „Glauben an die Entwicklungsfähigkeit des Individuums“ gab Historikern wie G. P. Gooch Hoffnung auf ein Fortleben dessen, was man einst als die Kulturnation Deutschland gekannt hatte: „Die englischen Intellektuellen waren davon überzeugt, dass es den Deutschen selbst gelingen würde, die schrecklichen Fehler ihrer Politik zu korrigieren – und dass sie dies nicht zuletzt auf geistigem Gebiet tun würden. Trotz all seiner Verbrechen: Deutschland als Kulturnation konnte nicht untergehen – und als geläuterte Kulturnation würde es der Völkergemeinschaft erneut willkommen sein.“⁴⁴⁸

Auf der deutschen Seite ist Friedrich Meinecke mit seinem Buch *Die deutsche Katastrophe* der bekannteste Repräsentant dieser These. Als Grundlage für den Wiederaufbau des Landes sah er das kulturelle Erbe, das die Weimarer Klassik hinterlassen hatte. Aus dieser „Kultursubstanz“ heraus sollte die Restauration gelingen und der geistige Kontakt zum Rest der Welt wiederhergestellt werden.⁴⁴⁹ Als kulturelle Zentren sollten sogenannte Goethegemeinden dienen: „Es sei mir erlaubt [...] ein kleines Wunschbild, [...] das [...] mir in den furchtbaren Wochen nach dem Zusammenbruch in den Sinn kam, auszumalen. [...] In jeder deutschen Stadt und größeren Ortschaft wünschen wir uns also künftig eine Gemeinschaft gleich gerichteter Kulturfreunde, der ich am liebsten den Namen einer ‚Goethegemeinde‘ geben möchte [...]. Den ‚Goethegemeinden‘ würde die Aufgabe zufallen, die lebendigsten Zeugnisse des großen deutschen Geistes durch den Klang der Stimme den Hörer ins Herz zu tragen – edelste deutsche Musik und Poesie zugleich ihnen immer zu bieten. Vielen jungen Menschen kann vielleicht in Zukunft der erste Zugang zu den unvergänglichen Gedichten Hölderlins, Mörikes, C.F. Meyers, Rilkes erschlossen werden durch eine jener regelmäßigen musikalisch-poetischen Feierstunden der ‚Goethegemeinden‘, die

⁴⁴⁸ Lepenies, *Kultur und Politik*, 276.

⁴⁴⁹ Meinecke, *Die Deutsche Katastrophe*, 8.

wir uns nun als feste Einrichtung überall wünschen. [...] Lyrik und Gedankendichtung mögen dann den inneren Kern solcher Feierstunden bilden. Lyrik von jener wunderbaren Art, wie sie in Goethe und Mörike gipfelt, wo Seele zu Natur und Natur zu Seele wird, und tiefsinnige Gedankendichtung von der Art der Goetheschen und Schillerschen sind vielleicht das Deutsche vom Deutschen in unserem gesamten Schrifttum. Wer sich ganz in sie versenkt, wird in allem Unglück unseres Vaterlandes und inmitten der Zerstörung etwas Unzerstörbares, einen deutschen *character indelebilis* spüren.⁴⁴⁵⁰ Ein Volk, das lesend über die eigene Literatur zu sich selbst findet? Mit seiner Vision von den Goethegemeinden verknüpft Meinecke seine Vorstellung vom Deutschsein eng mit der deutschen Dichttradition, tatsächlich malte er sie sich als Lebensmittelpunkt eines jeden Landsmanns aus. Gleichzeitig sieht er diese literarischen Zentren als willkommene Refugien für den Geist vor der Nachkriegswirklichkeit. Wie der nächste Abschnitt zeigen wird, nimmt Meinecke mit dieser Vorstellung bereits das vorweg, was in den Folgejahren, insbesondere an den deutschen Universitäten, wiederholt von Intellektuellen beobachtet werden sollte.

Neben diesem Verständnis vom Kulturvolk, wie es Meinecke vorschwebte, scheint mit Blick auf die unmittelbaren Jahre nach der Kapitulation auch noch eine andere Deutung dieses Begriffes überlegenswert. So war Kultur für viele Menschen in jenen Jahren auch eine begehrte Ware. Von einem regelrechten Kulturhunger spricht man rückblickend auf diese Zeit.⁴⁵¹ Es „war schon im Krieg deutlich geworden, dass gerade in dunkelster und materiell kärglichster Zeit die Kultur – im weiten Sinne – als unverzichtbares moralisches Lebens- und Überlebensmittel angesehen wurde.“⁴⁵² Ein Hunger, der auch unmittelbar nach Kriegsende nicht zu stillen war. Nach dem Inkrafttreten der bedingungslosen Kapitulation dauerte es nicht einmal eine Woche, ehe im Schöneberger Rathaus in Berlin das erste öffentliche Konzert stattfand. Und noch bevor

⁴⁵⁰ Ebd., 173-176.

⁴⁵¹ Schildt/Siegfried, *Deutsche Kulturgeschichte*, 28ff.

⁴⁵² „Kultur – im weitesten Sinne“: Den Hunger nach Kulturellem zu tilgen suchte man beispielsweise mit Radiosendungen, jeglichem Printerzeugnis – gleich ob Buch, Zeitschrift oder Presse –, Theater, Kino oder Sportveranstaltung. Ebd., 29.

die westlichen Truppen die zerstörte Hauptstadt überhaupt erreicht hatten, „trafen sich Theaterleute wie Paul Wegener, Gustav Gründgens, Heinz Tietjen und Ernst Legal, um ihre Pläne für den Wiederaufbau des Berliner Kunstlebens zu besprechen.“⁴⁵³ Tatsächlich waren es zunächst die sowjetischen Besatzer gewesen, die sich um ein kulturelles Leben in Berlin bemüht zeigten, was nicht zuletzt auch aus recht pragmatischen Gründen geschah: „Während die amerikanische Besatzungsmacht der Entnazifizierung zunächst volle Priorität einräumte, setzte die sowjetische Besatzungsmacht zunächst alles daran, das kulturelle Leben der Stadt wieder in Gang zu bringen. Sie wurde von Amerikanern und Briten, aber auch von Deutschen dafür kritisiert, zu nachsichtig über die nationalsozialistische Vergangenheit zahlreicher Künstler hinwegzusehen, sah jedoch in diesem Einsatz ein wichtiges Mittel, die Bevölkerung kurzzeitig von ihrer Misere, dem Verlust des Krieges, dem Mangel an Lebensmitteln abzulenken.“ Gewissermaßen „markierte ‚Kultur‘ eine Art Normalität, die die eigentlichen Abgründe der Niederlage zu verschleiern half.“⁴⁵⁴ Und obwohl man vielerorts skeptisch ob dieses Vorgehens war, bedeutete Kultur für andere wieder „Aufbruch, Hoffnung, Selbstvergewisserung.“ Denn: „Solange Geld kaum Lebensmittel beschaffen konnte, war es für Musik und Theater gut genug. Es machte jene nun betonten Werte des freien Denkens und Handelns, die das NS-System unterdrückt hatte, zu einer öffentlichen Erfahrung.“⁴⁵⁵

Denkend vor der Wirklichkeit fliehen: Die Rückkehr in die deutsche Innerlichkeit

Dieser Kulturhunger sollte jedoch nicht allein die ersten Nachkriegswochen bestimmen. Auch im Gründungsjahr der beiden deutschen Staaten war er vielerorts zu spüren – nicht zuletzt an den

⁴⁵³ Trommler, *Kulturmacht*, 570.

⁴⁵⁴ Ebd.

⁴⁵⁵ Ebd., 571.

Universitäten. Davon wusste auch Theodor Adorno im Wintersemester 1949-1950 zu berichten, als er aus der Emigration nach Deutschland zurückkehrte, um seinen Freund und Kollegen Max Horkheimer an der Frankfurter Universität zu vertreten. In seinem Brief an Thomas Mann vom 28. Dezember 1949 drückt er zunächst sein Erstaunen darüber aus, „daß von einem ‚Niveauperlust‘ der akademischen Jugend nicht die Rede sein“ konnte nach all den Jahren „der Hitlerei“. „Was ich da an leidenschaftlicher Teilnahme finde, entzieht sich der Schilderung, und es liegt sicherlich an der Sache und nicht an mir, der es ohnehin beim Uebereifer der Studenten recht schwer hat zu Wort zu kommen.“⁴⁵⁶ Schwer gemacht hätten „die Kinder“ es ihm auch, die Seminarstunden überhaupt zu beenden; zudem seien sie mit dem Wunsch an ihn herangetreten, er möge doch „das Seminar während der Ferien fortführen.“⁴⁵⁷ Ähnliches beschrieb er in *Auferstehung der Kultur in Deutschland?*, einem Essay, den er im selben Jahr verfasste. Von einer „intellektuellen Leidenschaft“ ist da die Rede, davon, dass ihm die Beziehung der Deutschen „zu geistigen Dingen“ tatsächlich „größer erscheine[] als in den Jahren vor der nationalsozialistischen Machtergreifung“ und dass es sich dabei „überhaupt nicht um eine akademische oder auf die Jugend beschränkte, sondern um eine allgemeine Erscheinung“ handelte.⁴⁵⁸ Doch trotz des unerwarteten Drangs nach philosophischem Dialog blieb Adorno reserviert, schienen eben jene Gespräche mit seinen Studenten nicht über die Ebene des Geistigen hinauszugelangen. „Es wird über höchst undurchsichtige Fragen an der Grenze von Logik und Metaphysik verhandelt, als ginge es um Politik – vielleicht weil es diese in Wahrheit nicht mehr gibt.“⁴⁵⁹ Ihm komme es vor, als traue sich niemand „an das Drängende, Brennende heran“, als sei es ausschließlich „ein Spiel des Geistes mit sich selber“.⁴⁶⁰ Die Deutschen zogen sich in sich selbst, in ihre Gedanken zurück, ganz im Geiste der deutschen Innerlichkeit, wie man sie stets mit dem frühen 19. Jahrhundert verband. „Man kommt sich zuweilen vor, als wäre man hundertfünfzig Jahre zurückversetzt, in

⁴⁵⁶ Theodor Adorno an Thomas Mann, 28. Dezember 1949. Adorno/Mann, *Briefwechsel*, 46.

⁴⁵⁷ Ebd.

⁴⁵⁸ Adorno, „*Auferstehung*“, 469f.

⁴⁵⁹ Theodor Adorno an Thomas Mann, 28. Dezember 1949. Adorno/Mann, *Briefwechsel*, 46.

⁴⁶⁰ Ebd.

die Zeit der Frühromantik⁴⁶¹, beschreibt Adorno diesen mentalen Zustand der Deutschen: „tatenarm und gedankenvoll“ wie es schon bei Hölderlin in dessen Gedicht *An die Deutschen* hieß. Gerade so, „als schriebe man 1800.“⁴⁶² Innerlich dem Geist der Goethezeit näher als dem aktuellen Tagesgeschehen, war dieser Erinnerungsort zu einem mentalen Rückzugspunkt geworden: „Als isolierter Daseinsbereich, bar einer genauen Beziehung zur gesellschaftlichen Wirklichkeit, taugt Kultur dazu, den Rückfall in die Barbarei zu vertuschen.“⁴⁶³ Zurückgeworfen auf die eigene Überlegung stünde man „unter dem Zwang zur Verinnerlichung“, womit Adorno wohl nicht zuletzt auf Meineckes erwähntes Buch zur *Deutschen Katastrophe* anspielte, in dem letzterer seinen zahlreichen Lesern zu verkünden wusste: „Auf eine Verinnerlichung unseres Daseins kommt heute alles, alles an“.⁴⁶⁴

Adorno stand mit seinen Beobachtungen keineswegs allein da; ein ähnliches Verhalten machte auch Karl Jaspers während seiner Vorlesungen bei den deutschen Studenten aus. Jaspers, der sich „vor dem mangelnden Vertrauen der Masse“ in seiner damaligen Vorlesung auf „zeitlose Dinge beschränkt“ hatte, war selbst stets von einer „konkreten und praktischen“ Philosophie überzeugt gewesen.⁴⁶⁵ Doch gerade das war es, was er in seinen Seminarübungen 1946 vergeblich suchte: „Neulich ein vorzügliches Referat über die ‚Idee‘ bei Plato und bei Hegel, ganz abstrakt, - und dann eine Diskussion, so erregt und intensiv, als ob es sich um die aktuellsten Dinge handele. Diese wenigen trefflichen jungen Menschen haben für Politik gar kein Interesse,

⁴⁶¹ Adorno, „Auferstehung“, 470.

⁴⁶² Theodor Adorno an Thomas Mann, 28. Dezember 1949. Adorno/Mann, *Briefwechsel*, 47.

⁴⁶³ Adorno, „Auferstehung“, 474.

⁴⁶⁴ Meinecke, *Die Deutsche Katastrophe*, 168. In diesem Kontext stellt der Band *Goethe in unserem Leben* ein aufschlussreiches Dokument dar, ist es doch Zeugnis für einen Goethenkult unter jungen Menschen während des Krieges bzw. kurz danach. Bereits hier wird im Umgang mit dem Klassiker jener Schritt zur „Verinnerlichung“ deutlich, wie ihn Meinecke forderte und Adorno und Jaspers in ihren Seminaren später erleben sollten. „Aus fast allen Niederschriften spricht ein aus heutiger Sicht fast unverständlicher Goetheenthusiasmus, ein unerschütterlicher Glaube an das Dichterwort, verbunden mit der Haltung eines Sich-Zurückziehens in eine religiös-poetisch gestimmte Innerlichkeit.“ „Man wollte verzweifeln“, heißt es in einem der Beiträge, „alles hinschmeißen vor diesem sinnlosen Spiel. Da konnte mir nur ‚Faust‘ helfen, der trotz aller Widerwärtigkeiten, Sinnlosigkeiten des menschlichen Daseins sein ‚Ja‘ zum Leben sagt, der strebend sich bemüht und weiß, daß er erlöst wird. Mann erkannte, daß nur die ewige Liebe, die Wahrheit, das Streben zum Guten, zum Göttlichen uns ‚himmelan‘ ziehen, die Welt verbessern können. Zitiert nach Mandelkow, „Restauration“, 137.

⁴⁶⁵ Karl Jaspers an Hannah Arendt, 18. September 1946. Arendt/Jaspers, *Briefwechsel*, 95.

sondern nur Verachtung und Mißtrauen, wissen aber trotzdem erstaunlich Bescheid, wenn man mit ihnen spricht.“⁴⁶⁶

Hannah Arendt, die wie Adorno, 1949 ebenfalls zum ersten Mal nach Deutschland zurückkehrte und die Empfängerin dieser Schilderungen Karl Jaspers über geistesaffine und zugleich politisch desinteressierte Studenten war, sah in diesem Phänomen eine weitere Facette der deutschen Flucht vor der Realität, was für sie gleichbedeutend war mit einer „Flucht vor der eigenen Verantwortung.“⁴⁶⁷ Auch sie bemerkte während ihres Aufenthaltes „die fanatische Hingabe“ mit der die jungen Deutschen dem Studium nachgingen; geistige Arbeit, die ihren Ursprung vielleicht in ganz „unintellektuelle[n] Motive[n]“ hatte, wie Arendt schrieb.⁴⁶⁸ Sich fieberhaft in die Gedanken zu stürzen, entsprach der allgemeinen Geschäftigkeit, wie sie allorts zu finden war, ob in den Fabriken oder auf den Straßen, wo der Wiederaufbau vorangetrieben wurde. Das Desinteresse am Gegenstand Politik „erschreckt“⁴⁶⁹ Arendt, wie sie Jaspers mitteilt, es gehöre aber zum Gesamtbild.⁴⁷⁰ Und sie musste, wie auch Adorno, an die deutsche Innerlichkeit des vorangegangenen Jahrhunderts gedacht haben, als sie drei Jahre später abermals an Jaspers schrieb: „Manchmal frage ich mich, was wohl schwieriger ist, den Deutschen einen Sinn für Politik oder den Amerikanern einen leichten Dunst auch nur von Philosophie beizubringen.“⁴⁷¹ Diese subjektiven Eindrücke Adornos, Jaspers und Arendts fanden selbst noch Mitte der 1950er Jahre durch die Demoskopie Bestätigung. In einer Umfrage von 1956 beispielsweise gab circa die Hälfte der Bevölkerung an, sich so gut wie nie über Politik zu unterhalten. Unter den 18-29-jährigen waren es gar 61%.⁴⁷² Erst im darauffolgenden Jahrzehnt

⁴⁶⁶ Ebd., 95.

⁴⁶⁷ Arendt, *Besuch*, 26. Im Original heißt es: „Such an escape from reality is also, of course, an escape from responsibility.“ Arendt, „The Aftermath“, 351f.

⁴⁶⁸ Arendt, *Besuch*, 59. Im Original heißt es: „Academic requirements in general are not much lower than they used to be, so that the fanatic devotion of these young people to their studies, prompted as it may be by quite non-intellectual motives, is interrupted only by recurring spells of hard manual labor to earn a little extra money. Arendt, „The Aftermath“, 351f.

⁴⁶⁹ Hannah Arendt an Karl Jaspers, 11. November 1946. Arendt/Jaspers, *Briefwechsel*, 101.

⁴⁷⁰ Ein Gesamtbild, das Arendt, wie sie im selben Brief fortführt, „ganz primitiv Angst“ bereitet, auch Angst um ihren Freund Karl Jaspers, an den sie, angesichts der Zustände in Deutschland, eine „lange hinunter[ge]schluckte“ Frage richtet: „nämlich, ob Sie nicht doch lieber in die Schweiz gehen sollten.“ Ebd., 101

⁴⁷¹ Hanna Arendt an Karl Jaspers, 28. Januar 1949. Ebd., 165.

⁴⁷² *Jahrbuch*, 46.

sollte sich dieser „politische Immobilismus“, wie es Alexander und Margarethe Mitscherlich nannten, dieses Desinteresse bei den Bundesbürgern an der Mitgestaltung der eigenen Gegenwart allmählich zu lösen beginnen und schließlich in die Studentenbewegung umschlagen.

„Greif zur Feder, Kumpel!“ oder: Ein Volk der Dichter im Osten (Exkurs)

Obwohl die eigentliche Formel, ähnlich wie schon in der BRD, selbst nicht in den unmittelbaren Vordergrund treten sollte, so schien man der Vorstellung vom Volk der Dichter und Denker auch in der Deutschen Demokratischen Republik nachzuhängen; und das in zweierlei Hinsicht. Zunächst sei an die Lesart des Wortes gedacht, in der dem Schreibenden eine herausgehobene Stellung innerhalb des Volkes zugedacht wird.

Angezogen von der Möglichkeit eines sozialistischen Staates hatten sich ab 1949 zahlreiche Schriftsteller – darunter auch etliche aus der Emigration zurückgekehrte Autoren – für die DDR und somit gegen den Westen entschieden. Die eigene Zukunft sowie die Zukunft eines friedlichen Deutschlands sahen sie in der DDR, was nicht zuletzt auch mit den sich abzeichnenden Entwicklungen in der Bundesrepublik zu tun hatte.⁴⁷³ Zwar weiß man im Nachhinein von den späteren Schicksalen der vielen Schriftsteller (und denen anderer Künstler), man weiß von den Publikationsverboten, der Zensur, den Bespitzelungen sowie den zahlreichen Ausreiseanträgen, doch zu Beginn war da noch der Glaube an die neue Republik. An ihr mitzuwirken, sie schreibend gestalten zu können, diese Aussicht besaß Zugkraft. Die Möglichkeit, ein „Bündnis von Geist und Macht“ in dem frisch gegründeten Staat realisieren zu können, wie es vor allem Johannes R. Becher als „Integrationsfigur und Spiritus Rector der Intellektuellen“ anstrebte, wirkte anziehend auf die angehenden Ingenieure der ostdeutschen Seelen.⁴⁷⁴ „Im

⁴⁷³ Bereits kurz nach Kriegsende waren dort Personen, die kurz zuvor noch an prominenter Stelle dem Dritten Reich gedient hatten, zurück an die Schalthebel der Macht gelangt. Diese Tendenz sollte sich auch im neu gegründeten Staat unter Konrad Adenauer fortsetzen, der grundsätzlich die Meinung vertrat, dreckiges Wasser gehöre nicht weggeschüttet, solange es noch kein sauberes gäbe.

⁴⁷⁴ Rüter, *Literatur und Politik*, 229. „Ingenieure der ostdeutschen Seelen“: Eine Berufsbeschreibung des Schriftstellers bzw. ein Arbeitsauftrag an ihn von höchster Stelle; so verkündete Joseph Stalin mit Blick auf das Errichten eines erfolgreichen sozialistischen Staates: „Unsere Panzer sind wertlos, wenn die Seelen, die sie lenken

Rahmen einer neu zu schaffenden politischen Kultur wollten sie das Gewissen der Nation sein und ein moralisches Amt ausüben“, so beschreibt Günther Rüter die Aufbruchsstimmung unter den Schriftstellern Ende der 40er Jahre. Dabei schien die Hoffnung auf das Mögliche den Blick für die Wirklichkeit zu trüben⁴⁷⁵, denn Warnsignale hatte es aus der Sowjetunion zuvor in Form der Tschistki gegeben. Und auch die kulturpolitische Realität hätte sie aufhorchen lassen können, als die sozialistische Einheitspartei mit Hilfe der Formalismuskampagne über die Inhalte der Kunst zu bestimmen begann.⁴⁷⁶ Der Wunsch, den Staat mit Hilfe einer neuen deutschen Nationalliteratur mitzugestalten, ließ jedoch die Kompromissbereitschaft der Künstler wachsen. Weder die direkte staatliche Einflussnahme in die Arbeit seiner Intellektuellen noch ein politisches Ereignis wie der Bau der Berliner Mauer⁴⁷⁷ schafften es vorerst, die überwiegend optimistische Grundhaltung aufseiten der Schriftsteller zu schmälern.⁴⁷⁸ Während Johannes R. Becher 1950 das Eingreifen der Partei in die Arbeit des Schreibenden sogar gegenüber seinen Kollegen zu rechtfertigen wusste, wurden die Maßnahmen vom 13. August von einer überwältigenden Mehrheit der Intellektuellen des Landes gegenüber den Protesten der

müssen, aus Ton sind. Deshalb sage ich: Die Produktion von Seelen ist wichtiger als die von Panzern ... Und deshalb erhebe ich mein Glas auf euch, Schriftsteller, auf die Ingenieure der Seele.“ Dieser Trinkspruch war an 40 eingeladene Schriftsteller gerichtet, die sich am 26. Oktober 1932 im Hause Maxim Gorkis eingefunden hatten. Mit dem Toaste einher ging die Forderung nach einem ‚Sozialistischen Realismus‘ in der Literatur. Westerman, *Ingenieure*, 40.

⁴⁷⁵ „Warum“, fragte Günther Rüter, „akzeptierten die Schriftsteller in der DDR diesen Gesinnungswandel binnen weniger Jahre und nahmen nach der Instrumentalisierung der Literatur im Nationalsozialismus abermals ihre Indienstnahme in Kauf?“ Vier Gründe für dieses Verhalten hatte er ausgemacht: „1. Im Namen des Antifaschismus glaubten sie, als Visionäre an einer glänzenden Zukunft mitzuarbeiten. 2. Im Gegensatz zum Nationalsozialismus [...] kam ihr nunmehr zur Festigung des neuen antifaschistischen Staates eine Schlüsselrolle zu. 3. Den Schriftstellern wurden in der SBZ und später in der DDR umfangreiche Privilegien eingeräumt. Sie wurden vom Staat gefeiert und von den Lesern in besonderer Weise geachtet. 4. Sie schlüpften bereitwillig in die ihnen von der Partei zugewiesene Rolle des ‚terrible simplificateur‘, des Vereinfachers, der Schwarz-Weiß-Darstellung, um ihren Lesern das Leben zu erklären, das sie gemeinsam mit dem neuen Staat aufbauen wollten.“ Rüter, *Literatur und Politik*, 231f.

⁴⁷⁶ „Der gesellschaftliche Auftrag der DDR-Literatur“, fasst Ingeborg Gerlach die Funktion der angestrebten Nationalliteratur zusammen, „ist klar ausgesprochen worden: Belehrung der Massen, Erziehung zum Sozialismus, Unterweisung und Bewußtseinsbildung durch literarische Vorbilder.“ Zudem sei ein optimistischer Grundton in den Texten verlangt worden, der nicht zuletzt den zum Teil „pessimistische[n] Züge[n]“ der Literatur aus der kapitalistischen Gesellschaft gegenübertritt. Vgl. Gerlach, *Bitterfeld*, 3.

⁴⁷⁷ Für die Verteidigung des Mauerbaus durch die ostdeutschen Schriftsteller vgl. Kap. III, 182ff.

⁴⁷⁸ Freilich gab es auch in den 1950er Jahren bereits Konflikte zwischen Staat und seinen Dichtern. Zu den prominenteren Beispielen ist Stefan Heym zu zählen, der in seinem Roman *Der Tag X* (bzw. *Fünf Tage im Juni*), über den Arbeiteraufstand vom 17. Juni 1953 schrieb. Das Buch wurde vom Staat jedoch nicht zur Veröffentlichung zugelassen. Ab 1965 wurde Heym sogar ein völliges Publikationsverbot auferlegt.

westdeutschen Kollegen öffentlich verteidigt.⁴⁷⁹ Zum Ende der 60er Jahre, als die Ereignisse in der Tschechoslowakei deutlich machten, wie es um die Ideale im gelebten Sozialismus bestellt war, ging die Hoffnung der Schriftsteller in Ernüchterung über, und sie „schlüpfen aus der Rolle des Volkspädagogen heraus und in die Rolle von Anwälten der Bürgerinteressen hinein“.⁴⁸⁰

In die frühe Phase der Republik, mit all der in sie gelegten Hoffnung, fällt auch eine von der Regierung ausgehende 1959 gestartete Initiative zur Volkskunstbewegung, die unter dem Namen ‚Bitterfelder Weg‘ bekannt werden sollte. So strebte die Politik eine Kooperation zwischen den Schriftstellern und den Arbeitern des Landes an, von der man sich einen doppelten Effekt versprach. Ausgehend von dem Glauben, dass die neue Nationalliteratur auch für die Arbeiterklasse zugänglich, d. h. von Interesse sein müsste, sollten Schriftsteller an den Alltag eben jener Menschen herangeführt werden. Konkret bedeutete dies für die Künstler, dass sie in den staatlichen Produktionsprozess einbezogen wurden, indem sie in den Fabriken, Minen und Werkstätten sowie auf den Baustellen des Landes selbst mit Hand anlegten.⁴⁸¹ Die Erfahrungen, die sie dabei machten, so die Annahme, würden sich dann im Œuvre des Schreibenden niederschlagen. Somit würde von dieser Literatur ein erhöhtes Identifikationspotential aus Sicht ‚des Kollegen‘ ausgehen, wodurch die Distanz zwischen Volk und seinen Intellektuellen überbrückt würde. In einem zweiten Schritt erhoffte man sich neben einem steigenden Interesse an der Nationalliteratur von Seiten der arbeitenden Bevölkerung auch deren Aktiv-Werden. Die Nähe zum Künstler sollte dazu inspirieren, selbst kreativ zu werden, also selbst zur Feder zu greifen, wie es auch das Motto dieses Programms vorsah: *Greif zur Feder, Kumpel, die sozialistische deutsche Nationalkultur braucht dich!* Vor allem auf den Prozess des gemeinschaftlichen Schaffens

⁴⁷⁹ Hatte Becher sich als einer der Organisatoren des Ersten Deutschen Schriftstellerkongresses 1947 noch gegen die Instrumentalisierung der Literatur durch die Politik ausgesprochen – dies nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Ereignisse im Dritten Reich –, so erfuhr seine Haltung in diesem Punkt eine erhebliche Korrektur, als er nur drei Jahre später erklärte: „Der beste Teil der deutschen Intelligenz hat begriffen, daß ein Wiederaufstieg unseres kulturellen Lebens gleichbedeutend ist mit der führenden Rolle der Partei, die sie auch im kulturellen Leben berufen ist zu spielen.“ Zitiert nach Rüter, *Literatur und Politik*, 231.

⁴⁸⁰ Ebd., 244.

⁴⁸¹ Dass es bei dieser Maßnahme nicht immer in erster Linie darum ging, den Schriftsteller mit dem alltäglichen Leben des Arbeiters vertraut zu machen, lässt sich bei Alison Lewis nachlesen: „Of course, in reality doing time ‚in production‘ was more often than not a negative disciplinary measure used to ‚re-educate‘ recalcitrant individuals and intellectuals who has strayed too far from the party line.“ Lewis, „The Romancing“, 256.

legte man von Seiten der Initiatoren wert. Schließlich, so die Vorstellung der Partei, sollte der Weisheit des Kollektivs hier eine Stimme gegeben werden.⁴⁸² Sogenannte ‚Zirkel schreibender Arbeiter‘ trafen sich unter der Leitung von Mentoren wie Brigitte Reimann oder Christa Wolf, um das neue Handwerk zu erlernen und schließlich in neue Werke münden zu lassen. „Die Werk­tätigen“, schreibt Ingeborg Gerlach, „die die Produktionsmittel in ihre Hand genommen haben, sollen sich auch das kulturelle Erbe des Bürgertums als demokratischen Besitz aneignen.“ Ganz getreu dem Motto: „Erwirb es, um es zu besitzen!“⁴⁸³ Das ehrgeizige Ziel bestand also darin, ein Volk gemeinsam dichtender Arbeiter zu schaffen, womit der erste Teil der hier diskutierten Formel wortwörtlich umgesetzt werden würde. Dass man an dem Denker in deutlich geringerem Maße interessiert war, zeigte sich bereits recht früh im wenig zimperlichen Umgang mit kritischen Geistern im Land.

Die Bitterfelder Weg-Initiative zur Schaffung einer ostdeutschen Nationalliteratur fiel auf das *annus mirabilis* der Bundesrepublik, als mit Heinrich Bölls *Billard um halb zehn*, Uwe Johnsons *Mutmaßungen über Jakob*⁴⁸⁴ und Günter Grass' *Blechtrommel* gleich drei große Romane die Rückkehr Deutschlands auf die literarische Weltbühne realisierten. Ein solcher Erfolg blieb den Bitterfelder Werken verwehrt. Abgesehen von wenigen Ausnahmen wie Erik Neutschs *Spur der Steine* oder *Der geteilte Himmel* von Christa Wolf sollte die Initiative nicht zu der erwünschten Nationalliteratur führen, die das Ausland hätte aufhorchen lassen. So war später oft eher vom ‚bitteren Feldweg‘ die Rede.⁴⁸⁵ Von den Werken der Arbeiter aus den Fabriken oder Minen, denen vor allem das Urteil ‚mittelmäßig‘ anhaftete, hat es keines in den gesamtdeutschen Kanon geschafft. Das unterfinanzierte Programm begann nur wenige Jahre nach seinem Beginn an Fahrt zu verlieren und verlief (trotz einiger Wiederbelebungsversuche) Mitte der 60er Jahre im Sande.

⁴⁸² Vgl. Lewis, „The Romancing“, 258.

⁴⁸³ Gerlach, *Bitterfeld*, 11.

⁴⁸⁴ Johnson hatte erst kurz zuvor der DDR den Rücken gekehrt, nachdem zunächst seine Mutter wenige Jahre zuvor das Land Richtung West-Berlin verlassen hatte.

⁴⁸⁵ Vgl. Lewis, „The Romancing“, 264.

Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker? – Eine Frage von eminenter Wichtigkeit

Im Winter 1963-1964 – also zu jener Zeit, als sich das politische Wirken der Schriftsteller an der Seite der SPD intensivierte und die Autoren sich bereits im Bundeswahlkampf zu Wort gemeldet hatten – wurde die Formel vom Volk der Dichter und Denker im Westen Deutschlands zum öffentlichen Diskussionsgegenstand einer Radio-Sendereihe. Abermals trat dieses Wort in einem neuen Gewandt auf, verpackt in eine Fragestellung: *Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker?* Sie war vom Hessischen Rundfunk an zwanzig „führende Philologen, Philosophen, Soziologen und Schriftsteller“ mit Wunsch um eine Stellungnahme in Form eines essayistischen Beitrags gerichtet worden.⁴⁸⁶ Beim Lesen der Einladung überkommt einen jedoch schnell der Eindruck, als hätte die Organisatoren der Mut auf halber Strecke wieder verlassen, da man das eigene Anliegen doch praktisch noch im Aufruf selbst relativierte. So heißt es da zunächst, das Thema wäre den Veranstaltern „eminent wichtig“, denn mit ihm verbunden wären auch „auf die deutsche Gegenwartssituation bezogene Fragestellungen“.⁴⁸⁷ Kurz darauf jedoch fragt man, „welche (politische) Rolle [die Formel] spielte“, womit man derselben die zuvor zugesprochene Aktualität gleich wieder aberkannte.⁴⁸⁸ Der Hinweis auf die aktuelle „gesellschaftliche Stellung der Schriftsteller im Westen Deutschlands“ wurde jedenfalls von den folgenden Beiträgen ignoriert. Dabei hätte das Wort vom ‚Volk der Dichter und Denker‘ gerade mit Blick auf die zeitgenössische politische Szene, als eben jene Dichter und Denker des Landes politisch mobilmachten, die Teilnehmer der Sendereihe zu Reflexionen über die Rolle der Intellektuellen in der Bundesrepublik und deren Verhältnis zu den Deutschen verwickeln können. Welche Möglichkeiten könnten von der Stimme eines Schriftstellers im politischen Diskurs, speziell in einer parlamentarischen Demokratie, ausgehen? Hat ein Schriftsteller gesellschaftliche, gar politische Pflichten in einer Demokratie und wenn dem so ist, welche wären das? In welchem Zusammenhang stehen eben jene erhöhten politischen Aktivitäten der Intellektuellen in den

⁴⁸⁶ Kalow, „Nachwort“, 134.

⁴⁸⁷ Ebd.

⁴⁸⁸ Ebd.

1960er Jahren zur jüngsten Geschichte? Letztlich verlief man sich in allgemeine Bildungsfragen – z.B. den Deutschunterricht betreffend – oder fragte nach dem Stand der Kritik oder dem des Theaters.⁴⁸⁹ Am Ende des Aufrufs angelangt, hatte man den Diskussionsrahmen derart weit geöffnet, dass der Eindruck entstehen konnte, man habe die geladenen Gäste von der Eingangsfrage wieder ablenken wollen. Dass die Antworten dann aber doch (beinahe alle) nur in eine Richtung zielten, lag am voreiligen Abschieben der Formel in längst vergangene Zeiten durch die Organisatoren. Denn dem Aufruf gemäß waren die Vorträge historisch argumentierte Ablehnungen der Vorstellung von einem Dichter-und-Denker-Volk. Dabei verfiel man zudem in einen Ton der Selbstgeißelung, d. h. in eine abwertende Haltung gegenüber dem in der Gegenwart geschriebenen Wort. Auch Hans Mayer, welcher – wie die Einleitung zu dieser Arbeit gezeigt hat – nur wenige Wochen später Zeuge des Miteinanders zwischen den bundesdeutschen Dichtern, Denkern und Politikern geworden war, übersah in seinem Beitrag die neue Rolle des Schriftstellers und deren Bedeutung für das Verhältnis zwischen Geist und Macht. Stattdessen reduzierte er ihn allein auf dessen Literatur, die wiederum seiner ästhetischen Bewertung nicht standhielt: „Während in Deutschland nur allzuoft schlechte Schriftsteller für eine ganze Weile als große Stilisten gelten konnten, bestand in Frankreich seit jeher die Gefahr, daß eine notorische Eleganz des Ausdrucks dazu führte, einen Schriftsteller hoch zu schätzen, der neben dieser sprachlichen Perfektion im übrigen nur geistiges Dilettantentum und subalterne Empfindung zu bieten hatte. [...] In diesem Zustand präsentiert sich deutsche Literatur heute vor den Zeitgenossen der technischen Epoche. Es fehlt an jeglicher Überlieferung von Sprache und Stil.“⁴⁹⁰ Das Konzept vom politischen Schriftsteller sah er in Deutschland als grundsätzlich zum Scheitern verurteilt: „Politische Dichter haben in in Deutschland niemals eine politische Rolle gespielt. Die Fälle Lamartine und Hugo und Zola fanden bei uns nicht statt. Siehe Büchner und

⁴⁸⁹ Ebd., 135.

⁴⁹⁰ Vgl. Mayer, „Von guten und schlechten Traditionen“, 13.

Heine und Thomas Mann und Brecht. Warum dem so ist? Das ist eine lange Geschichte; das ist eine deutsche Geschichte.“⁴⁹¹

Wenn das einhellige ‚Nein‘ auf die Eingangsfrage zumeist mithilfe historischer Argumente begründet wurde, so schien diese Antwort doch in erster Linie aus der jüngsten deutschen Vergangenheit herzurühren. Die zwölf Jahre der Selbsterhöhung bzw. Selbstüberhöhung waren nicht vergessen; das Gewesene ermahnte zur Bescheidenheit, und so wollte die Formel vom ‚Volk der Dichter und Denker‘ einfach nicht passen. Das verrät auch das Nachwort des aus der Sendereihe hervorgegangenen Sammelbandes, in dem der Herausgeber offenbar versucht, gegen ein von Überhöhung geprägtes Selbstbild anzuschreiben: „Dieses Taschenbuch soll helfen, verhärtete, längst revisionsbedürftige Zustände in Bewegung zu bringen. Es soll helfen, einen Slogan zu zerstören, der uns zu schmeicheln schien, in Wahrheit aber unser Verhältnis zur eigenen Tradition, zur eigenen Geschichte verstellte und blockierte. An die Stelle eines Klischees soll Einsicht treten.“⁴⁹²

Von den zwanzig ursprünglichen Empfängern der Einladung zur Sendereihe des Hessischen Rundfunks hatte einer die Fragestellung dann auch sofort „für töricht“ erklärt, und denen, die nicht aus „Zeitmangel“ abgesagt hatten, gelang es nur in geringem Maße, sich auf die Hypothese von der eminenten Wichtigkeit dieser Frage einzulassen. Einstimmig lehnte man sie ab, wobei die Begründungen variierten. Für Walter Boehlich ist sie, wie auch der Herausgeber Gert Kalow im Nachwort suggerierte, lediglich Ausdruck deutscher Selbstüberhöhung. Ernst Bloch wollte die Frage gar nicht erst gelten lassen, sei doch nicht geklärt, wer hier mit „wir“ gemeint ist, und überhaupt sei „Volk“ nichts als ein „Klagewort“ in einer Zeit, in der insbesondere die jüngere Generation „sich gar nicht mehr so sehr in den Grenzen einer Nation“ fühlt.⁴⁹³ Von einer „Floskel“ spricht Karl Korn, die „mißverständlich“ sei und „besser aus dem Verkehr gezogen“ gehört; wenn überhaupt sollte „von unserm Volk *und* seinen Dichtern und

⁴⁹¹ Ebd., 14f.

⁴⁹² Kalow, „Nachwort“, 134.

⁴⁹³ Bloch, „Die Verwechslung“, 31f.

Denkern“ gesprochen werden.⁴⁹⁴ Und Richard Friedenthal wies in seinem Beitrag darauf hin, dass wohl „kaum ein Volk [...] soviel Gescheiterte, Verkannte, Vertriebene unter seinen Großen besessen“ habe „wie das deutsche“.⁴⁹⁵

Bei der Lektüre der Essays kann der Leser schnell zu dem Schluss gelangen, es handle sich bei der Formel vom ‚Volk der Dichter und Denker‘ um eine atavistische Erscheinung im deutschen Sprachgebrauch, etwas Überholtes und Übriggebliebenes ohne Funktion, das, wie der Herausgeber des Sammelbandes offen fordert, beseitigt gehört. Heute wissen wir – und noch einmal sei an die Bildungsdebatten erinnert – dass diesem Wort eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zukommt, wenn es um den kreativen Prozess der Gemeinschaftsbildung und der damit verbundenen gleichzeitigen Abgrenzung von anderen Völkern geht. Die Unruhe, die innerhalb der deutschen Öffentlichkeit jedes Mal bei einem (unter-)durchschnittlichen Abschneiden im internationalen Bildungsvergleich aufkommt, zeugt von einer Störung des kollektiven Selbstbildes ob der nicht erfüllten Erwartungen an die vorgestellte Gemeinschaft, an diesen „Verbund von Gleichen“.⁴⁹⁶ Das, was das Kollektiv doch eigentlich auszeichnen, es von den anderen Völkern trennen sollte, hatte sich nicht bewahrheiten können.

Der einzige Beitrag aus der Sendereihe, der zu klären versuchte, weshalb die Formel wieder im aktuellen Sprachgebrauch der Deutschen präsent war, stammt von Hans Paul Bahrtdt, auch wenn er sich wie alle anderen davor hütete, dem Wort etwas abzugewinnen.⁴⁹⁷ Seine Erläuterungen zur Aktualität des Themas fußen auf der Annahme, es diene heute wie schon im 19. Jahrhundert „ideologischen Zwecken für den inneren Gebrauch“ des Bildungsbürgertums. „Wenn wir das ‚Volk der Dichter und Denker‘ sind“, führt er aus, „dann hat diejenige Gesellschaftsschicht, die kraft ihrer Bildung als bevorzugte Sachwalter geistiger Güter zu gelten

⁴⁹⁴ Korn, „Mit den Augen“, 67.

⁴⁹⁵ Friedenthal, „Wie England“, 72.

⁴⁹⁶ Anderson, *Die Erfindung*, 17.

⁴⁹⁷ „Aber deshalb waren die Deutschen natürlich nicht ein ‚Volk der Dichter und Denker‘. Bei uns wurde nicht mehr gedichtet und gedacht als anderswo. Und in Deutschland herrschte auch nicht der ‚Geist als solcher‘. Es gelang den großen Geistern nicht, in größerem Maße das Leben der Nation zu beeinflussen als in anderen Ländern.“ Bahrtdt, „Gebildete“, 53.

hat, auch den Anspruch auf höchstes gesellschaftliches Ansehen, ja genaugenommen auch Anspruch auf die Macht. Nicht gerade die Philosophen sollten Könige sein, aber die Gebildeten hatten das Recht, sich als die Elite der Nation zu fühlen.⁴⁹⁸ Dieser Traum von der nationalen Elite als Träger der Macht im Land habe sich bis heute nicht erfüllt, wird aber „gleichwohl im geheimen weitergeträumt“ wie auch der „Inhalt“ jener Formel „weitergeglaubt wird“. Jedoch sei sie „heute nichts anderes als eine Projektion des enttäuschten Elitetraums der Bildungsschicht auf das Völkerleben.“⁴⁹⁹

Wie dieses Kapitel aber gezeigt hat, war das Wort vom ‚Volk der Dichter und Denker‘ hinsichtlich seines Gebrauchs alles andere als konstant, was insbesondere an der wechselnden Interpretation des eigenen kulturellen Erbes sowie am sich ändernden Selbstbild der Deutschen im Bezug auf eben jenes Erbe festzumachen ist. Hans Paul Bahrdts These, die Formel sei seit dem 19. Jahrhundert durchgängig an die Machtfantasien der Bildungselite geknüpft gewesen, lässt sich demnach nicht aufrechterhalten. Dass das Wort im Jahr 1964 wieder öffentlich diskutiert wird, ist vielmehr Resultat eines sich nach 1945 neu formierten gemeinschaftlichen deutschen Selbstbildes. Angesichts des Verlustes der bisherigen kollektiven Identität, welche sich unter dem Stichwort ‚Herrenrasse‘ zusammenfassen lässt, und dem durch die Kollektivschuldthese im Raum stehenden Image vom Verbrechervolk, hatte sich die Gemeinschaft zur Erhaltung des Selbstwertes der deutschen Geistes-tradition zugewandt und aus dieser ein neues, positiv beladenes Selbstbild gewonnen. Dem Prinzip der Entwirklichung gemäß hatte ein historischer Tatbestand ‚Drittes Reich‘, hatte auch ein anti-intellektueller Akt wie das öffentliche Verbrennen von Büchern, dieses Bild vom geistreichen Volk nicht untergraben können. Ohne dass die Formel unmittelbar nach Kriegsende sofort häufig in Erscheinung getreten wäre, hatte sich dennoch sehr bald das in ihr zum Ausdruck kommende Bewusstsein einer literaturaffinen und überdurchschnittlich geistig tätigen Gemeinschaft geäußert. Bewusst stellte man diese Nähe zu

⁴⁹⁸ Ebd., 53f.

⁴⁹⁹ Ebd., 58.

den eigenen Dichtern zur Schau, wie im Falle der Goethefeierlichkeiten. Offen fantasierte man von einem neuen Deutschland, welches am Geiste Goethes ausgerichtet werden sollte. An den Universitäten zog man sich zurück ins eigene Denken. Im Osten des Landes sollte der Fabrikarbeiter sogar zum Dichter werden. Die literarischen Erfolge westdeutscher Schriftsteller, die zum Ende der 1950er Jahre hin auch international für Aufsehen sorgten, dürften dieser Identitätsbildung zudem nicht abträglich gewesen sein.

Wenn zu Beginn des Kapitels die Frage gestellt wurde, weshalb den Schriftstellern in den 1960er Jahren zunehmende Aufmerksamkeit in politischen Fragen zuteilwurde, so geht die Antwort hierauf über die bisher genannten Gründe vom eingefahrenen politischen Prozess und dem Wunsch nach neuen Stimmen hinaus. Auch lässt sich das wachsende Interesse der Bundesrepublikaner für die politischen Ansichten der Intellektuellen nicht an spezifische Eigenschaften derselben festmachen oder einer nur ihnen eigenen Expertise. Will man diese Entwicklung verstehen, muss man die gewachsene Bedeutung der Figur des Schriftstellers für das kollektive Selbstbild der Deutschen nach 1945 berücksichtigen. Als Dichter und Denker bildet der deutsche Schriftsteller die zentrale Gestalt dieser imaginierten Gemeinschaft. Durch diese Stellung wiederum erfuhr er ein Mehr an Prestige, seine Autorität unter den Deutschen wuchs, sein Wort gewann in der Öffentlichkeit zusehends an Wert. Das muss 1961 auch Willy Brandt erkannt haben, als er die Schriftsteller um deren Hilfe für seinen Wahlkampf bat und besagte Autorität für sich in Anspruch nahm. Nicht nur sollte dieser Schritt des damaligen Regierenden Bürgermeisters von West-Berlin den Weg der Autoren auf die politischen Bühnen erleichtern, sondern, wie im nächsten Kapitel zu zeigen sein wird, auch eine erhebliche Wirkung auf die Form des politischen Engagements der Intellektuellen haben, die nun, statt zu intervenieren, mehr denn je am demokratischen Prozess partizipierten. Allen voran Günter Grass.

III. GÜNTER GRASS: SEIN WEG AN DIE SEITE WILLY BRANDTS

Schuld und Identitätsbruch als Voraussetzung für ein politisches Engagement

Für immer werde er „zur Auschwitz-Generation“ gehören, erklärte Günter Grass den Zuhörern seiner Frankfurter Poetik-Vorlesung im Frühjahr 1990. Auch „die damals jungen Lyriker der fünfziger Jahre – ich nenne Peter Rühmkorf, Hans Magnus Enzensberger, auch Ingeborg Bachmann“, zählten dazu. Sie alle seien sich „deutlich bis verschwommen bewußt“ gewesen, „daß wir zwar nicht als Täter, doch im Lager der Täter zur Auschwitz-Generation gehörten, daß also unserer Biographie, inmitten der üblichen Daten, das Datum der Wannsee-Konferenz eingeschrieben war“.⁵⁰⁰ Nicht Täter, doch im Lager der Täter. Hinter dieser eigenwilligen Formulierung verbirgt sich das bei weitem nicht neue, doch durchaus schwierige Eingeständnis, dass es keines verbrecherischen Aktes bedurfte, um im Dritten Reich schuldig zu werden.⁵⁰¹ Hierzu genügte, „einem System eingefügt gewesen zu sein, das die Vernichtung von Millionen Menschen geplant, organisiert und vollzogen hatte“.⁵⁰² Aus dieser Form der Teilhabe entsprang für Grass eine persönliche „Mitverantwortung“ an der Katastrophe; eine Schuld, die ihn bis an sein Lebensende begleiten sollte.⁵⁰³ Insbesondere das eigene Schweigen während des Nationalsozialismus, das ihm noch im hohen Alter „in den Ohren dröhnt“, machte dem Autor zu schaffen: „weil ich mich begnügt hatte, nichts oder nur Falsches zu wissen, weil ich mich kindlich dummgestellt [...] und [...] das Wort ‚warum‘ vermieden hatte“.⁵⁰⁴ Als hätte ihn die

⁵⁰⁰ Grass, „Schreiben nach Auschwitz“, 73.

⁵⁰¹ Grass, *Beim Häuten*, 127. Karl Jaspers' aus einer Vorlesungsreihe hervorgegangene Abhandlung über *Die Schuldfrage* aus dem Jahr 1946 ist wohl der bekannteste Versuch aus den unmittelbaren Nachkriegsjahren, sich mit dem Themenkomplex der deutschen Schuld differenziert auseinanderzusetzen. Schuldig machte, so der Kern seiner Überlegungen, nicht allein der Akt des Verbrechens (z.B. als Wärter eines Vernichtungslagers). Jaspers unterschied neben dieser kriminellen Schuld auch zwischen politischer, moralischer sowie metaphysischer Schuld. Vgl. Jaspers, *Die Schuldfrage*, 31ff., 44ff.

⁵⁰² Grass, *Beim Häuten*, 127.

⁵⁰³ Ebd., 127. Die hier von Grass beschriebene „Mitverantwortung“ an der Katastrophe kommt der Kategorie der ‚metaphysischen Schuld‘ am nächsten, wie sie von Jaspers beschrieben wurde. So heißt es bei ihm: „Metaphysische Schuld ist der Mangel an absoluter Solidarität mit dem Menschen als Mensch. [...] Diese Solidarität ist verletzt, wenn ich dabei bin, wo Unrecht und Verbrechen geschehen. Es genügt nicht, daß ich mein Leben mit Vorsicht wage, um es zu verhindern. Wenn es geschieht, und wenn ich dabei war, und wenn ich überlebe, wo der andere getötet wird, so ist in mir eine Stimme, durch die ich weiß: daß ich noch lebe, ist meine Schuld.“ Jaspers, *Die Schuldfrage*, 64.

⁵⁰⁴ Grass, *Beim Häuten*, 25.

„Angst vor einer alles auf den Kopf stellenden Antwort stumm gemacht“, fragte er nicht, was es mit „Stutthof“ auf sich hatte, obschon „dieses Lager allen vom Hörensagen bekannt war“.⁵⁰⁵

Selten jedoch kommt die Schuld allein; ihr folgt allzu oft die Scham. Und dieser sagt man nach, „daß sie nagt, unablässig nagt“.⁵⁰⁶ Wer dem entgehen will, d. h. Gefühle von „Schuld und Scham zu vermeiden oder wenigstens zu verringern“ sucht, der „mobilisiert“ zum Schutz der eigenen Seele „Abwehrvorgänge von der Art der Verdrängung, der Verleugnung, der Projektion“.⁵⁰⁷ Vor solchen Reflexen, wie sie von Alexander und Margarete Mitscherlich 1967 beschrieben wurden, zeigte sich auch Günter Grass nicht gefeit; selbst im hohen Alter nicht. Als er 2006, inzwischen 78 Jahre zählend, in seinem autobiographischen Text *Beim Häuten der Zwiebel* die eigene Vergangenheit durcharbeiten trachtet, ergreift ihn wiederholt die „Versuchung, sich in dritter Person zu verkappen“.⁵⁰⁸ Es sind insbesondere die Erinnerungen an die eigene unkritische, ja bisweilen begeisterte Partizipation am Nationalsozialismus, die den Erzähler Grass fortwährend rhetorischen Schutz suchen, d. h. die Flucht vor dem eigenen Selbst antreten lassen. „Noch während der letzten Jahre der Freistaatzeit – *ich* zählte zehn – wurde *der Junge meines Namens* durchaus freiwillig Mitglied des Jungvolks, einer Aufbauorganisation der Hitlerjugend. [...] Auf den Weihnachtstisch wünschte *ich mir* die Uniform samt Käppi, Halstuch, Koppel und Schulterriemen.“⁵⁰⁹ Dieser stete Wechsel der Perspektive kann bisweilen desorientierend wirken. Zwar kann man Grass nicht absprechen, dem Leser die unangenehme „Wahrheit“ über die eigene Vergangenheit offen darlegen zu wollen. Dann aber bricht er mit dem jungen Ich und verweigert ihm die Identifikation.⁵¹⁰ Es sei ihm „abhanden gekommen“, „entrückt wie ein entfernter Verwandter.“⁵¹¹ Und dort, wo es ihm gelingt, doch vom Ich zu sprechen, scheint es „wie mittlerweile geübt“, mehr angelernter Sprachakt als persönliche Überzeugung.⁵¹²

⁵⁰⁵ Ebd., 16, 102.

⁵⁰⁶ Ebd., 221.

⁵⁰⁷ Mitscherlich/Mitscherlich, *Die Unfähigkeit*, 27.

⁵⁰⁸ Grass, *Beim Häuten*, 7.

⁵⁰⁹ Ebd., 27. Hervorgehoben vom Verfasser.

⁵¹⁰ Ebd., 10.

⁵¹¹ Ebd., 184.

⁵¹² Ebd.

Der Bruch in der eigenen Identität, die Verweigerung, das jüngere Selbst anzuerkennen, ist das eigentliche Thema dieser Autobiographie.⁵¹³ Zwar kreist das gesamte Buch theoretisch um den Grass'schen Imperativ des Erinnerns. Doch bei genauer Lektüre lässt sich erkennen, dass keine der zahlreichen Metaphern bzw. narrativen Strategien ohne ein distanzgebendes Element auszukommen vermag. Die Entfremdungserscheinungen, wie sie bereits in der Verkappung hinter der dritten Person zu erkennen waren, sind allgegenwärtig. Schon ein kurzer Blick auf die Zwiebel als Erinnerungsmetapher macht das deutlich. „Wenn ihr mit Fragen zugesetzt wird, gleicht die Erinnerung einer Zwiebel, die gehäutet sein möchte, damit freigelegt werden kann, was Buchstab nach Buchstab ablesbar steht [...]. Erst beim Häuten spricht sie wahr.“⁵¹⁴ Die personifizierte Erinnerung als „imaginierte Zwiebel“, die zunächst „nichts ausplaudern will oder ihre Nachrichten mit kaum zu entschlüsselnden Lineaturen auf feuchter Haut verrätselt“.⁵¹⁵ Mithilfe dieses Kunstgriffes gliedert Grass den eigenen Erinnerungsfundus aus und schafft sich einen externen Erinnerer, dem er als Gesprächspartner gegenübertritt. Das eigene Erlebte ist plötzlich nicht mehr Teil seiner selbst.⁵¹⁶ Indem er die Scham auslösende Vergangenheit räumlich von sich trennt, wird die Spaltung vom früheren Ich überhaupt erst möglich. Nun braucht der in die Jahre gekommene Grass nicht mehr nach innen gewandt auf Wahrheitssuche zu gehen, vielmehr ist sein „strenger Blick auf einen Jungen gerichtet“, „der unter meinem Namen anzurufen ist“ – ein „Junge[] von einst“.⁵¹⁷

Das Prinzip des Verlagerens der eigenen Erinnerungen treibt Grass schließlich auf die Spitze, als er sich dem Moment nähert, in dem der Junge Teil des deutschen Vernichtungskrieges

⁵¹³ Grass-Forscherin Yuqing Wei hat diesem inneren Konflikt den Begriff der Ich-und-Ich-Spannung zukommen lassen. Spannung scheint hier aber dem Konflikt, der in einer Spaltung resultiert, nicht gerecht zu werden. Wei, „Zwiebel“, 318. Walter Hinck geht da schon weiter, spricht von einem Zweifel an der Identität des Ich. Hinck, „Der Autobiograph“, 8.

⁵¹⁴ Grass, *Beim Häuten*, 9f.

⁵¹⁵ Ebd., 65.

⁵¹⁶ Neben der offensichtlichen Distanznahme durch die Auslagerung seiner Erinnerungen in die Zwiebel, erlangt der Erinnerungsakt allerdings bei Grass auch einen Dialogcharakter: beim Häuten „spricht sie wahr“, mit Fragen lässt sich ihr zusetzen. Der in der Erzählstrategie der Zwiebelbefragung implizierte Verweis auf den Dialog über die Vergangenheit kann somit als die Fortführung der Grass'schen Bemühungen zur gemeinschaftlichen Erinnerungspflege verstanden werden.

⁵¹⁷ Ebd., 17, 38, 37.

wird. Nur ungenau vermag der Erzähler den Tag zu erinnern, an dem „der Einberufungsbefehl auf dem Eßzimmertisch“ lag: Hatte sich die „erschreckte“ Mutter „sofort ans Klavier gesetzt und etwas aus dem ‚Rosengarten‘ geklimpert? Gab es erst danach Tränen? Nein, der Film muß zurückgespult werden“.⁵¹⁸ Hier wird Erinnertes zum Kinofilm und der „Junge meines Namens“ als Soldat der Waffen-SS zu dessen Hauptdarsteller.⁵¹⁹ Grass hingegen ist in diesem Augenblick kein erinnernder Erzähler, sondern ein vor der imaginierten Leinwand sitzender Zuschauer, der die sich ihm darbietenden Bilder lediglich für uns in Worte überträgt. Er schreibt sich zum passiven Zeugen: „Ich sehe“.⁵²⁰ Und das, was er sieht, scheint oft nicht mehr als „ein aus verschiedenen Handlungsabläufen gestückelter Film [...], der mal in Zeitlupe, dann überschnell abläuft, mal rück-, mal vorwärts gespult, immer wieder reißt“, gerade so, als habe bei der „Bilderfolge“ nicht er, sondern „der Zufall Regie geführt.“⁵²¹ Die eigene Lebensgeschichte als Fragment, wo doch gerade für die eigene Identität eine lebensgeschichtliche Kontinuität Voraussetzung ist? Oder um mit den Worten des Literatur- und Kulturwissenschaftlers Stephan Wolting zu sprechen: „Wir sind, was unser Gedächtnis behält“.⁵²²

Schuldgefühl und Identitätsbruch: Mit diesen beiden Motiven im Hinterkopf soll hier nun der Weg des jungen Günter Grass in die Parteipolitik und die ersten Jahre seines Eintretens für die SPD nachgezeichnet werden. Nur mithilfe dieser beiden Begriffe lässt sich vollends verstehen, weshalb Grass schließlich die Zusammenarbeit mit Willy Brandt suchte und für ihn in den Wahlkampf zog, warum die Große Koalition von 1966 dieses Miteinander beinahe beendet hätte und warum der Autor als politischer Laie plötzlich auf der internationalen Bühne als Brandts

⁵¹⁸ Ebd., 113.

⁵¹⁹ Ebd., 27.

⁵²⁰ Ebd., 140.

⁵²¹ Ebd., 137, 140.

⁵²² Eine Formel, die Stephan Wolting wie folgt entfaltet: „Verschiedentlich ist darauf hingewiesen worden, dass das eigentliche Grundgesetz des Lebens Vergessen heißt und dass jedes Geschehen der Zeit und damit dem Vergessen anheim gestellt ist. Jede bewusste Erinnerung arbeitet im funktionalen Sinne zunächst dagegen und versucht durch Formen von zum Teil durchaus willkürlicher Sinnstiftung, Kontinuität zu schaffen, auf diese Weise an den alten psychologischen Grundsatz anknüpfend, dass ein erfülltes Leben dort gelingt, wo Kohärenz und Sinnstiftung hergestellt werden kann, d. h. immer auch, dass das ‚eigene System‘ zumindest sich selbst erklärt werden kann“. Wolting, „Entschuldigungsbücher“, 275f.

persönlicher Botschafter auftrat. Schuldkomplex und der Bruch mit dem eigenen Ich prägten Günter Grass als *Schriftsteller* im selben Maße, wie sie ihn als *politisch engagierten Menschen* prägten. Sie verbinden beide Ebenen seiner Biographie, was es unmöglich macht, die eine ohne die andere zu lesen. Wenn in diesem Kapitel Grass' Weg in die Politik nachgezeichnet wird, ist es folglich von Nöten, sich seiner frühen Werke anzunehmen, während ebenfalls auf die Leute geschaut wird, die ihn in jenen Jahren beeinflussten. Das Ende des Zweiten Weltkrieges soll nach diesen einführenden Betrachtungen nun den historischen und ideologischen Startpunkt für solch einen doppelschichtigen Bildungsprozess bilden.

Unpolitisch und „zielstrebig an Auschwitz vorbei“: Grass' frühe Lyrik

„Als ich siebzehn Jahre zählte und mit hunderttausenden anderen in einem amerikanischen Kriegsgefangenenlager unter freiem Himmel in einem Erdloch hauste, war ich, weil ausgehungert, mit gieriger Schläue einzig aufs Überleben bedacht, doch sonst ohne Begriff. Mit Glaubenssätzen dummgehalten und entsprechend auf idealistische Zielsetzung getrimmt, so hatte das Dritte Reich mich und viele meiner Generation aus seinen Treuegelöbnissen entlassen.“⁵²³ Als weltgeschichtliche Zäsur markierte das Jahr 1945 auch persönlich für den einstigen Hitlerjungen und SS-Soldaten einen radikalen Einschnitt, der ihn fürs Schreiben und die Politik gleichermaßen prägen sollte. Hier, in amerikanischer Gefangenschaft, beginnt sich für Grass der eingangs beschriebene Bruch mit der eigenen Identität zu vollziehen, mit eben jenem Ich, das einst bei seinen ersten Schreibversuchen „Blut und Glut“ für Führer und Vaterland in Verse presste und sich nun sukzessive der Realität *Auschwitz* nähert.⁵²⁴ Noch „ohne Begriff“ und von eigener „Dummheit“ übermannt, sollte die Einsicht, als Deutscher mit dem Namen *Auschwitz* und all dem, wofür er stand, auf ewig verbunden zu sein, vorerst noch nicht einsetzen. „Es verging Zeit, bis ich in Schüben begriff und mir zögerlich eingestand, daß ich unwissend oder, genauer, nicht

⁵²³ Grass, „Schreiben nach Auschwitz“, 65.

⁵²⁴ Grass, *Beim Häuten*, 63.

wissen wollend Anteil an einem Verbrechen hatte, das mit den Jahren nicht kleiner wurde, das nicht verjähren will“, und an dem er für immer „kranken“ sollte.⁵²⁵ Stattdessen klammerte sich der Siebzehnjährige zuerst an den „deutsche[n] Selbstgefallen“. „Dessen Glaubenssätze hoben etwa so an: Wir Deutschen sind ... Deutschsein heißt ... und schließlich: Niemals würde ein Deutscher ...“.⁵²⁶

Später dann im Arbeitskommando der Amerikaner tätig, beteiligte er sich noch immer an den Beschimpfungen junger Juden mit „nachgeplappertem Landserdeutsch“: „Ihr krummen Hunde! Ihr Bettpisser!“⁵²⁷ Zwar „ging der letzte Respekt vor Offizieren der Großdeutschen Wehrmacht“ in der Zwischenzeit „flöten“, doch blieb sich der junge Grass in Sachen Unbelehrbarkeit vorläufig noch treu; da konnte auch das amerikanische Reeducation Program nichts ausrichten.⁵²⁸ „Schwarzweißfotos, Bilder aus den Konzentrationslagern Bergen-Belsen, Ravensbrück ... Ich sah Leichenberge, die Öfen. Ich sah Hungernde, Verhungerte, zum Skelett abgemagerte Überlebende aus einer anderen Welt, unglaublich.“ Tatsächlich sollte der Unglaube noch einige Zeit diesen Bildern trotzen. „Unsere Sätze wiederholten sich: ‚Und das sollen Deutsche getan haben?‘ ‚Niemals haben das Deutsche getan.‘ ‚Sowas tun Deutsche nicht.“⁵²⁹ Bezeichnenderweise brauchte es noch ein letztes Mal die Worte eines ehemaligen NS-Vorgesetzten, ehe der junge Grass dann 1946 dem eigens Gesehenen endlich auch Glauben schenken wollte. „Da war noch dieser Rest des Autoritätsglaubens übriggeblieben, denn wenn es die eigenen Leute sagen, dann muß was dran sein.“⁵³⁰ „[A]ls ich die Stimme meines ehemaligen Reichsjugendführers Baldur von Schirach – weißnichtwo – aus dem Radio hörte“, da endlich „fiel die Sperre“. „Kurz vor der Urteilsverkündung kamen die in Nürnberg als Kriegsverbrecher Angeklagten noch einmal zu Wort. Um die Hitlerjugend zu entlasten, beteuerte Schirach deren Unwissenheit und sagte, er, nur er habe Kenntnis von der geplanten und vollzogenen

⁵²⁵ Ebd., 221.

⁵²⁶ Grass „Schreiben nach Auschwitz“, 66.

⁵²⁷ Grass, *Beim Häuten*, 220.

⁵²⁸ Ebd., 194.

⁵²⁹ Ebd., 220f.

⁵³⁰ Zitiert nach Jürgs, *Bürger Grass*, 57.

Massenvernichtung als Endlösung der Judenfrage gehabt.⁵³¹ Hier beginnt für den Grass-Biographen Michael Jürgs die vom Schriftsteller bis zu dessen Tod stets zitierte Scham zu wirken. „Als endlich Zweifel gesät war, begann das Erwachen der Scham, das Erkennen der Schuld“.⁵³² Dem Biographen zufolge ließ die Scham Grass jedoch „zunächst sprachlos“ werden, was in erster Linie dessen frühe Texte, und hier speziell die lyrischen Arbeiten der 50er Jahre, meinte, in denen man nach den unbegreiflichen Verbrechen bzw. dem Dritten Reich als Thema vergeblich sucht.⁵³³ Abseits der Auschwitz-Thematik zeigte sich der junge Grass freilich alles andere als wortkarg, stets das Ziel im Blick Künstler zu werden. In einer „fragwürdigen Geradlinigkeit“ – „unbeirrbar auch durch Auschwitz“ – habe er diesen Wunsch verfolgt. „Nein“, erläuterte Grass rückblickend das Aussparen des Holocausts in seinen frühen Texten, „dieser Weg wurde nicht unwissend eingeschlagen, denn mittlerweile lag ja aller Schrecken offen zutage; dennoch führte er blindlings und dabei zielstrebig an Auschwitz vorbei. Schließlich gab es in Überfülle Orientierungen anderer Art. [...] Zuvor nie gehörte Autorennamen lockten, ergriffen Besitz: Döblin, Dos Passos, Trakl, Apollinaire.“⁵³⁴ Vor Grass tat sich plötzlich ein bis dahin nicht gekanntes literarisches Angebot auf. „Rowohlts Rotationsromane waren billig auf den Markt gekommen, Faulkners ‚Licht im August‘, Greenes ‚Das Herz aller Dinge‘.“⁵³⁵

Im Bann solcher Welten war sein Blick zumeist auf das gerichtet, was sich ihm zwischen zwei Buchdeckeln bot. Die Tagespolitik habe ihn da wenig gekümmert.⁵³⁶ Noch weniger konnte ihn Parteipolitisches interessieren. Ein Auftritt Kurt Schumachers „vor Hannovers Trümmerkulisse“ hinterließ zu Beginn der 50er Jahre bei Grass zwar durchaus Eindruck, wirkte

⁵³¹ Grass, *Beim Häuten*, 221.

⁵³² Jürgs, *Bürger Grass*, 57f. Was Michael Jürgs beim Verfassen dieser Zeilen nicht wusste, war, dass Grass' Scham und Schuld nicht zuletzt auch aus der Mitgliedschaft bei der Waffen-SS resultierten. Diese Einzelheit hatte der Schriftsteller dem Biographen verschwiegen und ihm gegenüber lediglich von der Zeit als Soldat und Flakhelfer gesprochen. Nach Bekanntwerden dieses vorenthaltenden Details hatte Jürgs im *Tagespiegel* seine „Enttäuschung“ zum Ausdruck gebracht, „weil er eben vor allem aus meiner Generation als eine Art moralische Instanz galt“. Jürgs, „Wer ist Günter Grass?“.

⁵³³ Jürgs, *Bürger Grass*, 58.

⁵³⁴ Grass, „Schreiben nach Auschwitz“, 69.

⁵³⁵ Grass, *Beim Häuten*, 342.

⁵³⁶ Ebd., 341.

aber zugleich auch verschreckend.⁵³⁷ Zuviel hatte der Sozialdemokrat von „nationalem Pathos“ gesprochen. „Nein, er sprach nicht, er schrie“.⁵³⁸ Nicht laut genug jedoch, um Grass' demokratisches Bewusstsein vorzeitig wecken zu können. „Demokratischer Kleinkram wurde hochfahrend abgelehnt“, im gleichen Maße wie das, was nach wie vor von rechter Seite zu vernehmen war.⁵³⁹ „Gleich welches politische Angebot gemacht wurde, ich war dagegen.“⁵⁴⁰ Selbst als die westdeutsche Wiederbewaffnungsdebatte Sozialdemokraten und Intellektuelle erstmalig näher zusammenrücken ließ, blieb Grass lediglich Teil der „politisch passiven Ohnemichbewegung“.⁵⁴¹ Da konnten nicht einmal die eigenen Kriegserfahrungen „das gebrannte Kind“ aus der Reserve locken.⁵⁴² Nur hin und wieder, nämlich dann, wenn Grass sich dem Erdboden und somit der Bundespolitik physisch entzog, ergaben sich vereinzelte Augenblicke politischer und kritischer Reflexion, erprobte er das „Einerseitsandererseits“.⁵⁴³ Noch im Frühjahr 1946 hatte er beispielsweise während seiner Zeit als Koppeljunge im Bergwerk Siegfried I, im tiefen Innern der Erde, „beim flackernden Schein der Karbidlampen“, erstmals „[v]ersuchsweise“ Partei ergriffen, als er wiederholt Zeuge der Streitgespräche zwischen den Kumpel wurde.⁵⁴⁴ „[S]chwankend wie das Licht- und Schattenspiel in den domhohen Firstenkammern, entschied ich mich mal für, mal gegen etwas, war mal auf dieser, dann auf jener Seite, bleib aber taub, sobald mich die Immernochnazis zu bequatschen versuchten.“⁵⁴⁵ Auf engstem Raum erlebt er den wiederaufgelegten Streit zwischen Kommunisten, Nazis und Sozialdemokraten, der die Weimarer Republik 1933 in die Knie gezwungen hatte. Solche Momente der Parteinahme in der Art flüchtiger Gedankenspiele, die mehr Geistesübung als politische Überzeugung waren, wiederholten sich einige Jahre später, im Sommer 1952. Den

⁵³⁷ Ebd., 341; vgl. Jürgs, *Bürger Grass*, 64.

⁵³⁸ Grass, *Beim Häuten*, 257.

⁵³⁹ Ebd., 341.

⁵⁴⁰ Ebd., 341.

⁵⁴¹ Für die erste Annäherung zwischen Intellektuellen und Sozialdemokraten vgl. Kap. I, 94f.

⁵⁴² Grass, *Beim Häuten*, 341.

⁵⁴³ Vgl. ebd., 257.

⁵⁴⁴ Ebd., 256.

⁵⁴⁵ Ebd., 258. Zwar war hier die „politische Verkapselung“ erstmalig „rissig“ geworden, wie es Grass selbst nannte, doch von einem erwachten politischen Bewusstsein, wie es Michael Jürgs dem damals noch 19jährigen Grass attestierte, konnte bei weitem noch nicht die Rede sein. Vgl. Ebd., 257; Jürgs, *Bürger Grass*, 63.

Unpolitischen, der bei der ersten Bundestagswahl von seinem Wahlrecht keinen Gebrauch gemacht hatte, zog es jetzt als Tourist und Inspiration suchenden Künstler erstmals in die französische Hauptstadt. Dort begann er, „wenn auch nur nebenläufig und wie unter der Hand, parteiische Entscheidungen zu erproben, also im Verlauf von Bistroggesprächen [...] eigene Standpunkte zu markieren. Langsam wurden mir politische Machtverhältnisse meßbar. Ich mischte mich ein, stritt notfalls mit mir“.⁵⁴⁶ Doch auch diese Positionskämpfe sollten unverbindlich bleiben und sich nicht in einer konkreten Präferenz parteipolitischer Natur niederschlagen. Wie schon zuvor der Stollen des Kalibergwerks blieb Paris vorerst nur Versuchsfeld.

Stattdessen war Grass weiter „[g]anz und gar auf die eigene Existenz und entsprechend existentielle Frage fixiert“.⁵⁴⁷ „[W]er wollte ich sein?“⁵⁴⁸ Genauer: Was für ein Künstler wollte er sein? Von diesem Selbstfindungsprozess zeugte dann auch die in den Folgejahren entstandene Lyrik, welche in erster Linie experimentell anmutete. Sichtlich bemüht, seine eigene Stimme als Schriftsteller und die entsprechenden Mittel der Sprache für sich zu entdecken, scheinen Grass' Gedichte oftmals verspielt, d. h. mehr mit Form und Sprachlichem beschäftigt als mit konkret Thematischem. Inhaltliche Schwerpunkte jedenfalls lassen sich nur bedingt festmachen. Vorerst finden weder die gegenwärtige politische Situation noch die dunkle Vergangenheit namens Auschwitz Eingang in seine Texte. Mit Versen wie

Ein Vogel prahlt
im Gebälk seines Baumes.
Langsam schlendert
Das Wasser nach Hause.
Viele gehn mit
Und drehn sich oft um⁵⁴⁹

⁵⁴⁶ Grass, *Beim Häuten*, 380.

⁵⁴⁷ Ebd., 340f.

⁵⁴⁸ Ebd., 381.

⁵⁴⁹ Grass, *WA 1*, 432.

ironisierte Grass 1953 in einer Studentenzeitschrift „den weltfrommen Gebärdenton der zeitgenössischen Naturlyrik“.⁵⁵⁰ Für ernstere Wort- und Themenkataloge scheint Grass noch nicht bereit. „Der lyrische Vers erlaubt kein Ausweichen. Er schließt das Autobiographische ein, er nimmt den jeweiligen Zustand des Autors wahr, denn wenn der sich nicht mitteilt, stimmt der Vers nicht, kommt er nicht zustande.“⁵⁵¹ Noch war der Zustand des Autors als ‚unpolitisch‘, seine Haltung zum Schreiben als experimentierfreudig zu bezeichnen. Handfesten politischen Stoff, wie er ihn mit dem Arbeiteraufstand vom 17. Juni 1953 fand, konnte oder wollte er noch nicht in seine Texte einfließen lassen. Die sowjetischen T-34 Panzer hatte er vom Potsdamer Platz aus rollen sehen. Darüber schreiben konnte er aber erst viel später. Erst 1966 sollte er seine Eindrücke aus dem Jahr 1953 im Stück *Die Plebejer proben den Aufstand* verarbeiten.

Das Gespür für und die Haltung gegen den zeitgenössischen Eskapismus der Deutschen aber hatten sich bereits eingestellt, ebenso wie das bis dahin lediglich unterschwellige Gefühl der Sorge um die geschenkte Demokratie. „Als gebranntem Kind reichte es mir, mehr aus Instinkt als mit Argumenten, gegen den ersten Bundeskanzler Konrad Adenauer, gegen den neureichen Mumpitz des beginnenden Wirtschaftswunders, gegen die christlich verheuchelte Restauration, natürlich gegen die Wiederbewaffnung, selbstverständlich gegen Adenauers Staatssekretär Globke, seinen Stasispezialisten Gehlen und weitere Schweinereien des rheinischen Großpolitikers zu sein.“⁵⁵² Was Intuition, d. h. „Gefühl“ statt Gewissheit war, suchte den Verbündeten im expressionistischen Gedicht. Entsprechend dominierte in den frühen 50er Jahren Grass’ Gefallen am Sprachexperiment und am assoziativen Bilderspiel sowie der Hang zum Grotesken und Absurden.⁵⁵³ Im *Säulenheiligen*, einem 1952 geschriebenen Poem, übt sich das Ich im Tone des frühen 20. Jahrhunderts, wenn es mitteilt:

Auch zeige ich Amulette gegen den Schnupfen

⁵⁵⁰ Zimmermann, *Günter Grass*, 13.

⁵⁵¹ Zitiert nach Jürgs, *Bürger Grass*, 80.

⁵⁵² Grass, „Schreiben nach Auschwitz“, 69f.

⁵⁵³ Grass, *Beim Häuten*, 340.

Und schlage euch Nägel in die Köpfe,
Damit euch die Hüte nicht wegfliegen.⁵⁵⁴

Angelehnt an das für den Expressionismus richtungsweisende Gedicht *Weltende* (1911) von Jakob von Hoddis („Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut / [...] / Die meisten Menschen haben einen Schnupfen“) hallt hier nur drei Jahre nach der Gründung der Bundesrepublik mit trotzigem Tönen des Ichs versehen der bedrückende Klang der Jahre vor dem I. Weltkrieg wider. Neben Vergangenen findet hier aber auch Zukünftiges seinen Platz. Vorboten eines Oskar Matzerath grüßen uns aus Zeilen wie

Ich bin der Zwerg, der die Röcke der alten Weiber zählt
[...]
Ich habe einen Buckel aus Zucker.⁵⁵⁵

1955 findet die weiterhin lediglich instinktive Ablehnung des westdeutschen Zeitgeistes in *Lilien aus Schlaf* mithilfe von verschleierte poetischen Andeutungen und Assoziationen ihren Ausdruck. Die Eröffnungsverse

Zwischen den Lilien aus Schlaf
Müht sich des Wachenden Schritt

erinnern an die später von Alexander und Margarete Mitscherlich diagnostizierte Kraftlosigkeit der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, ihren Immobilismus, wenn es um Fragen sozialer Gestaltung und Partizipation, d. h. die „Bewältigung der Gegenwart“ in der jungen Bundesrepublik ging.⁵⁵⁶ Als Blumen der Geburt halten die Lilien hier den Platz des gerade frisch gegründeten Staates, in dessen Mitte das Ich mühsam versucht, einem schläfrigen Volk beizukommen. Doch wie lässt sich dies anstellen?

Wüßt er die Zahl nur
Das findige Wort

⁵⁵⁴ Grass, *WA 1*, 431.

⁵⁵⁵ Grass, *WA 1*, 431.

⁵⁵⁶ Mitscherlich/Mitscherlich, *Die Unfähigkeit*, 23, 26. Für den politischen Immobilismus der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg vgl. Kap. II, 110f.

Könnt er der Wolke
Den Regen befehlen.
Trockenes Horn.⁵⁵⁷

Sofort entsinnen wir uns der *Blechtrommel* und ihres Zwiebelkellers, an die „Schleusen“, die bei den apathischen Gästen mithilfe der kleingehackten Knollengewächse geöffnet wurden.⁵⁵⁸ Mitte der 50er ist Grass da aber mit seinem lyrischen Assoziationsspiel noch nicht angelangt. Das „findige Wort“ von der Zwiebel, welche ihrem Käufer Tränen befehlen wird, und „die Zahl“ – d. h. ihr Preis, „zwölf Mark“ –, wollten dem Schriftsteller noch nicht aufs Papier kommen. Und so blieb der Regen zwangsläufig aus, das „Horn“ vorerst trocken und die Bundesbürger weiter schläfrig und sowohl von Gegenwart als auch Vergangenheit unberührt. Für seine *Lilien* aber sollte der Autor den dritten Platz des vom Süddeutschen Rundfunk ausgerufenen Literaturpreises sowie das anerkennende Lob des Intendanten Fritz Eberhard erhalten, dem ebenfalls in seinen Bemerkungen zu dem Gedicht der intuitive Charakter aufgefallen war. Alles sei hierbei verschlüsselt und scheine dem „Unterbewußtsein“ entnommen.⁵⁵⁹

Im 1956 veröffentlichten Gedichtband *Die Vorzüge der Windhühner* finden sich dann in vereinzelten Passagen zum ersten Mal Spuren einer allgemeinen Todes- und Kriegsthematik, wobei Grass auch, kaum vernehmbar, den Holocaust zu streifen scheint. *Drei Vater Unser* heißt einer dieser Texte, dessen erste Strophe kaum etwas zusammenzuhalten scheint, wenn man einmal von den gleichlangen Versen am Anfang und am Ende absieht.

Gewalt, wer verbog die Sicherheitsnadel,
Wer stieß den Kohl vor den Kopf.
Kommen einfach her,
zersingen die Gläser
und wollen noch Beifall.
Mars, böse Metzger bestimmen die Preise.⁵⁶⁰

⁵⁵⁷ Grass, *WA 1*, 433.

⁵⁵⁸ Grass, *WA 3*, 693.

⁵⁵⁹ Zitiert nach Zimmermann, *Günter Grass*, 17.

⁵⁶⁰ Grass, *WA 1*, 43.

Erkennbar hingegen sind erneut bildliche Vorboten des *Blechtrummel*-Stoffes, der sich bereits im Autor angestaut hat. Die Sicherheitsnadel wird später zum Parteanstecker, der dem vermeintlichen Vater Alfred Matzerath fatal im Halse stecken bleibt. Auch werden hier schon Gläser zersungen, ein Talent, das sich zu Oskars Waffe gegen die Erwachsenenwelt entwickelt.

Komm, wir spielen Kain und Abel.
Jeder hat doch etwas Hartes, Einmaliges in der Tasche,
das genau an den Hinterkopf eines stotternden Bengels paßt,
der Abel heißt und bei der Infanterie dient.
Wer oben liegt, hat gewonnen,
und im Bett, wer gewinnt da?⁵⁶¹

Eingebettet in Wortfelder der christlichen Mythologie und des Militärs tritt das Motiv des Mordes erstmals bloss hervor, ohne dass dabei ein Gedicht über den Krieg entsteht. Weiter dominiert das Sprachexperiment, dessen Assoziationskraft den Leser zu sehr durch die Verse treibt, als dass es diesem möglich wäre, sich der dargebotenen Bilder anzunehmen, in ihnen zu verweilen.

Dann aber scheint Grass sich mit seinem Vierzeiler *Gasag* des dunkelsten Kapitels der deutschen Geschichte, des Völkermordes durch die Nationalsozialisten anzunehmen. Oder etwa doch nicht?

In unserer Vorstadt
Sitzt eine Kröte auf dem Gasometer.
Sie atmet ein und aus,
damit wir kochen können.⁵⁶²

In Manier eines Versteckspielenden wagt sich Grass mit lediglich einem Fuß in das Feld der Auschwitz-Lexik. Einen Fuß, d. h. eine Silbe – „Gas“ – zeigt er uns, ehe er ihn unverbindlich zurückzieht, die Silbe zum „Gasometer“ vollendet und uns in die Welt des bürgerlichen Vorstadtlebens zurückholt. So stehen die Katastrophe als Assoziation und die bundesdeutsche Wohlstandsgesellschaft in beklemmender, wengleich vielsagender Nachbarschaft Seite an Seite.

⁵⁶¹ Grass, *WA 1*, 43.

⁵⁶² Ebd., 39.

Mitsamt ihrer „Kröte“ erscheinen diese Verse wie ein entfernter Verwandter des ein Jahr zuvor von Marie Luise Kaschnitz geschriebenen *Bräutigam Froschkönig*. In diesem Poem treffen sich die Worte ‚Frosch‘ und ‚Gas‘ im Bild der Gasmasken („Rüsselmaske“) und nehmen direkten Bezug auf „zwei Weltuntergänge“. ⁵⁶³ Grass jedoch blieb zunächst weiter sprachlich und bildlich in der Deckung, ließ den Stoff noch weiter in sich köcheln. „Achtundzwanzig Jahre war ich mittlerweile alt, aber mehr oder anderes war mir vorerst nicht möglich.“ ⁵⁶⁴ Weder Düsseldorf noch West-Berlin – die Stationen, an denen er die in diesem Abschnitt besprochenen Gedichte verfasst hatte – konnten Grass den nötigen Stoß versetzen, „mehr oder anderes“ in seiner Dichtung anzugehen. ⁵⁶⁵ Für diesen nächsten Schritt würde ein distanzschaffender Perspektivwechsel nötig werden, der ab 1956 für Grass und seine Frau Anna in Form des Pariser Großstadtlebens Realität werden sollte.

„In Paris wurde ich zusehends politischer“

Im Spätsommer dieses Jahres tauschte das Paar die Spree für die Seine, West-Berlin für Paris ein. Eine Entscheidung, die insbesondere von dem Wunsch Annas ausgegangen war, in die Tanzlehre bei der berühmten Madame Nora an der Place Pigalle zu gehen. Der abermalige Standortwechsel passte aber durchaus auch zu Grass' Karriereplänen, wusste er doch noch von seinem ersten Besuch in der französischen Metropole vier Jahre zuvor, wie produktiv sich diese Umgebung auf seinen kreativen und kritischen Geist ausgewirkt hatte: „Schnell fertige Kunststücke und Versuche“, erinnerte sich Grass später an diesen ersten Besuch im Jahre 1952, aus dem unter anderem das Gedicht vom *Säulenbeiligen* hervorgegangen war. ⁵⁶⁶ Und auf die existentielle Frage,

⁵⁶³ „Wie häßlich ist / Dein Bräutigam / Jungfrau Leben / Eine Rüsselmaske sein Antlitz / Eine Patronentasche sein Gürtel / Ein Flammenwerfer / Seine Hand / Dein Bräutigam Froschkönig / Fährt mit Dir“. Kaschnitz, *Neue Gedichte*, 55.

⁵⁶⁴ Grass, „Schreiben nach Auschwitz“, 77. Viele Jahre nach dem Verfassen dieses Gedichtes fragt Grass in seiner Frankfurter Poetik-Vorlesung, ob man ein Gedicht wie *Gasag* nach Auschwitz überhaupt habe schreiben dürfen.

⁵⁶⁵ In Düsseldorf blieb Grass bis Anfang 1953, ehe er sich mit dem Interzonenzug nach West-Berlin für sein Kunststudium bei Karl Hartung aufmachte. Dieses schloss er 1956 erfolgreich ab, womit auch der Aufenthalt in Berlin zu einem Ende kam.

⁵⁶⁶ Grass, *Beim Häuten*, 381.

wer er als Künstler sein wollte, würde er in Paris endlich Antworten finden. Hier sollte der Lyriker, Zeichner, Bildhauer und Bühnendichter schließlich seine größte Begabung zur Entfaltung bringen und zum Romancier von Weltruhm avancieren. In Paris würde er den „Säulenheiligen“, diesen buckligen Vorboten Oskars nun vollenden und ihn in seine wahre literarische Umgebung, den Roman, überführen. Doch Paris war nicht nur Ausgangspunkt zum literarischen Erfolg, wie es die meisten biographischen Arbeiten zu Grass suggerieren. Damit griffe eine Bewertung dieses Aufenthaltes zu kurz und würde das, was folgen sollte, nicht ausreichend vorbereiten. Denn ohne die Zeit in Paris fiel es schwer, den politischen Menschen Grass ab den 1960er Jahren zu erklären. Was West-Berlin als geografischer Brennpunkt des Kalten Krieges im jungen Künstler nicht wahrufen konnte, sollte knapp 900 Kilometer weiter westlich Teil des Menschen Grass werden. Hier erfolgte die Schärfung seines gesellschaftskritischen Blicks, während gleichzeitig sein Interesse an politischen Zusammenhängen wuchs. Von jenen Jahren muss daher (und das nicht nur in chronologischer Hinsicht) als die unmittelbare Vorstufe zu Grass' Schritt aufs politische Parkett gesprochen werden. Entsprechend hieß es im autobiographischen Rückblick 2006 über seine Zeit in der französischen Hauptstadt: „In Paris wurde ich zusehends politischer.“⁵⁶⁷

Was Gottfried Benn bereits beim ersten Blick auf Grass' Gedichte geahnt hatte, sollte jener nun im Heizungskeller der Avenue d'Italie 111 selbst realisieren. Aus dem Lyriker mit Talent sollte im Laufe der nächsten Jahre ein noch viel talentierterer Romancier werden. Paris als Katalysator einer Schriftstellerkarriere? „So wirkt, was biographischer Zufall scheint, wie einer der ideengeschichtlichen Koinzidenzpunkte, in denen die Befindlichkeit eines Autors mit einem kulturellen Umfeld zusammentrifft, in dem die erneuernde Deutungs- und Transformationsarbeit einer konkret erlebten historischen Erfahrung in einer europäischen Denk- und Dichtungstradition gelingt.“⁵⁶⁸ Immer wieder führt Grass im Nachhinein die Namen Paul Celan –

⁵⁶⁷ Ebd., 479.

⁵⁶⁸ George, „Günter Grass“, 298.

„den schwierigen Freund“ – und Walter Höllerer als wichtige Förderer in den Pariser Jahren an. Ersterer machte ihn mit Größen der französischen Literaturgeschichte vertraut; darunter auch Rabelais. Durch Paul Celan, zu dem er in Paris den meisten Kontakt pflegte, „habe ich französische Symbolisten und ‚Là-bas‘ gelesen, natürlich in deutscher Übersetzung. Das war für mich eine wichtige Einführung in Dinge, die es im neunzehnten Jahrhundert gegeben hat und die verstellt waren, weil wir immer davon ausgehen, das neunzehnte Jahrhundert, besonders die zweite Hälfte, ist der Beginn der realistischen Literatur. Was da alles parallel oder dazwischen lief ...“⁵⁶⁹ Ein „großer, ein selbstloser Anreger“ sei Celan gewesen, der „ermuntern und stützend“ und nicht zuletzt „mit großem Vergnügen und Interesse“ bei diesem „ersten Roman geholfen“ habe.⁵⁷⁰ Nie sei seine Hilfe direkt gekommen. Sie „verschenkte sich in Nebensätzen, etwa auf Spaziergängen in Parkanlagen.“⁵⁷¹ Er war es gewesen, der ihm den Mut gegeben habe, „fiktive Gestalten wie Fajngold, Sigismund Markus und Eddi Amsel, keine edlen, sondern gewöhnliche und exzentrische Juden in meine kleinbürgerliche Romanwelt zu fügen.“⁵⁷² Celans Mitwirken an den *Blechtrommel*-Manuskripten ging dabei sogar so weit, dass die allzeit ermittelnde Literaturwissenschaft vier Jahrzehnte später Einflüsse der *Todesfuge* wahrzunehmen glaubte.⁵⁷³ Durch ihn fand sich Grass stets ermutigt „nach Rückfällen dennoch weiterzumachen“.⁵⁷⁴ Er verdanke Paul Celan viel, zeigt sich Grass auch noch drei Jahrzehnte später seinem Förderer verbunden: „Anregung, Widerspruch, den Begriff der Einsamkeit“.⁵⁷⁵ Doch Celans Einfluss hatte auch über die *Blechtrommel* hinaus auf das Schreiben und Denken des aufstrebenden Autors gewirkt und schlug sich in der Folge im Gesamtwerk des Schriftstellers nieder. Es war dieser schwierige Freund, „der eher als ich begriff, daß es mit dem ersten Buch und seinen siebenhundertdreißig galoppierenden Seiten nicht getan sein könne, daß vielmehr der profanen

⁵⁶⁹ Grass, „Der Autor“, 275.

⁵⁷⁰ Ebd.

⁵⁷¹ Grass, „Schreiben nach Auschwitz“, 83.

⁵⁷² Ebd., 82.

⁵⁷³ Grass, „Der Autor“, 276.

⁵⁷⁴ Grass, „Schreiben nach Auschwitz“, 82.

⁵⁷⁵ Ebd., 83.

epischen Zwiebel Haut nach Haut abgezogen werden müsse, und daß ich von solchem Unterfangen nicht Urlaub nehmen dürfe.“⁵⁷⁶ Oder mit anderen Worten: Celan brachte ihm „die Erkenntnis, daß Auschwitz kein Ende hat.“⁵⁷⁷

Walter Höllerer, der zweite wichtige Kontakt während des *Blechtrommel*-Projektes, liest ebenfalls mit am entstehenden Manuskript. Er beschafft dem Schreibenden all das aus Deutschland, was diesem von Celan an Literarischem angeraten wird.⁵⁷⁸ Darüber hinaus ist er Grass' mittelbarer Mäzen, verhilft er ihm doch regelmäßig zu Publikationen, deren Honorare wiederum das Leben in Paris zu finanzieren helfen.⁵⁷⁹ So platziert er in jenen Jahren zahlreiche Gedichte und Auftragsarbeiten in der von ihm gegründeten und vom Hanser-Verlag aufgelegten Literaturzeitschrift *Akzente*. Sowohl Celan als auch Höllerer sind, jeder auf seine Art, treibende Kräfte hinter dem Schaffen, das schließlich zu Weltliteratur werden sollte. Gleichzeitig stehen ihre Namen jedoch auch für die Isolation des Autors von der Stadt und der französischen Kultur als solcher. „Meine Pariser Jahre waren, mitten in einer Großstadt, *splendid isolation* [...]. Der Kontakt mit Franzosen war nicht sehr groß; man traf sich vor allem mit Ausländern, die auch in Paris lebten und eine ähnliche Erfahrung machten.“⁵⁸⁰ Hinzu kam, dass das Geld häufig kaum reichte, über die Grenzen „des dreizehnten Arrondissements“ hinaus zu gelangen oder an jenen Orten zu verkehren, wo „sich die wirklichen Existentialisten“ trafen.⁵⁸¹ Somit beschränkte sich der Kontakt zur Lokalbevölkerung zumeist auf Obst- und Gemüsehändler sowie auf Bekanntschaften aus umliegenden Cafés, die sich nicht an den, nach Grass' Aussage, abscheulichen Französischkennntnissen des jungen Deutschen stießen.⁵⁸² Vom spezifischen „kulturellen Umfeld“ Paris als Katalysator für das Schreiben der *Blechtrommel* zu sprechen, ist daher nur bedingt richtig. Nicht zuletzt auch deshalb, weil sich hier etwas wortgewaltig seinen

⁵⁷⁶ Ebd., 82.

⁵⁷⁷ Ebd., 83.

⁵⁷⁸ Neuhaus, *Günter Grass*, 149.

⁵⁷⁹ Eine Einnahmequelle, die umso wichtiger wurde, als Grass und seine Frau Anna 1957 mit den Zwillingen Franz und Raoul Familienzuwachs erhielten.

⁵⁸⁰ Grass, „Der Autor“, 274.

⁵⁸¹ Grass, *Beim Häuten*, 475; Jürgs, *Bürger Grass*, 117.

⁵⁸² Mannoni, *Günter Grass*, 100; Grass, *Beim Häuten*, 475.

Weg aufs Papier bahnte, was sich zuvor schon über einen längeren Zeitraum im Künstler angestaut und bereits in vorherigen Arbeiten thematisch, sprachlich und bildlich in Spuren abgezeichnet hatte. Der Stoff sei bereits da gewesen und habe auf „Umsatz“ gewartet. Lediglich „Angst vor seinen Ausmaßen und der Zustand lässiger Zerstreutheit hinderten mich vorerst, die große Anstrengung zu machen.“⁵⁸³ Dennoch ließe sich in einem anderen Zusammenhang von Paris als Quelle der Produktivität sowie als Katalysator des kritischen Bewusstseins sprechen, nämlich im Auerbach’schen Sinne. So heißt es in *Philologie der Weltliteratur*: „Jedenfalls ist unsere philologische Heimat die Erde; die Nation kann es nicht mehr sein. Gewiß ist noch immer das Kostbarste und Unentbehrlichste, was der Philologe erlebt, Sprache und Bildung seiner Nation; doch erst in der Trennung, in der Überwindung wird es wirksam.“⁵⁸⁴ Von Berufswegen selber Philologe hatte Erich Auerbach sein Hauptwerk *Mimesis*, wie er im Epilog erklärt, einer geographischen Konstellation zu verdanken. Die Untersuchung hatte er während des Zweiten Weltkriegs in Istanbul geschrieben. „Hier gibt es keine für europäische Studien gut ausgestattete Bibliothek; die internationalen Verbindungen stockten; so daß ich auf fast alle Zeitschriften, auf die meisten neueren Untersuchungen, ja zuweilen selbst auf eine zuverlässige kritische Ausgabe meiner Texte verzichten mußte. Es ist daher möglich und sogar wahrscheinlich, daß mir manches entgangen ist, was ich hätte berücksichtigen müssen, und daß ich zuweilen etwas behauptete, was durch neuere Forschung widerlegt oder modifiziert worden ist. [...] Es ist übrigens sehr möglich, daß das Buch sein Zustandekommen eben dem Fehlen einer großen Fachbibliothek verdankt; hätte ich versuchen können, mich über alles zu informieren, was über so viele Gegenstände gearbeitet worden ist, so wäre ich vielleicht nicht mehr zum Schreiben gekommen.“⁵⁸⁵ Als Sohn jüdischer Eltern hatte Auerbach 1935 seinen Lehrstuhl an der Universität Marburg verloren und war zusammen mit seiner Familie in die Türkei immigriert, wo er ab 1936 in Istanbul seine Arbeit an der Universität wieder aufnahm. Die These vom produktiven Exil hat Edward Said später

⁵⁸³ Grass, „Rückblick“, 104.

⁵⁸⁴ Auerbach, „Philologie“, 49.

⁵⁸⁵ Auerbach, *Mimesis*, 518.

dann zum Zentrum seiner Argumentation für das „kritische Bewusstsein“ („critical consciousness“) des „secular critic“ gemacht.⁵⁸⁶ Erst durch die vom Exil aufgezwungene Distanz zur westlichen Kultur war es Auerbach möglich geworden, über dieselbe zu schreiben. Ähnliches ließe sich, selbstverständlich mit Abstrichen, über Grass' Arbeit in Paris annehmen, auch wenn dessen Aufenthalt in der französischen Metropole ihn nicht in derselben Weise von seinen kulturellen Wurzeln distanzierte wie das türkische Exil Auerbach. Hinzu kommt, dass Grass den westdeutschen Staat aus freien Stücken verlassen hatte.⁵⁸⁷ Versteht man *Die Blechtrommel* jedoch als eine literarische Form der Kulturkritik an der Bundesrepublik – und allein das *Zwiebelkeller*-Kapitel legt solch eine Lesart nahe⁵⁸⁸ – dann bleibt die Feststellung, dass dem Autor im Sinne der Said'schen „critical consciousness“ nicht zufällig in Paris mit der *Blechtrommel* der kritische Zugriff auf die westdeutsche Vergessenskultur gelungen war, von der er sich selbst zu isolieren entschieden hatte und die in seinem Buch zum Gegenstand seiner literarischen Analyse wurde. Aamir R. Mufti schrieb über Saids Interpretation von Auerbachs Exil: „Said's point, I think, is rather that *the relevance of this location, or, more precisely, this dislocation*, lies in the light it throws on the relationship between the critical consciousness and its object of study—Western Literature.“⁵⁸⁹ Im Falle von Grass wäre es nicht die Kulturstätte Paris, sondern Paris in seiner Eigenschaft als ein Nicht-Deutschland, dem *Die Blechtrommel* seine Existenz zu verdanken hat.⁵⁹⁰

In Paris setzte sich der bereits an früherer Stelle beschriebene Hunger des jungen Grass auf Lesbares fort. Als etablierter Schriftsteller von Weltruhm sollte er sich später wiederholt dieser intensiven Phase der zumeist unsystematischen Lektüre erinnern, schrieb er ihr doch mit Blick auf seinen eigenen Bildungsprozess nach der Zeit als höriger Hitlerjunge sowie nach seiner Mitgliedschaft in der Waffen-SS eine gewichtige Rolle zu. Grass, der seine Schulausbildung

⁵⁸⁶ Vgl. Said, *The World*, 2ff.

⁵⁸⁷ Grass war zudem jederzeit in der Lage nach Deutschland zurückzukehren; eine Option von der er in den knapp 4 Jahren wiederholt Gebrauch machte.

⁵⁸⁸ Für eine genauere Lektüre des *Zwiebelkeller*-Kapitels vgl. die Hinführung der vorliegenden Arbeit, 21ff; 38ff.

⁵⁸⁹ Mufti, „Auerbach“, 102. Hervorgehoben vom Verfasser.

⁵⁹⁰ Bei Said heißt es über Auerbachs Mimesis entsprechend: „In other words, the book owed its existence to the very fact of Oriental, non-Occidental exile and homelessness.“ Said, *The World*, 8.

wegen des Krieges nie zu Ende gebracht hatte, fand sich mit seinem schier unersättlichen Kulturhunger in bester Gesellschaft. Die junge Generation strömte nach dem Krieg in die zumeist unzureichend ausgestatteten Bildungseinrichtungen und verschlang Werk um Werk. (Philosophische) Literatur war vor allem in den Jahren unmittelbar nach Kriegsende Rückzugswelt vor den Ungewissheiten der Zukunft. Man diskutierte angestrengt, doch unverbindlich.⁵⁹¹ Jene Jahre, die Größen wie Arendt, Adorno oder Jaspers an die deutsche Innerlichkeit des 19. Jahrhunderts erinnerten, waren für Grass intellektuell von unersetzbarem Wert. Dessen war sich der junge Schriftsteller bereits in Paris bewusst, weshalb er den selbsterfahrenen Kulturhunger seiner Generation auch literarisch in seiner *Blechtrommel* verarbeitete. Er machte ihn zum Teil von Oskars Biographie: „In jenen Jahren [...] bildete ich mich nahezu kostenlos im Kreis von tausend Nachhol- und Bildungsbeflissenen, belegte Kurse in der Volkshochschule, wurde Stammgast im British Center [...]. Ich weiß nicht mehr, was ich las. Auf der Toilette las ich. Beim stundenlangen Anstehen nach Theaterkarten, eingeklemmt zwischen lesenden jungen Mädchen mit Mozartöpfen, las ich. Ich las, während Kurtchen Feuersteine verkaufte, las, während ich Kunsthonig einpackte. Und wenn Stromsperre war, las ich zwischen Talgkerzen“.⁵⁹² Es war keine Bildung im akademischen Sinne, die Grass in jenen Jahren suchte. Vielmehr las er, „um sich kundig zu machen, um sich fortzubilden, um sich Wissen anzueignen, um Erkenntnisse zu gewinnen.“⁵⁹³ Zu seinen Lehrern in Paris zählte neben Paul Celan auch François Bondy, ein in Deutschland geborener Schweizer, dessen intellektuelle Ausbildung vor allem in Frankreich stattgefunden hatte. Saßen diese beiden zusammen, ging es „um Kultur und Politik“ und die damit verbundenen „großen Namen“.⁵⁹⁴ Bondy war es auch, dem es gelang, Grass’ Verlangen nach Lesbarem durch gezielte Literaturempfehlungen zum Teil zu steuern. Wenn Grass später von ihm sprach, so fiel beispielsweise oft im selben Atemzug George Orwells Name und dessen Band *Mein Katalonien*, ein Text, auf den Bondy ihn

⁵⁹¹ Für den Rückzug deutscher Studenten in die Welt der Philosophie vgl. Kap. II, 134ff.

⁵⁹² Grass, *WA* 3, 570f

⁵⁹³ Jürgs, *Bürger Grass*, 118.

⁵⁹⁴ Grass, *WA* 16, 418.

aufmerksam gemacht hatte und der für Grass' Ästhetisierung von Willy Brandt – wie hier später noch zu zeigen sein wird – eine wichtige Rolle spielte.

Doch noch bedeutsamer als die Orwell-Lektüre muss für Grass in den Pariser Jahren die Begegnung mit Czesław Miłosz gewesen sein. Auch hier war Bondy der Vermittler, indem er das erste Treffen der beiden arrangierte. Dass er zwei spätere Literaturnobelpreisträger miteinander bekanntmachte, konnte er nicht ahnen. Miłosz hatte den Zweiten Weltkrieg in Warschau zugebracht und somit die Besatzung durch die Nazis sowie die Deportationen aus nächster Nähe miterlebt. Nach dem Krieg war der Schriftsteller zum Diplomaten der Volksrepublik Polen geworden, die er zunächst in den Vereinigten Staaten und später dann in Frankreich vertrat. Mit dem wachsenden Druck Stalins auf Polen, die politische Linie Moskaus zu übernehmen, reifte in Miłosz jedoch bald der Entschluss, aus seiner privilegierten Position als Diplomat einen Vorteil zu ziehen. 1951 sollte er in Frankreich um Asyl bitten, wo er dann jenes theoretische Werk schrieb, welches für Grass, wie dieser später erklärte, zu einer „recht heilsamen Lektion“ werden sollte.⁵⁹⁵ 1953 zunächst in den USA und Frankreich erschienen, war *Verführtes Denken* noch im selben Jahr in Deutschland erhältlich. Dieses Buch war es auch, wie Grass seinem Biografen Michael Jürgs später berichtete, welches im Zentrum des Gesprächs zwischen dem jungen Deutschen und Miłosz stand.⁵⁹⁶ Entsprechend dürfte sich der Dialog um die von Miłosz beschriebenen Folgen für den Schriftsteller gedreht haben, die ein solcher zu spüren bekam, wann immer er sein künstlerisches Schaffen und damit sein Denken an politischen Doktrinen ausrichtete. Als einen Prozess, als eine medizinische Transformation hatte der Pole diese Konsequenzen in seinem Buch beschrieben, bei der dem Schriftsteller die Rolle des Patienten zukommt. Akribisch genau breitet Miłosz in *Verführtes Denken* mithilfe dreier anonymer Schriftsteller-Biographien den sukzessiven mentalen Wandel seiner polnischen Kollegen aus: vom autonomen Künstler hin zum unfreien Schreibinstrument des sowjetischen Regimes. Wer

⁵⁹⁵ Zitiert nach Mayer-Ischwandy, *Günter Grass*, 53.

⁵⁹⁶ Vgl. Jürgs, *Bürger Grass*, 118.

die volle „Dosis“ geschluckt, d. h. sich der kommunistischen Doktrin vollends unterworfen hatte, der durchlebte „schmerzreiche Tage. Seine Nerven sind so zerrüttet, daß er manchmal richtig krank wird. Er weiß, es gilt Abschied von seinem früheren Selbst zu nehmen, alle früheren Bindungen zu zerreißen, liebgewordene Gewohnheiten preiszugeben. Dem Schriftsteller zittert die Feder in der Hand; die ganze Welt erscheint ihm schwarz und ohne Hoffnungsstrahl. Bis jetzt hat er erst einen minimalen Tribut gezahlt, indem er die Mißstände des Kapitalismus darstellte. Doch den Kapitalismus zu kritisieren ist nicht schwer, man kann das mit der ehrlichsten Überzeugung tun; bieten doch die Gestalten der Börsenjobber, der Junker, der verlogenen Künstler, der kriegslüsternen Nationalistenführer dankbaren Stoff für Satire und Sarkasmus. Nun aber muß er mit der Zustimmung anfangen – der offiziellen Terminologie entsprechend ist es der Übergang vom kritischen Realismus zum sozialistischen Realismus, eine Wandlung, die sich in den Volksdemokratien etwa um das Jahr 1950 vollzogen hat. Einige seiner Kollegen haben die Operation schon hinter sich. Sie schauen ihn von der Seite an und wiegen voller Mitgefühl die Köpfe. Sie haben es alle durchgemacht, die einen heftiger, die anderen gelinder, sie kennen den Verlauf und das Ergebnis. ‚Ich habe es hinter mir‘, sagen sie gelassen. ‚Z. kämpft noch, er sitzt den ganzen Tag daheim in einer dunklen Ecke auf einem Koffer, die Hände vors Gesicht geschlagen.“⁵⁹⁷ Die hier beschriebene Erfahrung vom „Anderswerden des Menschen unter völlig neuen Bedingungen“⁵⁹⁸ – wie es Karl Jaspers im Vorwort zur deutschen Ausgabe formulierte – muss dem einst verführten Danziger Jungen mehr als vertraut geklungen haben; ebenso die von Miłosz genannten Symptome wie Schuldgefühle und Gespaltenheit als Teil eines Abschieds vom früheren Selbst. Gefühle, die Grass selbst nur zu gut kannte. Er hatte sie jedoch im genau umgekehrten Entwicklungsverlauf erfahren. Nach Kriegsende hatte er sich westlich vom Eisernen Vorhang wiedergefunden, womit es ihm vergönnt war, vom Hitlerjungen zum freien Denker zu reifen, der nun, in den Tagen der ersten Begegnung mit Czesław Miłosz, dabei war,

⁵⁹⁷ Miłosz, *Verführtes Denken*, 29.

⁵⁹⁸ Jaspers, „Vorwort“, 7.

mit seiner *Blechtrommel* eine kritische Analyse der bundesdeutschen Gesellschaft zu Papier zu bringen. Grass, der das eigene Überleben des Krieges stets als blanken Zufall begriffen hatte, war auch durch blanken Zufall historischer Entwicklungen von totalitären Ideologien stalinistischer Prägung verschont geblieben. „[...] Schwein gehabt mit der Gefangenschaft“ heißt es dazu in dem 1958 in Paris entstandenen Stück *Zweiunddreißig Zähne*, einer Farce in fünf Akten.⁵⁹⁹ Bereits in diesem frühen Werk, das parallel zur *Blechtrommel* entstand, findet sich das Motiv des Gespaltenseins. Friböse, der Protagonist dieses Stückes, findet sich in regelmäßiger Gesellschaft des Doubles, seinem nur ihm sichtbaren Doppelgänger, mit dem er seine eigenen inneren Konflikte vor dem Zuschauer austrägt. Bereits die bevorzugte Lektüre der beiden Friböses lässt den antagonistischen Charakter dieser Person klar erkennen. Während der Protagonist sich in die Texte des Pädagogen und Sozialreformers Johann Heinrich Pestalozzi vertieft, favorisiert das andere Ich die weniger herausfordernden Kriminalromane Arthur Conan Doyles über den Meisterdetektiv Sherlock Holmes. Diese Gegensätze lassen sich unterschiedlich auslegen: Trifft hier Bildungswelt auf Entspannungs- bzw. Fluchtwelt? Oder steht hier gesellschaftsverbessernde Theorie dem rationalen Tatenmenschen gegenüber?⁶⁰⁰ Wofür man sich als Leser auch entscheiden mag: Grass kreierte hier bewusst durch die Wahl der Lektüren ein inneres Spannungsverhältnis, dem auf biografischer Ebene das zuvor beschriebene Gefühl der inneren Spaltung des Autors nach dem Krieg entspricht. Der Konflikt zwischen den zwei Seelen, die da in einer Brust wohnen, entlädt sich schließlich in purer Gewalt: Friböse gegen Friböse. Dem Drängen des Doubles, sich vom suspekten Freund Purucker loszusagen, mit dem der Protagonist eine nebulöse dunkle Vergangenheit teilt, antwortet er wiederholt mit Versuchen, das andere Ich zu beseitigen. Auch in der *Blechtrommel* greift Grass auf das Konzept entgegengesetzter

⁵⁹⁹ Grass, *WA* 2, 255.

⁶⁰⁰ Dieter Stolz bietet eine weitere Lesart an, die die Sherlock Holmes-Lektüre weitaus düsterer sieht: „Während sich die Verkörperung der schöngeistig-idealistischen Lehrnatur in erster Linie mit der ‚hohen‘ Literatur im Umfeld des neuhumanistischen Pädagogen der Goethezeit zu beschäftigen scheint [...], verschlingt sein sinnenfrohes Konterfei, das sich primär für all das interessiert, was in den Untiefen jeden Menschen ‚hurt, lügt, stiehlt und mordet‘, unterhaltsame Kriminalromane. Dem Glauben an die Rettung der Menschheit durch die Erziehung zur Menschlichkeit steht der genußsüchtig-anarchistische Blick auf die chaotischen Weltverhältnisse und die elementaren Interessen und Gelüste der Menschheit gegenüber.“ Stolz, *Günter Grass*, 100.

Literaturwelten zurück, wenn er Oskars Alphabetisierung beschreibt. Lesen lernt dieser mithilfe zweier Werke: Goethes *Wahlverwandtschaften* sowie *Rasputin und die Frauen*. Hier trifft Weltliteratur auf kleinbürgerliche Unterhaltungswelt (– diesmal in Form von Softpornos). Im Vergleich zu Friböse stellt ein solches literarisches Spannungsverhältnis für Oskar jedoch keinen unüberbrückbaren Konflikt dar. „[A]llzubald wurde mir klar, daß auf dieser Welt jedem Rasputin ein Goethe gegenübersteht, daß Rasputin Goethe oder der Goethe einen Rasputin nach sich zieht, sogar erschafft, wenn es sein muß, um ihn hinterher verurteilen zu können.“⁶⁰¹ Bei diesem Wechselwirkungsverhältnis entscheidet sich Oskar für die Mitte. Zwischen Goethe und Rasputin liegt für ihn die zufriedenstellende Lektüre – drum montiert er sie sich selbst aus losen Seiten beider Werke. „Wenn Oskar mit seinem ungebundenen Buch auf dem Dachboden oder im Schuppen des alten Herrn Heilandt hinter Fahrradgestellen hockte und die losen Blätter der *Wahlverwandtschaften* mit einem Bündel *Rasputin* mischte, wie man Karten mischte, las er das neu entstandene Buch mit wachsendem aber gleichwohl lächelndem Erstaunen“.⁶⁰² Keines der beiden Enden dieses literarischen Spektrums vermag ihn zu binden. Eben „ungebunden“ dazwischen liegt er.

Dieses Dazwischen sollte für Grass auch in Sachen Politik zum Maßstab werden. Nachdem ihm langsam klar zu werden begann, dass er der Naziideologie aufgesessen war, und die daraus resultierenden Scham- und Schuldgefühle für den Rest seines Lebens mit sich herumschleppen würde, mied der Geläuterte politische Ideen und Programme. Hinter allem konnte die Gefahr einer Wiederholung der unmittelbaren Vergangenheit lauern. Dabei spielte es für ihn keine Rolle, aus welcher Richtung der Ruf hallte. Die Unterhaltung mit Czesław Miłosz dürfte Grass in dieser Haltung bestärkt haben, drehte sich das besprochene Buch doch eben um Menschen, die den Hitlerismus zunächst noch überlebten, um sich kurz darauf im Stalinismus des eigenen Denkens und somit der eigenen Existenz beraubt zu finden.⁶⁰³

⁶⁰¹ Grass, *WA* 3, 115.

⁶⁰² Ebd., 115.

⁶⁰³ Vgl. Miłosz, *Verführtes Denken*, 27.

In Paris gelangte diese Haltung des skeptischen „Dazwischen“ zunehmend auf bildlichem Wege in seine Werke. Das wohl bekannteste Beispiel hierfür ist das Gedicht *Askese*. Ideologien gilt Grass' Ablehnung, durch sie wurde er zu einem gebrannten Kind. „In meinen Gedichten versuche ich, durch überscharfen Realismus faßbare Gegenstände von aller Ideologie zu befreien, sie auseinanderzunehmen, wieder zusammzusetzen“, schreibt er 1958.⁶⁰⁴ Er war zu dem Urteil gelangt, dass die Welt nicht in Schwarz und Weiß fassbar ist, auch wenn sie im Kalten Krieg diesem Dualismus unterworfen war. Diese vom Zeitgeist vorgegebenen Farben „auseinanderzunehmen“ und „wieder zusammzusetzen“ bedeutete das Schaffen neuer Zwischentöne. Wer die Welt in ihrer realen Schärfe begreifen will, braucht die vielen Abstufungen des demütigen und wahrhaftigen Graus. In diesem Sinne hatte Grass „in der gesamten Zeit seines politischen Wirkens sowohl die UdSSR als auch die USA gleichermaßen abgelehnt – in beiden sah er für ihre egoistischen Zwecke jederzeit gewaltbereite Systeme: Die Sowjetunion wolle ihren diktatorischen Sozialismus notfalls mit Waffengewalt verteidigen und, wo möglich, sogar ausbreiten, während die USA jederzeit skrupellos bereit seien, ihren als ‚Freiheit‘ deklarierten Kapitalismus als Recht auf weltweiten Export ihrer Ideologie wie ihrer Wirtschaftsgüter unter gleichzeitigem globalem Einkauf der Rohstoffe zu Erpresserpreisen gewaltsam durchzusetzen.“⁶⁰⁵ Es ist dieses Grau, jener Ton dazwischen, der Grass' Denken zunehmend färbt. Es steht für eine kritische Distanz zum Schwarz-Weiß-Denken. Kurz nach seiner Rückkehr aus Paris veröffentlicht Grass eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel *Gleisdreieck*, in welcher der Aufruf zur *Askese* erfolgt. Jedem, der zu Papier und Schreibwerkzeug greift, empfiehlt er:

Du sollst mit einem spitzen Blei
Die Bräute und den Schnee schattieren,
du sollst die graue Farbe lieben,
unter bewölktem Himmel sein.⁶⁰⁶

⁶⁰⁴ Grass, *WA 1*, 23.

⁶⁰⁵ Neuhaus, *Günter Grass*; 205.

⁶⁰⁶ Grass, *WA 1*, 90.

Askese ist Grass' „indirekte Antwort“ auf Adornos Sentenz aus dem Jahr 1951, das Schreiben von Gedichten nach Auschwitz käme einem barbarischen Akt gleich.⁶⁰⁷ Allzu oft „als Verbot mißverstanden“, war es für ihn zu einem „Gebot“ geworden, das „– wenn überhaupt – nur schreibend zu widerlegen war“.⁶⁰⁸ Adornos „Gesetzestafel entlehnte ich meine Vorschrift. Und diese Vorschrift verlangte Verzicht auf reine Farbe [...]. Es galt den absoluten Größen, dem Glauben Platzverweis zu erteilen und nur noch auf Zweifel zu setzen, der alles und selbst den Regenbogen graustichig werden ließ. [...] Mit den Mitteln beschädigter Sprache sollte die erbärmliche Schönheit aller erkennbaren Graustufungen gefeiert werden. [...] Also raus aus der blaustichigen Innerlichkeit. Weg mit den sich blumig plusternden Genitivmetaphern, Verzicht auf angerillte Irgendwie-Stimmungen und den gepflegten literarischen Kammerton. Askese, das hieß Mißtrauen allem Klingklang gegenüber [...].“⁶⁰⁹ Doch für Grass ist Grau nicht nur des Schriftstellers Wahrheit verheißender Farbton, sondern auch Ausdruck jener Haltung, die das Schreiben im Speziellen, das Leben im Allgemeinen nach dem Holocaust verlangt. Gelebt wird

nur noch von Nieren, Milz und Leber,
von atemloser saurer Lunge,
vom Seich der Nieren, ungewässert,
von alter Milz und zäher Leber,
aus grauem Topf⁶¹⁰

In dieser Farbe, diesem bis zu seinem Lebensende „bestimmenden Grundwert“, begegnen sich der Schriftsteller und der politische Mensch Günter Grass.⁶¹¹ Die Sphären der Politik und der Kunst waren für ihn in Paris zusehends zusammengedrückt. Und mit Czesław Miłosz war ihm dort einer begegnet, der die Konsequenzen sowohl faschistischer als auch stalinistischer Ideologie aus nächster Nähe miterleben musste. Dessen Erfahrungen im Umgang mit totalitären Systemen

⁶⁰⁷ Grass, „Schreiben nach Auschwitz“, 73.

⁶⁰⁸ Ebd.

⁶⁰⁹ Ebd., 74.

⁶¹⁰ Grass, *WA 1*, 90.

⁶¹¹ Grass, „Schreiben nach Auschwitz“, 72.

und die Art, wie diese das Innerste im Menschen spalten, besaßen – so hat uns Grass' Autobiographie eingangs gezeigt – zahlreiche Berührungspunkte mit dem Lebensweg des deutschen Schriftstellers. *Verführtes Denken* sollte Grass dabei helfen, zu seinem Prinzip des Dazwischen zu gelangen, welches Schwarz und Weiß gegen ein Grau eintauschte. Er begriff das Buch als eine Warnung davor, sich als Künstler einer politischen Doktrin zu unterwerfen, nicht jedoch als einen Verratsvorwurf, der jegliche Politisierung des Intellektuellen verdammt. In den Sozialdemokraten, denen er bald seine Unterstützung zukommen ließ, hatte er trotz des offiziellen Partei-Rots genügend identifikationsstiftendes Grau entdeckt: „meine politische Überzeugung ist die, daß nach dem Versagen des modifizierten Kapitalismus und nach dem Versagen des Staatssozialismus kommunistischer Prägung einzig und allein die moderne Sozialdemokratie übriggeblieben ist.“⁶¹² Als Kanzler sollte Willy Brandt 1970 bei trübem Regenwetter im Warschauer Ghetto zur personifizierten politischen Mitte einer bis dahin zweigeteilten Welt werden. Anders als die übrigen politischen engagierten Autoren, schreibt der dänische Germanist und Grass-Forscher Per Øhrgaard, habe Grass nicht zunächst weit links gestanden, um sich dann später der Mitte zu nähern. „Er stand von Anfang an der Mitte nahe und ist eher mit den Jahren radikaler geworden.“⁶¹³ Diese gemäßigte politische Haltung des Schriftstellers in den 60er Jahren wird heute gern vergessen, was neben seiner Rolle als Aktivist gegen Atomkraft und Mittelstreckenraketen in den 80ern wohl nicht zuletzt auch an Grass' oft lautstarkem Vorpreschen in der Literatur und ebenso auf der politischen Bühne liegen dürfte.

Für Grass und Miłosz sollte die Unterredung von Paris nicht die letzte Begegnung gewesen sein. Das nächste Treffen auf einem P.E.N. Kongress in New York in den 80er Jahren verlief jedoch aus Sicht des Deutschen anders, als er sich das ausgemalt hatte. Als Grass dort den Versuch unternahm, sich mit dem Schriftsteller in Erinnerungen über die gemeinsame Pariser Zeit und das damals besprochene Werk zu ergehen, stellte er schnell fest, dass sein Gegenüber

⁶¹² Zitiert nach Arnold/Görtz, „Vorbemerkung“, IX.

⁶¹³ Øhrgaard, *Günter Grass*, 73f.

daran keinerlei Interesse zeigte. „Ich habe mich zu ihm gesetzt und gesagt, Sie werden sich nicht mehr an mich erinnern, aber es ist nicht das erste Mal, daß wir uns begegnen. Ich war damals als junger Autor bei Ihnen in Paris und wir haben über das ‚Verführte Denken‘ geredet und wie sehr mich dieses Buch beeindruckt hat, aber da merkte ich, daß er damit nichts mehr zu tun haben wollte.“⁶¹⁴ Miłosz’ Reaktion macht deutlich, wie sehr er und Grass sich in den Jahren nach Paris voneinander entfernt hatten. Beinahe zeitgleich verließen sie 1960 die französische Hauptstadt: Grass wieder zurück Richtung West-Berlin, Miłosz wanderte in die Vereinigten Staaten aus. Während sich der eine nur ein Jahr später in die politischen Angelegenheiten seines Landes einzumischen begann und öffentlich Partei ergriff, zog es den anderen, ebenfalls 1961, an die Akademie nach Berkeley. In seinem Gedicht *A Magic Mountain* (1975) reflektiert Miłosz über diese Entscheidung und sein Leben als Professor in Kalifornien.

So I won't have power, won't save the world?
Fame will pass me by, no tiara, no crown?
Did I then train myself, myself the Unique,
To compose stanzas for gulls and sea haze,
To listen to the foghorns blaring down below?
Until it passed. What passed? Life.
Now I am not ashamed of my defeat.⁶¹⁵

Der 14. August 1961: Grass’ politischer Einstieg

„Ich habe, sobald ich mich in Gefahr befinde – oftmals überängstlich, wie alle gebrannten Kinder –, die Neigung, um Hilfe zu schreien. Ich kramte im Kopf und im Herzen nach Namen, nach hilfeverheißenden Namen; und Ihr Name, verehrte Frau Anna Seghers, wurde mir zum Strohalm, den zu fassen ich nicht ablassen will.“⁶¹⁶ Mit diesen Worten an die Vorsitzende des Deutschen Schriftstellerverbandes der DDR beginnt für Grass am 14. August 1961 in Berlin die

⁶¹⁴ Vgl. Jürigs, *Bürger Grass*, 118.

⁶¹⁵ Miłosz, *Bells in Winter*, 24f.

⁶¹⁶ Grass, *WA 14*, 39.

Zeit des Einmischens in das politische Geschehen. Tags zuvor hatte sich Walter Ulbrichts „Niemand“ ans Werk gemacht, eine Mauer zu errichten, die Berlin für nahezu drei Dekaden in Ost und West teilen sollte und mit der Stadt ein ganzes Land. *Und was können die Schriftsteller tun?* ist dieser Brief an Anna Seghers überschrieben; ein Titel, der, wie sich schnell zeigt, weniger Frage als Aufforderung ist. Im Moment der politischen Krise war Grass' erste Adresse die einer Schriftstellerin (– wenngleich der Brief, so viel sei verraten, nicht nur die Anschrift Anna Seghers' zierte.) Der ostdeutsche Staat hatte, nach Ansicht des Autors, mit Mauerbau und Stacheldraht das wahre Gesicht des Ulbricht-Regimes gezeigt. Hinter dem „notdürftig und dennoch geschickt verkleidet[en]“⁶¹⁷ Traum vom Sozialismus machte Grass an jenem 14. August endgültig eine „Diktatur“ aus, die sich – wie schon das Dritte Reich – wieder durch „Gewalttätigkeit“ auszeichnete. Der Unterschied läge lediglich darin, dass der „Kommandant des Konzentrationslagers heute [...] Walter Ulbricht“ heißt.⁶¹⁸ Dieser „steht Ihrem Staat vor“ fügt Grass hinzu, womit er die Schriftstellerin offensichtlich daran erinnern will, dass sie eine Verantwortung habe, sich solchen Entwicklungen entgegenzustemmen.⁶¹⁹ „Es darf nicht sein, daß Sie, die Sie bis heute vielen Menschen der Begriff der Auflehnung gegen die Gewalt sind, dem Irrationalismus eines Gottfried Benn verfallen und die Gewalttätigkeit einer Diktatur verkennen“.⁶²⁰ Doch Grass will nicht nur predigen und anklagen; er will seinen Teil im Westen leisten, daher schlägt er einen gemeinsamen Widerstand vor: „Vertrösten Sie mich nicht auf die Zukunft [...]. Heute stehen Albträume als Panzer an der Leipziger Straße, bedrücken jeden Schlaf und bedrohen Bürger [...]. Heute ist es gefährlich, in Ihrem Staat zu leben, ist es unmöglich, Ihren Staat zu verlassen. Heute – und Sie deuten mit Recht auf ihn – bastelt ein Innenminister Schröder an seinem Lieblingsspielzeug: am Notstandsgesetz. Heute – ‚Der Spiegel‘ unterrichtet uns – trifft man in Deggendorf, Niederbayern, Vorbereitungen zu katholisch-antisemitischen Feiertagen. Dieses Heute will ich zu unserem Tag machen: Sie mögen als

⁶¹⁷ Ebd., 40.

⁶¹⁸ Ebd., 39f.

⁶¹⁹ Ebd., 39.

⁶²⁰ Ebd., 40.

schwache und starke Frau Ihre Stimme beladen und gegen die Panzer, gegen den gleichen, immer wieder in Deutschland hergestellten Stacheldraht anreden, der einst den Konzentrationslagern Stacheldrahtsicherheit gab; ich aber will nicht müde werden, in Richtung Westen zu sprechen. Nach Deggendorf in Niederbayern will ich ziehen und in eine Kirche spucken, die den gemalten Antisemitismus zum Altar erhoben hat.“⁶²¹ Verantwortungssinn und wohlgemeintes Wir-Gefühl lassen das persönliche Risiko, das für Seghers im Falle des Widerstands doch erheblich zu überwiegen scheint, außen vor. „Sie können nach Deggendorf gehen und in die Kirche der Barbarei spucken“, ließ Ludwig Marcuse etwa via Brief aus Santa Monica wissen, „es wird nicht den Kopf kosten – und könnte eine kräftige Lektion sein. Anna Seghers, eingesperrt, unter der Knute von hochtrainierten Wärtern, wird in den kommenden Tagen vielleicht schon ein Blutzugnis geben müssen, wenn sie standhaft schweigen will.“⁶²² Dass Anna Seghers nicht die alleinige Empfängerin war, macht den Brief mit Hinblick auf das persönliche Risiko für die Schriftstellerin prekär. Je eine Kopie des Schreibens war an das *Neue Deutschland* und *Die Zeit* gegangen. Hierin lag die eigentliche politische Qualität dieses Schreibaktes – und das in zweierlei Hinsicht. *Die Zeit* trug den Brief des Schriftstellers am 18. August an die westdeutsche Öffentlichkeit (und darüber hinaus bis zu Marcuse); sie machte ihn somit zum Teil der politischen Diskussionen der öffentlichen westlichen Sphäre. Dass die Chancen, im *Neuen Deutschland* abgedruckt zu werden, hingegen gegen Null liefen, dürfte dem Autor durchaus klar, seine Intention eine andere gewesen sein. Chefredakteur der Zeitung war in jenen Tagen Hermann Axen, seines Zeichens Mitglied im Zentralkomitee der SED. Dieser hatte nach Gründung der DDR bereits früh dafür gesorgt, dass der ostdeutsche Rundfunk seine Inhalte an den Visionen der Einheitspartei ausrichtete. In ähnlicher Funktion arbeitete er für das *Neue Deutschland*, das Zentralorgan der Partei unter den Printmedien. Grass schrieb auf diesem Wege also direkt an den politischen Apparat des ostdeutschen Staates, in dem seine Stimme nie eine

⁶²¹ Ebd.

⁶²² Ludwig Marcuse an Günter Grass, 16. August 1961. Marcuse, [Brief], 65.

Chance gehabt hätte, den Raum der öffentlichen Meinung zu erreichen, geschweige denn sich in ihm zu entfalten. Stattdessen hatte er womöglich gehofft, dass er mit seinem Brief die politische Führungsriege der DDR in ein kritisches Gespräch mit den Schriftstellern des Landes zwingen könnte oder aber – und das scheint wahrscheinlicher – dass vom Protest der ostdeutschen Schriftstellerin der Funken zur Auflehnung auf die Kollegen und die übrige Bevölkerung übergehen würde.

Solche Hoffnung vom sich auflehrenden ostdeutschen Künstler mag wohl nicht zuletzt auch durch den V. Deutschen Schriftstellerkongress bestärkt worden sein, der kurz zuvor, im Mai 1961, getagt hatte. Dort waren unter anderem von Erwin Strittmatter stark ironische Töne im Zusammenhang mit dem Bitterfelder Weg angeschlagen worden, insbesondere als es um die von der Partei initiierte Bewegung der schreibenden Arbeiter ging.⁶²³ „Wir lächeln über unsere bequemen Kulturredakteure, die sich jeden Sonntag ihre Kulturseite von den schreibenden Arbeitern füllen ließen [...]. Einige Kulturredakteure unserer Tages- und Wochenzeitungen sollten über dem schreibenden Arbeiter den lesenden Arbeiter nicht vergessen. Der lesende Arbeiter will nicht Sonntag für Sonntag die Selbstverständigung und das gutgemeinte Gestammel seiner Arbeitskollegen aus der anderen Abteilung lesen. Darüber kann man sich in der Frühstückspause unterhalten.“⁶²⁴ Grass selbst war als Gast bei dieser Veranstaltung zugegen, fiel (dem Ministerium für Staatssicherheit) jedoch vor allem durch sein Widerwort gegenüber dem Kultusminister der DDR Hans Bentzien auf, der zuvor von den Zuhörern wissen wollte, wer im Westen denn schon den ostdeutschen Schriftstellern das Wasser reichen könne. „Zeigen Sie Ihren Lesern in diesem Staat Musil, Kafka, die westdeutschen Schriftsteller, französische Schriftsteller, gleich welcher Schule, gleich welcher formalen Entwicklung, gleich ob Sie sie formalistisch nennen – Sie werden merken: Es gibt in West-Deutschland, in Frankreich und in England Schriftsteller, die in der Lage sind, Ihnen das Wasser zu reichen.“⁶²⁵ „Unruhe im Saal“

⁶²³ Leo, *Erwin Strittmatter*, 363.

⁶²⁴ Zitiert nach Köhler, „Wasser für Bentzien“, 68. Der Artikel war ohne Nennung des Autornamens im Spiegel gedruckt worden; vgl. Leo, *Erwin Strittmatter*, 366.

⁶²⁵ Köhler, „Wasser für Bentzien“, 68.

war darauf im Protokoll notiert worden.⁶²⁶ Der Autor der *Blechtrommel* hatte sich bereits beim Erhalten der Einladung skeptisch gezeigt, war er doch, wie er an Strittmatter schrieb, besorgt, dass „Auftritte dieser Art gern mit verteilten Rollen durchgespielt“ würden.⁶²⁷ Doch womöglich hatte die Erinnerung an kritische Wortmeldungen auf dem Kongress bei Grass am 13. August frühere Zweifel beiseitegeschoben und ihn hoffnungsvoll zu den ostdeutschen Kollegen blicken lassen. Neben Strittmatters beißenden Anmerkungen zum Bitterfelder Weg hatte auch die Verbandspräsidentin Seghers sachten Widerspruch gewagt, als es um die schreibenden Arbeiter ging. So erklärte sie: „Eine Dichtung wird nicht allein dadurch zu einer guten Dichtung, daß der Standpunkt des Autors richtig ist.“⁶²⁸ Oder anders gefasst: Ein überzeugter Kommunist ist noch lange kein guter Schriftsteller. Und auch ein Mitglied des Zentralkomitees der SED, der Altkommunist Willi Bredel, forderte zum Wohle der ostdeutschen Literatur eine Lockerung des Parteigriffs, insbesondere auf thematischer und motivischer Ebene. „Es kann meiner Meinung nach ein literarisches Werk, in dem von der Partei der Arbeiterklasse überhaupt nicht die Rede ist, in dem kein Parteifunktionär auftritt und keine Losung der Partei Erwähnung findet, dennoch von tiefer Parteilichkeit durchdrungen sein.“⁶²⁹

An solchen zaghaften Dissens, solche Strohhalme, wie es im Brief an Seghers hieß, klammerte sich Grass auch zwei Tage später, als er gemeinsam mit Wolfdietrich Schnurre an „alle Schriftsteller in der DDR“ appellierte.⁶³⁰ *Wer schweigt, wird schuldig.*⁶³¹ Auch dieser zweite Brief ging über den Presseweg (*Sonntag* und *Neues Deutschland*) an die Verantwortlichen des Staates. Obendrein ließen es sich Schnurre und Grass nicht nehmen, ihr Schreiben dem ostdeutschen Kollegen Erwin Strittmatter persönlich auszuhändigen, als sie diesen unangekündigt in dessen

⁶²⁶ Ebd.

⁶²⁷ Zitiert nach Leo, *Erwin Strittmatter*, 362.

⁶²⁸ Zitiert nach Köhler, „Wasser für Bentzien“, 68.

⁶²⁹ Ebd.

⁶³⁰ Dieser zweite Brief vom 16. August 1961 richtete sich nun auch an Arnold Zweig, Erwin Strittmatter, Ludwig Renn, Ehm Welk, Bruno Apitz, Willi Bredel, Franz Fühmann, Peter Hacks, Stephan Hermlin, Wolfgang Kohlhaas, Peter Huchel und Paul Wiens.

⁶³¹ Grass, *WA 14*, 41f.

Büro beim Schriftstellerverband aufsuchten.⁶³² Wie schon im Brief an Anna Seghers ist auch im zweiten Brief die Aufforderung zur Auflehnung unüberhörbar. Trotz der gezogenen Parallelen zum Hitler-Staat und der damit verbundenen Gefahren wollen die Verfasser das Schweigen der ostdeutschen Schriftsteller nicht tolerieren: „Es komme später keiner und sage, er sei immer gegen die gewaltsame Schließung der Grenzen gewesen, aber man habe ihn nicht zu Wort kommen lassen. Wer den Beruf des Schriftstellers wählt, muß zu Wort kommen, und sei es nur durch ein lautes Verkünden, er werde am Sprechen gehindert.“ Die Schriftsteller müssen sich entscheiden, ob sie „die Maßnahmen Ihrer Regierung gutheißen oder den Rechtsbruch verurteilen. Es gibt keine ‚innere Emigration‘“.⁶³³ Sowohl das erste als auch das zweite Schreiben zeigten zunächst im eigenen Staat Wirkung. „Beide Briefe setzten in der BRD eine heftige Debatte in Gang, da nicht alle BRD-Schriftsteller [...] von solch einer Protestform überzeugt waren. Man zweifelte aber vor allem am Sinn derartiger Appelle an die Schriftsteller aus einem totalitären Staat, in dem mit eventuellen Strafen und Sanktionen für politisches Handeln zu rechnen war.“⁶³⁴ Die Kritiker dürften sich bei den ostdeutschen Gegenreaktionen nur noch bestätigt gefühlt haben, stellten sich die Schriftsteller der DDR doch hinter ihren Staat und den Mauerbau. Grass' und Schnurre's Hoffnung auf einen möglichen Widerstand der ostdeutschen Intellektuellen hatte sich schnell zerschlagen. So teilte beispielsweise Stefan Hermlin mit, dass er seiner „Regierung am 13. August kein Danktelegramm geschickt“ habe, „und ich würde meine innere Verfassung auch nicht als eine solche ‚freudige Zustimmung‘, wie manche sich auszudrücken belieben, definieren. [...] Aber ich gebe den Maßnahmen der Deutschen Demokratischen Republik meine uneingeschränkte ernste Zustimmung. Sie hat mit diesen

⁶³² Was Grass und Schnurre damals nicht wussten, war, dass Strittmatter beim Ministerium für Staatssicherheit als Geheimer Informant unter dem Decknamen ‚Dollgow‘ angestellt war. Als solcher hätte Strittmatter diesen Protestbesuch der westdeutschen Autoren unmittelbar bei seinen Vorgesetzten melden müssen, was er aber nicht tat. Aus den Akten ging Jahre später hervor, dass dieses Versäumnis den GI in arge Erklärungsnot gebracht und ihn zu Reuebekennnissen veranlasst hat. Dies wiederum ließ Raum für Spekulationen, inwiefern dieses Versäumnis tatsächlich Versäumnis oder nicht doch vielmehr Absicht war, um den Kollegen Grass, der fortan seine eigene Akte beim MfS hatte, zu schützen. Vgl. Leo, *Erwin Strittmatter*, 367ff.; Decker, „Stasi-Studie“.

⁶³³ Grass, *WA 14*, 41f.

⁶³⁴ Latkowska, „Sozialismus-Pädagogen“, 233.

Maßnahmen, wie sich bereits zeigt, den Antiglobkestaat gefestigt, sie hat einen großen Schritt vorwärts getan zur Erreichung eines Friedensvertrages, der das dringendste Anliegen ist, weil er allein angetan ist, den gefährlichsten Staat der Welt, die Bundesrepublik, auf ihrem aggressiven Weg zu bremsen.⁶³⁵ Diese selbst trüge die Schuld für den Mauerbau: „Die Spaltung Berlins begann Mitte 1948 mit der bekannten Währungsreform. Was am 13. August erfolgte, war ein logischer Schritt in einer Entwicklung, die nicht von dieser Seite der Stadt eingeleitet wurde.“⁶³⁶ Argumentationen dieser Art schloss sich auch Erwin Strittmatter an. Angesichts seiner Tätigkeit für die Staatssicherheit dürfte seine Antwort vom 21. August an Günter Grass im Nachhinein wenig überraschen, in der er den Mauerbau, wie schon Stefan Hermlin, befürwortete. „Die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik sah sich gezwungen, Schutzmaßnahmen an den Sektorengrenzen in Berlin einzuleiten. Sie unterstellen, die Schriftsteller der Deutschen Demokratischen Republik hätten zu diesen Schutzmaßnahmen geschwiegen. Das stimmt nicht, wir haben diese Maßnahmen begrüßt, weil sie notwendig waren, um einen Kriegskeim zu ersticken. Sie können in den verschiedenen Tageszeitungen nachlesen, was wir dazu zu sagen haben. Sie können uns auch im Rundfunk hören. Mithin dürften wir von Ihnen ‚freigesprochen‘ sein, denn Sie betonen in Ihrem Brief: ‚Wer schweigt, wird schuldig.‘“⁶³⁷ Grass und Schnurre sollten doch erst einmal über die „historischen Ursachen“ nachdenken, ehe sie den 13. August zu einem Tag des „Unrechts“ erklärten, lautete Bruno Apitz’ Antwort, womit auch dieser die Verantwortung für den Mauerbau bei der Bundesregierung suchte. Überhaupt fragte er sich, wer denn diese von Grass und Schnurre erwähnten ostdeutschen Schriftsteller seien, „die mit den Ereignissen vom 13. August 1961 nicht einverstanden sind und die man deswegen nicht zu Wort kommen läßt.“⁶³⁸ Gerade aber jene ostdeutschen Intellektuellen, die der Schließung der Grenzen ablehnend gegenüberstanden, hatten nicht das Wort des Widerspruchs gewählt, sondern sich

⁶³⁵ Hermlin, „Zum Thema“, 67.

⁶³⁶ Ebd.

⁶³⁷ Erwin Strittmatter an Günter Grass, 21. August 1961. Strittmatter, *Herrn Günter Grass*. Der Tippfehler im Teilsatz „weil sie notwendig waten“ ist vom Verfasser im Sinne des Leseflusses zu „waren“ bereinigt worden.

⁶³⁸ Apitz, „Bis zu Ende“, 72.

stattdessen aus Protest dem Staat entzogen. Stellvertretend sei hier Ernst Bloch genannt; einst Nationalpreisträger der DDR und einer der wichtigsten Philosophen des Arbeiter- und Bauernstaates. Er kehrte von einer Reise in den Westen nicht wieder zurück. Vier Jahre zuvor hatte man ihm durch die Zwangsemeritierung gezeigt, dass die Parteiführung selbst vor den Besten des Landes nicht Halt machen würde, sollten diese sich von der politischen Linie entfernen.

Und so folgte in den Tagen nach Schnurre und Grass' Besuch in Ost-Berlin aus den Schreibmaschinen ostdeutscher Autoren und Künstler Brief auf Brief und Erklärung auf Erklärung, in denen man sich mit der Deutschen Demokratischen Republik solidarisch zeigte. Von einem erhofften Aufschrei der Empörung oder gar Widerstand war nichts zu vernehmen. Stattdessen erreichten die westdeutschen Autoren neben den erwähnten Rechtfertigungen noch Einladungen, in den Osten überzusiedeln: „Wir geben allen deutschen Schriftstellern, die nicht die Menschlichkeit verraten haben, eine Heimat“, ließ beispielsweise Peter Hacks verlauten.⁶³⁹ Mit seinem Schreiben vom 6. September 1961 unterstrich der Schriftstellerverband der DDR noch einmal, dass die Partei eine kollektive Rückendeckung von seinen Künstlern genoss. „Kraftvoll, selbstbewußt, präzise und in Übereinstimmung mit den brüderlichen Nachbarstaaten hat die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik die notwendigen Entscheidungen getroffen, die den Frieden in Deutschland gerettet haben.“⁶⁴⁰ Auf eine Antwort der ersten Adressatin Anna Seghers sollten Schnurre und Grass vergeblich warten, wobei deren fehlende Stimme im liniengetreuen Stimmengewirr der Rechtfertigungen beinahe schon wieder mehr zu sein schien, als das von Grass als inakzeptabel gewertete schuldig machende Schweigen.

Die schriftlichen Reaktionen des Ostens auf Schnurre und Grass fanden in den Westberliner Medien kaum Beachtung, obschon die Verfasser ebenfalls den Weg an die Öffentlichkeit über Tageszeitungen gesucht hatten. Wenn überhaupt nur in Auszügen gab es sie

⁶³⁹ Hacks, „Erkenntnisse und Bekenntnisse“, 78.

⁶⁴⁰ Diese Erklärung des Deutschen Schriftstellerverbands war ohne Titel erschienen und findet sich abgedruckt bei Hans Werner Richter, Hg. *Die Mauer oder der 13. August*. Hamburg: Rowohlt, 1962. 80.

im Spätherbst zu lesen. *Der Tagesspiegel* weigerte sich, als Medium für diese Ost-West-Korrespondenz zu fungieren und wertete den Briefverkehr als „so überflüssig, so sinnlos, so unreal“, dass man ihn erst gar nicht abdruckte.⁶⁴¹ Dabei sollte der Lyriker Paul Wiens, den man samt seines Briefes an Grass mit dieser Entscheidung ebenfalls ignoriert hatte, in seinem Schreiben durchaus so etwas wie hellseherisches Talent offenbaren, wenn er Grass – freilich in herabwertend tadelndem Ton – eine sprachliche und damit verbundene ideologische Nähe zu Willy Brandt bescheinigte.

Gegen Adenauer: Ein Kanzler als Feindbild

Willy Brandt sah sich, während Grass seine ostdeutschen Schriftstellerkollegen in die Pflicht zu nehmen suchte, auf der politischen Ebene im Spätsommer 1961 doppelt belastet. Trotz laufenden Wahlkampfs um das Amt des Bundeskanzlers hatten der Mauerbau und die damit einhergehende erhöhte ostdeutsche Militärpräsenz an den Grenzen die ständige Anwesenheit von Berlins Regierendem Bürgermeister unentbehrlich gemacht – schon allein dazu, die Studenten der Freien Universität vom Stürmen der Grenzanlage abzuhalten, was die Lage nur verschärft hätte.⁶⁴² Vergeblich rief Brandt nach dem Beistand der Westmächte, deren jeweilige Berliner Stadtkommandanten sich ins Wochenende verabschiedet und die verbliebenen Beamten ohne Weisung zurückgelassen hatten. Nicht anders verhielt es sich bei den westlichen Regierungschefs: „John F. Kennedy sonnt sich auf seiner Yacht bei Hyannis Port an der Küste von Massachusetts, Harold Macmillan jagt Moorhühner in Schottland und Charles de Gaulle erholt sich ungestört auf seinem Landsitz in Colombey-les-Deux-Églises.“⁶⁴³ Zwischenzeitlich zog Brandt sogar einen

⁶⁴¹ Zitiert nach Leo, *Erwin Strittmatter*, 372.

⁶⁴² Vgl. Jürgs, *Bürger Grass*, 168.

⁶⁴³ Merseburger, *Willy Brandt*, 396.

Aufruf an die ostdeutsche Bevölkerung in Erwägung, in der er sie zum Sturm auf die Grenzanlagen auffordern würde. Am Ende blieb es aber beim Gedankenspiel, das Risiko unkalkulierbarer Folgen solch eines Appells war doch zu groß.⁶⁴⁴ Enttäuscht und von den Großmächten im Stich gelassen, wählte er seine Worte angesichts der passiven alliierten Kommandatura nicht zimperlich, bezeichnete die Militärgewaltigen nach einem ernüchternden Treffen gar als „Scheißer“, wie es uns später von Egon Bahr überliefert wurde.⁶⁴⁵ Und auch von der Bundesregierung sollte keine Hilfe kommen – ganz im Gegenteil. Erneut erinnert sich Egon Bahr: „Was wir nicht wussten: Während Brandt in Berlin darum kämpfte, unkontrollierte Zusammenstöße und Blutvergießen zu verhindern, hatte Adenauer den sowjetischen Botschafter einbestellt und ihm versichert, Bonn denke nicht daran, die Lage zu verschärfen. In undiplomatischer Sprache hieß das, Moskau sollte den krakeelenden Bürgermeister in Berlin nicht ernst nehmen.“⁶⁴⁶ Der parallel stattfindende Wahlkampf, in dem Brandt die Adenauerregierung herausforderte, schien auch im Moment der deutschen Spaltung kein Miteinander zwischen den Parteien zuzulassen. Viel eher schien man die Gelegenheit nutzen zu wollen, das Ansehen des SPD-Spitzenkandidaten gezielt zu untergraben. Zuvor hatte Adenauer bereits gemeinsam mit Franz Josef Strauß den politischen Widersacher wegen dessen Zeit im norwegischen Exil attackiert sowie Brandts uneheliche Geburt zum Gegenstand des Wahlkampfes gemacht. Manöver wie diese sowie die christdemokratische Reintegration ehemaliger Nazis waren es, die Grass nach eigener Aussage schließlich dazu bewegten, „fortan öffentlich Partei zu ergreifen.“⁶⁴⁷ „Doch das sei abermals betont: angestoßen, politisch zu werden, hat mich nicht Willy Brandt, sondern der allerchristlichste Kanzler: Er, der sich aus Nächstenliebe den Kommentator der Rassengesetze, Hans Globke, als Staatssekretär hielt, er, dem das christliche Abendland nur bis zur Elbe reichte, er verdächtigte den Emigranten Brandt ‚alias Frahm‘ unterschwellig des Landesverrats. Sein Christentum katholischer Machart gab ihm

⁶⁴⁴ Vgl. ebd., 397.

⁶⁴⁵ Zitiert nach ebd., 398.

⁶⁴⁶ Bahr, *Das musst du erzählen*, 35.

⁶⁴⁷ Grass, *Grimms*, 82.

ein, uneheliche Herkunft als Makel anzuprangern. Konrad Adenauer war jedes Mittel recht, weshalb er noch immer als Staatsmann gilt.⁶⁴⁸ Folgt man dem Schriftstellerkollegen Horst Krüger, könnten neben diesem antagonistischen Motiv Adenauer auch Grass' „ausgeprägter Sinn für Macht“, sein „für deutsche Schriftsteller erstaunlicher Nerv für Öffentlichkeit und Massenwirkung“ und „schließlich ein nicht gering entwickeltes Selbstbewußtsein“ seinen Weg in die Politik erleichtert haben.⁶⁴⁹

Der Zusammenschluss zwischen SPD und Grass sowie später zahlreichen weiteren Schriftstellern trug jedenfalls das Label der Zweckgemeinschaft, die in erster Linie aus dem verbindenden Wider zur „Kanzlerdemokratie“ Adenauers hervorging und nur sekundär auf einenden politischen Vorstellungen beruhte. Noch in den späteren Grass-Texten, wie dem *Loblied auf Willy* aus dem Jahr 1965, – Ludwig Erhard hatte den ersten Kanzler der Bundesrepublik vier Jahre zuvor abgelöst – bleibt das Anti-Adenauer-Motiv frisch und hilft dabei, den, wie der Schriftsteller darin feststellte, eigentlich nur schwer zu preisenden Politiker Brandt ins geeignete Licht zu rücken. Weder sei der Sozialdemokrat eine „Vaterfigur“ noch ein „brillanter Redner“ oder gar ein „Genie“. Erst recht nicht ließe sich das „Wort vom Propheten“ auf ihn anwenden. Doch angesichts der zwölf Jahre Adenauer und der später folgenden Erhard-Kanzlerschaft genügten allein schon die „Kenntnis“ und „Begabung“ für Außenpolitisches, um Brandt zum „einzige[n] Staatsmann“ zu erheben, der der Kanzlerschaft würdig sei.⁶⁵⁰ Als Politiker war Brandt dem Schriftsteller sympathisch (und „Sympathie äußert sich in Kritik“), doch sein Lob, seine Bewunderung – wie hier später noch genauer ausgeführt wird – galt dem Menschen Brandt sowie dessen Wertesystem.⁶⁵¹

Obleich die SPD und die Intellektuellen das gemeinsame Wider bereits in den 50er Jahren im Kontext der Remilitarisierung und Atombewaffnung hatten erproben können, so zeigten sich die Schriftsteller dennoch äußerst skeptisch, als sie vom Kanzlerkandidaten Brandt

⁶⁴⁸ Ebd., 83.

⁶⁴⁹ Krüger, „Schwierigkeiten“, 24.

⁶⁵⁰ Grass, *WA 14*, 102.

⁶⁵¹ Ebd.

zum Mitwirken im 1961er Wahlkampf aufgefordert wurden. Hans Werner Richter war im Mai zunächst nach Bonn zu einer ersten Besprechung mit Brandt eingeladen worden, welcher für seine Kampagne Unterstützung beim Verfassen von Reden und Presseerklärungen suchte. Neben seiner Parteimitgliedschaft dürften Richters wiederholte Vorstöße in politischen Fragen seit Kriegsende sowie seine zentrale Stellung innerhalb der westdeutschen Autorenszene ihn zum geeigneten Ansprechpartner für den Kanzlerkandidaten gemacht haben. Zudem hatte sich Richter insbesondere nach Beginn des Mauerbaus für die politische Beteiligung der Schriftsteller ausgesprochen: „Ich möchte wieder eine auch politisch engagierte Gruppe haben [...]“. Angesichts der ‚Mauer‘ ist für mich eine *nur* literarische Gruppe ein unerträgliches Greuel.“⁶⁵² Ihm oblag es nun, den Kontakt zwischen Brandt und dem politisch interessierten Teil der Schriftsteller herzustellen.⁶⁵³

Von jenem ersten Treffen erfuhr Grass erst im Nachhinein. „Tatsächlich habe ich gedacht, Günter Grass interessiert sich nicht für eine solche Aussprache“, erläuterte Richter später beschwichtigend, weshalb er Grass zunächst gar nicht in seine Ausflüge in die politischen Sphären eingebunden hatte.⁶⁵⁴ So war Grass auch bei dem für August verabredeten zweiten Treffen im Schöneberger Rathaus, mit einem „gute[n] Dutzend“ Autoren eingangs nicht als Gast vorgesehen gewesen, wie er sich selbst beinahe 50 Jahre später erinnerte: „Richter befand, ich sei zu anarchistisch und seit dem Erscheinen meines Erstlingsromans ‚Die Blechtrommel‘ als Bürgerschreck zu berüchtigt, um für ein Treffen mit Brandt tauglich zu sein. Schließlich werde es bei dem Gespräch um den Bundestagswahlkampf gehen, der sich parallel zum anhaltenden Mauerbau hinziehe. Dieser Brandt sei immerhin eine Art Hoffnungsträger in trüber Zeit.“⁶⁵⁵ Die von jenem Hoffnungsträger angedachte Form der politischen Beteiligung löste bei den Autoren dann allerdings keinen Enthusiasmus aus. Bei einem Engagement winkten nichts als

⁶⁵² Hans Werner Richter an Roland H. Wiegenstein, 26. September 1961. *Dichter und Richter*, 257.

⁶⁵³ Vgl. Neuhaus, *Günter Grass*, 196.

⁶⁵⁴ Zitiert nach Zimmermann, *Günter Grass*, 95.

⁶⁵⁵ Grass, *Grimms*, 79.

„Hilfsdienste“ in Formulierungsfragen.⁶⁵⁶ Angesichts solcher Aussichten und den nicht zu unterschätzenden politischen Differenzen entlud sich die zuvor erwähnte Skepsis der Schriftsteller bei jenem ersten Treffen im Schöneberger Rathaus in unumwundener Kritik. Auf Brandts Bitte um Unterstützung durch „erwiesene[s] Sprachvermögen“ und „belebende[] Einfälle“ vonseiten der Schriftsteller kamen diese stattdessen auf Verfehlungen und Versäumnisse der Sozialdemokraten zu sprechen.⁶⁵⁷ „Anlaß genug bot die SPD. Ihre verbissenen Flügelkämpfe. Ihr beflissenes Kompromißlertum. Ihr betuliches Bravseinwollen. Ihr kleinteiliges Bessern von Verbesserungen und Bemühen um immer nur ein bißchen mehr Gerechtigkeit. Ihre kleinbürgerliche Bierärschigkeit. Ihr falsches Bewußtsein.“⁶⁵⁸ Auch Brandts Beschwören einer „neue[n] Politik, die auf Dialog und Entspannung zwischen den Großmächten setze“, sollte wenig Eindruck auf die „geistig Schaffende[n]“ machen, die, als sie am Ende noch einmal auf eine mögliche Zusammenarbeit angesprochen wurden, diese bis auf den „Bürgerschreck“ – den „nur mit Vorbehalt zugelassene[n] Gast“ – ablehnten.⁶⁵⁹ Grass war „der einzige, der den Finger hob. So geschah es.“⁶⁶⁰ Der Grundstein zur Zusammenarbeit zwischen Brandt und Grass war an diesem Tag gelegt. „Solange der Wahlkampf lief, saß ich im Büro Egon Bahrs über Redemanuskripten und versuchte, was zu papieren klang, dinglicher, bildhafter werden zu lassen [...]. Es fiel mir leicht, mein ‚Hundejahre‘-Manuskript zu verlassen, um Hilfsdienste für ihn zu leisten und fortan öffentlich Partei zu ergreifen. Von Zeit zu Zeit schraubte ich das Tintenfaß zu, verließ die Windstille meiner Werkstatt, setzte mich wechselndem Wetter aus. Das hatte Folgen: ich wurde zum gelernten Sozialdemokraten.“⁶⁶¹

⁶⁵⁶ Ebd., 82.

⁶⁵⁷ Ebd., 80.

⁶⁵⁸ Ebd., 81.

⁶⁵⁹ Ebd.

⁶⁶⁰ Ebd.

⁶⁶¹ Ebd., 82.

Brandts spannungsreiche Nähe zu Grass: Ein Kanzler zwischen Überzeugung, Zweifel und Faszination

Die Beziehung zwischen Willy Brandt und Günter Grass wurde von den politischen Gegnern des späteren Bundeskanzlers von Anfang an gern als enge Freundschaft bezeichnet.⁶⁶² Sie hatten wohl gehofft, dass durch die Rede von Nähe zum ‚Skandalautor‘ etwas von dem schändlichen Ruf, den der Schriftsteller in konservativen Kreisen hatte, auf den Sozialdemokraten abfärben würde. Nach der *Blechtrommel* war auch die 1961 erschienene Novelle *Katz und Maus* von den Grass-Kritikern als pornographisches Machwerk abgelehnt worden.⁶⁶³ Das passte unter moralischen Gesichtspunkten gut zu den bisherigen ‚Vergehen‘, derer sich Brandt nach Meinung seiner Gegner schuldig gemacht hatte. An vorderster Stelle stand da stets der Vorwurf, das Vaterland mit seiner Flucht nach Norwegen verraten zu haben. Und neben der bereits erwähnten unehelichen Herkunft kamen noch Diffamierungen als Frauenheld, Ehebrecher und Alkoholiker von Seiten der konservativen Literatur hinzu.⁶⁶⁴ Als der ehemalige Nationalsozialist und Brandt-Gegner Kurt Ziesel im Herbst 1964 in der Zusammenarbeit zwischen dem Politiker und Grass mehr zu erkennen glaubte als eine politische Verbundenheit („eng befreundet“), hatte sich zwischen beiden Männern wenige Monate zuvor überhaupt erst eine schriftliche Korrespondenz entwickelt, die vor allem in der frühen Phase mehr von den jeweiligen Mitarbeitern geführt wurde als von Grass und Brandt selbst. Danach sollte es noch beinahe dreieinhalb Jahre dauern, bis die politische Partnerschaft der beiden an Formalität verlor und einen vertrauteren Ton anzunehmen begann, d. h., ehe ein „frischgebackenes Du in einem ersten Brief“ vom 31. Januar 1968 von Grass an Brandt erprobt werden konnte.⁶⁶⁵ Zu diesem Zeitpunkt war der Autor bereits zweimal

⁶⁶² Vgl. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 18, Anm. 1. Für das Verhältnis zwischen Brandt und Grass siehe auch Boll, „Brandt und Grass“.

⁶⁶³ Vgl. ebd.

⁶⁶⁴ Hans Fredriks hatte unter dem Pseudonym Claire Mortensen 1961 den Band ...*da war auch ein Mädchen* im Münchner Humboldt-Verlag veröffentlicht, versehen mit einer Karikatur, die einen arglistigen Brandt zeigte. Der Titel suggerierte Schlüpfriges, wengleich der Klappentext beteuerte, dass davon nichts im Buch zu finden sei. Im Zuge von Brandts gerichtlichem Vorgehen gegen Fredriks wurde der Band schließlich beschlagnahmt und vom Markt zurückgezogen. Im selben Jahr war bereits im selben Verlag Fredriks' *Die Kandidaten* erschienen, das sich ebenfalls mit Brandt beschäftigte, speziell mit dessen Aufenthalt in Norwegen, der häufig als Verrat am Vaterland ausgelegt wurde. Ebd., 25, Abb. 2; 26, Abb. 3.

⁶⁶⁵ Günter Grass an Willy Brandt, 31. Januar 1968. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 178.

für Brandt in den Wahlkampf gezogen. Erst in den 1970er Jahren sollte der Politiker überhaupt von „Freundschaft“ im Zusammenhang mit dem Schriftsteller sprechen. Dass es sich dabei nicht um eine „rhetorische Floskel“ handelte, daran glaubt Martin Kölbl, Grass-Forscher und Herausgeber des umfangreichen Briefwechsels zwischen den beiden Männern. Gegen pure Rhetorik spreche „die Offenheit, mit der beide die Korrespondenz geführt haben. Keiner der Briefe scheint einem bloß taktischen oder diplomatischen Manöver entsprungen zu sein, so verschieden die Sprache und Diktion auch sind, mit der sie ihre Briefe schreiben.“⁶⁶⁶ Mag man von der späteren Phase dieser Beziehung als Freundschaft sprechen, so jedoch gewiss nicht von den ersten zehn Jahren. Hier überwog das politische Miteinander zwischen Brandt und Grass. Stattdessen basierte der verstärkte Umgang des SPD-Politikers mit den Schriftstellern ab 1961 auf einer Mischung aus Idealismus und insgeheimer Faszination, die für Brandt von der Sphäre der Künste ausging. Die Skepsis, die in Deutschland stets Begleiter des Verhältnisses zwischen Geist und Macht gewesen war, sollte aber auch Brandt nie vollständig ablegen.

In den ersten zehn Jahren ihrer Zusammenarbeit jedenfalls lässt sich das Verhältnis zwischen Brandt und Grass als ein intensives, zumeist auch produktives, doch wegen seiner politischen Natur kompliziertes und wohl nicht völlig vertrautes beschreiben. Insbesondere vonseiten Brandts waren immer wieder Worte zu vernehmen, die auf eine reservierte Haltung dem Autor gegenüber hindeuteten. Noch Brandts Autobiographie *Erinnerungen*, 1989 und somit deutlich nach der erklärten Freundschaft geschrieben, zeugt davon. In diesem über 500 Seiten langen Band, der den Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Hans Mayer dazu veranlasste, Brandt schriftstellerische Qualitäten zuzuerkennen, findet Grass lediglich vier Mal Erwähnung; eine Tatsache, die einen an der These von einer engen Freundschaft zumindest zweifeln lässt.⁶⁶⁷ Gewiss handelt es sich bei diesem Buch um einen Rückblick auf Brandts politisches Leben; da kommt einem Schriftsteller nur bedingt Platz unter zahlreichen Persönlichkeiten der Weltpolitik

⁶⁶⁶ Kölbl, „Nachwort“, 1060.

⁶⁶⁷ Vgl. Mayer, *Erinnerungen*, 47.

zu. Doch der oftmals zurückhaltende Umgang mit dem Autor kommt bereits in den wenigen Passagen zum Ausdruck, in denen Grass Eingang in die *Erinnerungen* findet. Respektvoll und dankbar weiß Brandt zunächst die politische Arbeit von Grass einzuordnen. „Besonders gern denke ich daran, wie sich das *geistige Deutschland* für das dreifache Bemühen um Friedenssicherung, lebendige Demokratie und gesellschaftliche Erneuerung engagierte. Eine besondere Rolle spielte – an der Spitze einer beträchtlichen Zahl von Schriftstellern und bildenden Künstlern – Günter Grass.“⁶⁶⁸ Dieser habe „vermutlich auch Stimmen“ für die Partei eingefahren, „jedenfalls aber Farbe ins politische Geschäft“ gebracht.⁶⁶⁹ Vor allem aber ist Stolz herauszuhören über die an seinen Namen geknüpfte Annäherung zwischen Intellektuellen und Politikern. „Städtebauer, Theaterleute, Naturwissenschaftler, Pädagogen stellten ihren Rat zur Verfügung und meldeten sich öffentlich zu Wort. Grass selbst, Heinrich Böll, Walter Jens, Max Frisch sprachen auf Parteitag.“⁶⁷⁰ Brandt selbst gehörte dieser intellektuellen Welt nicht an, war nicht einmal überdurchschnittlich Rezipient derselben. Er war kein großer Ästhet, stattdessen Mandolinenspieler mit Präferenzen für Moik und Marschmusik. An den hohen Künsten war Brandt privat kaum interessiert; das bestätigten auch ihm Nahestehende wie Egon Bahr oder Brandts Witwe Brigitte Seebacher.⁶⁷¹ Dominierte daheim zumeist Folklore, wandte sich Brandt auf politischer Ebene hingegen den großen zeitgenössischen Namen zu; nicht zuletzt auch weil diese bereit waren, sich *ihm* zuzuwenden. Dass im vorangegangenen Jahrzehnt die Nähe zur SPD bereits hergestellt worden war, dürfte dies zudem vereinfacht haben. Bahr sah in dieser „Neigung zu Kunst und Künstlern und deren unkonventionellen Leben, Versuchungen, denen er sich als Politiker versagen musste“. Die gelebte Nähe auf dem politischen Parkett mochte Brandt ein Gefühl von Zugehörigkeit zu dieser Dichter-und-Denker-Tradition seines Landes geben

⁶⁶⁸ Brandt, *Erinnerungen*, 281. Hervorgehoben vom Verfasser. Auch Ende der 80er Jahre hat sich der Beigeschmack des Intellektuellen-Begriffs offenbar gehalten; auch bei Willy Brandt, der sich – wie es schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts im deutschen Sprachraum üblich war – mit Umschreibungen wie eben dem „geistigen Deutschland“ begnügt.

⁶⁶⁹ Ebd.

⁶⁷⁰ Ebd.

⁶⁷¹ Seitz, *Die Kanzler*, 84f.

haben, das ihn dem „nicht gelebten Ich“ ein wenig näher brachte.⁶⁷² Tatsächlich sollte durch diese Verbindung aus Geist und Politik der Name Willy Brandt in die Welt der Literatur Einzug halten. Die Schriftsteller sollten – wie hier an späterer Stelle noch am Beispiel von Grass zu zeigen sein wird – den Politiker in ihren Werken nach eigenem Wunschbild gestalten; man könnte auch sagen, zu einer Kunstfigur stilisieren, an der der Politiker dann gemessen wurde.

Trotz dieser Faszination war Brandts arbeitsbedingte Nähe zu Grass immer wieder durch Reserviertheit geprägt. Seine Autobiographie gibt davon abermals Auskunft. Hier geht Brandt zuweilen deutlich (doch stets höflich) auf Distanz zum Romancier. „Von Grass stammt das Bild, daß die Schnecke den Fortschritt symbolisiere. Das konnte niemand von den Stühlen reißen und war doch eine sehr willkommene reformistische Wegbegleitung. Im Laufe der Jahre habe ich mit der Schnecke zunehmend weniger anfangen können: In welche Richtung kriecht sie? Und weiß ich, wer sie zertritt? Jedenfalls war immer noch einmal zu lernen, daß es zwangsläufigen Fortschritt nicht gibt. Und daß zum geschichtlichen Prozeß Rückschläge wie Sprünge gehören. Springen kann die Schnecke nun mal nicht.“⁶⁷³ Für Brandt hatte Grass’ literarische Bilderwelt, in der er seinem Verständnis von Politik Ausdruck verlieh, mit der Realität nicht Schritt halten können. Ihm behagte das Unvorhersehbare dieses vom Autor gewählten Geschöpfes nicht: „In welche Richtung kriecht sie?“ Eine Frage, die auch seinem Zögern dem politisch engagierten Schriftsteller als solchem gegenüber zugrunde liegen mochte. Gerade Grass’ Eigeninitiative im Wahlkampf für die SPD hatte immer wieder für Skepsis gesorgt, fragte man doch verständlicherweise nach dessen Intention angesichts der Tatsache, dass er der Partei zur Seite stand, nicht aber gewillt war, ihr beizutreten. So hieß es dann entsprechend auch vonseiten der SPD-Führung im August 1965: „Wir möchten bemerken, daß der Schriftsteller Günter Grass ohne Auftrag unserer Partei Veranstaltungen durchführt und für die SPD wirbt. Das ist sicher ungewöhnlich, doch können wir niemandem verbieten, für uns oder für jemand anderen die

⁶⁷² Ebd., 70.

⁶⁷³ Ebd.

Werbetrommel zu rühren. Wir freuen uns über die Initiative von Herrn Grass, müssen aber auch feststellen, daß wir mit manchen seiner Ausführung nicht einverstanden sind. Herr Grass ist nicht Mitglied unserer Partei.⁶⁷⁴ Eine Skepsis, die auch noch bis in die großen Wahlkampfrolle der SPD hinein anhalten sollte; Brandts Nachfolger Helmut Schmidt hatte sich noch 1972 entsprechend zurückhaltend gegenüber dem Engagement der Schriftsteller für seine Partei geäußert. „Das öffentliche Bekenntnis außenstehender Bürger zu Willy Brandt kann durchaus weitere Bürger veranlassen, sich für die Zielsetzung unserer Partei zu engagieren. Auf der anderen Seite kann eine zugunsten der Sozialdemokratie von außenstehenden Personen betriebene Kampagne auch zu Irrtümern über die Partei führen [...]. Die Meinungsbildung unserer Partei durch Leute, die sich selbst nicht binden und keine Mitgliedschaft erwerben wollen, die möchte ich aber – und das sage ich ganz offen – auf ein relativ kleines Maß beschränkt wissen. Innerparteiliche Demokratie und Mitsprache können nicht Leuten zur Verfügung stehen, die ihrerseits gar nicht in der Partei sein wollen.“⁶⁷⁵ Zudem war sowohl unter den Schriftstellern als auch auf Parteebene darüber spekuliert worden, ob Grass es auf ein politisches Amt abgesehen habe.⁶⁷⁶ „Er scheint darauf gewartet zu haben (und noch darauf zu warten), dass man ihm ein konkretes Arbeitsangebot macht“, berichtete Brandts Redenschreiber Klaus Harpprecht. „Er will die literarische Arbeit, die ihm allein nicht mehr genügt, mit praktischen Erfahrungen verbinden.“⁶⁷⁷ Dass es dazu nie kam, mag auch daran gelegen haben, dass Grass nach Brandts Dafürhalten in seinem Urteil über das politische Geschehen oftmals danebenlag; das Bild von der Schnecke als politischer Fortschritt war für ihn nur ein Beispiel. Speziell im Falle der Niederlegung des Kanzleramtes 1974 wird der Zweifel sichtbar. In jenem Jahr war mit Günter Guillaume einer der engsten Mitarbeiter Brandts der Spionage für die DDR überführt worden. Man befürchtete daraufhin, dass die erbeuteten Informationen einerseits gegen den Kanzler im nächsten Wahlkampf, aber auch gegen die Bundesregierung als

⁶⁷⁴ Zitiert nach Münkler, „Trommel“, 198.

⁶⁷⁵ Zitiert nach Brand/Grass, *Der Briefwechsel*, 592, Anm. 12.

⁶⁷⁶ Vgl. Seitz, *Die Kanzler*, 74; Mayer, *Erinnerungen*, 29.

⁶⁷⁷ Zitiert nach Seitz, *Die Kanzler*, 82.

Druckmittel Verwendung finden könnten. Brandt zufolge habe Grass in seiner Bewertung dieses historischen Moments falsch gelegen. Er selber habe aus rein politischer Verantwortung heraus gehandelt. „Die Lage brauchte jedenfalls einen Bundeskanzler, der sich seiner Aufgabe ohne Einschränkung widmen konnte. Daß mich die Macht ekelte, wie Günter Grass im *Butt* mutmaßte, kann ich nicht bestätigen.“⁶⁷⁸ Bereits 1966 hatte Grass (zusammen mit vielen anderen Schriftstellern) erkennen müssen, dass die eigene Sympathie dem Politiker gegenüber noch keine Garantie für gleiche politische Urteile bedeutete. Die Zusammenarbeit zwischen Künstlern und Politikern war durch die Entscheidung zur großen Koalition mit der CDU auf eine harte Probe gestellt worden und hatte den Autor vor die Frage gestellt, wie das Engagement für die Sozialdemokraten noch zu rechtfertigen sei. Kurz vor Koalitionsschluss, in der Hoffnung, das Schlimmste doch noch irgendwie abwenden zu können, schrieb Grass an Brandt: „Wie sollen wir weiterhin die SPD als Alternative verteidigen, wenn das Profil eines Willy Brandt im Proporz-Einerlei der Grossen Koalition [!] nicht mehr zu erkennen sein wird?“⁶⁷⁹ „[L]ähmende Resignation“ im Lande würde die Folge sein bzw. eine Radikalisierung der jungen Generation. Hier sollte der Autor hellseherische Fähigkeiten an den Tag legen, oder zumindest ein gutes Gefühl für den nahenden Zeitgeist: „Die Jugend unseres Landes jedoch wird sich vom Staat und seiner Verfassung abkehren; sie wird sich nach links und rechts verrennen, sobald diese miese Ehe beschlossen sein wird.“⁶⁸⁰

Brandts gelegentliche Zweifel an Grass' politischem Urteilsvermögen kommen noch ungeschminkter zum Ausdruck, wenn wir in die 1994 erschienenen *Notizen zum Fall G* schauen. Der konkrete Vorwurf hier: ein fehlendes Gefühl für das politische Personal jener Tage. Diese Aufzeichnungen waren von Brandt im Zuge der bereits erwähnten Guillaume-Affäre zu Papier gebracht worden. Mithilfe der Verschriftlichung seiner Gedanken hatte er wenige Wochen nach seinem Rücktritt dieselben zu ordnen versucht und war seinem Verdacht nachgegangen,

⁶⁷⁸ Brandt, *Erinnerungen*, 325.

⁶⁷⁹ Günter Grass an Willy Brandt, 26. November 1966. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 121f.

⁶⁸⁰ Ebd., 122.

parteiintern als Kanzler vom SPD-Vorsitzenden der Bundestagsfraktion Herbert Wehner torpediert worden zu sein. Zuweilen ist der Ton dieser Aufzeichnungen entsprechend emotional, was Bedacht bei der Lektüre verlangt. Dennoch ist der Grass erwähnende, nur wenige Worte umfassende Eintrag über die unmittelbaren Tage vor dem Rücktritt als Indiz für eine durchaus kritische Perspektive auf den Schriftsteller zu lesen. „Leute, die sich an H(erbert) W(ehner) anhängen, ohne immer zu wissen was sie tun:

- Spiegel und Stern!
- (sowieso: Springer, Quick, B.Kurier, Löwenthal)
- Günter Grass: ‚Denkmal‘ und andere Klugscheisserein[]⁶⁸¹

Neben den „Klugscheisserein“ auch noch in einem Atemzug mit dem Boulevard, insbesondere Axel Springer genannt worden zu sein, dessen Zeitungen Grass bis zu seinem Tod kategorisch die Interviews versagte, dürfte den Schriftsteller im Nachhinein getroffen haben.⁶⁸² Selbst schien er in jenen Tagen die Entfernung zwischen ihm und Brandt gespürt zu haben, wenn er sie in einem ersten Brief nach dem Rücktritt mit dem inzwischen eingeführten Begriff „Freund“ zu überbrücken versuchte: „Ich möchte gerne mit Dir sprechen, wenn es geht, ausführlich sprechen, um mehr Klarheit zu gewinnen, aber auch sprechen, um Dir zu zeigen, daß Du mehr Freunde hast, als Du während der letzten Zeit wahrnehmen wolltest. Jener aus deiner Arbeit | und Verantwortung in Bonn mählich gewachsene Prozeß der Vereinsamung, der mir von seinen ursächlichen Voraussetzungen nicht fremd ist, hat wechselseitig mehr Scheu entstehen lassen, als einer Freundschaft auf Dauer guttut.“⁶⁸³

Neben Brandts Faszination für den zeitgenössischen Schriftsteller als Vertreter einer von den Deutschen gehegten und hervorgehobenen Literaturtradition soll hier ein weiteres, weniger persönliches, dafür idealistisches Argument für die vom Politiker gesuchte Nähe zu den Autoren angeführt werden. Es war die Ansicht, die Gesellschaft brauche die Künstler, wie diese die

⁶⁸¹ Brandt, *Erinnerungen*, 533.

⁶⁸² 1967 hatte Grass gemeinsam mit anderen Schriftstellern und Denkern zum Boykott des Springer-Verlags aufgerufen, nachdem dieser gegen den Kollegen Heinrich Böll diffamierend ins Feld gezogen war. Vgl. Scholz, „Das Interview“.

⁶⁸³ Günter Grass an Willy Brandt, 17. Mai 1974. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 623.

Gesellschaft bräuchten. Eine Überzeugung, die schwerer zu wiegen schien als sämtliche Zweifel, die Brandt möglicherweise durch überambitionierte und oftmals besserwisserisch anmutende Autoren gekommen sein mochten. Beides, sowohl Überzeugung als auch Skepsis, kommt im November 1970 in seiner Rede auf dem Kongress des Verbandes deutscher Schriftsteller zum Ausdruck: „Wenn wir mehr Demokratie wagen, wird es kein Schriftsteller nötig haben, aus dem Land oder in den elfenbeinernen Turm oder in ein Wolkenkuckucksheim zu emigrieren.“⁶⁸⁴ Nicht über die Köpfe hinweg, stattdessen den demokratischen Prozess gemeinsam gehen, lautet der Wunsch, während im altbekannten Bild vom Elfenbeinturm der ewige Vorbehalt dem Intellektuellen gegenüber anklingt, wie ihn schon August Bebel in seiner berühmten Parteitagrede der Sozialdemokraten formuliert hatte.⁶⁸⁵

Sich einen Politiker erschreiben: Grass' Willy Brandt

Den im vorangegangenen Abschnitt zu Wort gekommenen Ansichten Helmut Schmidts zufolge waren die Spannungen zwischen den Schriftstellern und seiner Partei auf „Irrtümer“ der Werbenden zurückzuführen; Irrtümer über die Partei, aber insbesondere über die Person Willy Brandt. Diese Diskrepanzen zwischen interner und äußerer Wahrnehmung der SPD im Allgemeinen und dem Politiker im Speziellen hatten handfeste Gründe, die in der Natur des Künstlers und dessen Handwerk selbst zu suchen waren. Der Schriftsteller erschafft mit überspitzendem, abstrahierendem, nachahmendem oder utopisierendem Wort literarische Welten, die jeweils in Spannung zu jener Welt stehen, aus der sie hervorgehen. Wenn Günter Grass sich im *Tagebuch einer Schnecke* zum Aufklärer stilisierte und davon sprach, Anfang der 60er Jahre das Stehpult verlassen und das Tintenfass zugeschraubt zu haben, um Willy Brandt zu Hilfe zu eilen, dann scheint dies dem Leser die strikte Trennung politischer und literarischer Welten zu

⁶⁸⁴ Brandt war der erste Bundeskanzler, der vor einer solchen Zusammenkunft von Schriftstellern sprach. Zitiert nach Seitz, *Die Kanzler*, 76.

⁶⁸⁵ Für August Bebels Rede vgl. Kap. I, 68.

suggestieren; als hätte sich Grass nur einer von beiden widmen können. Solch eine Formulierung führt jedoch in die Irre. Tatsächlich blieb der Schriftsteller weiter seinem schaffenden Naturell treu: er schuf sich seinen Willy Brandt. Er erscrieb ihn sich. „Zum ersten Mal versuchten Künstler und Intellektuelle sich einen Kanzler zu modellieren. Dass dabei der nicht gerade sehr kunstsinnige Willy Brandt Modell saß, machte deutlich, wie sehr es dabei nicht nur um einen Politisierungsversuch der Künste, sondern auch um eine Art Ästhetisierung von Politik ging.“⁶⁸⁶ Dieser nach den Hoffnungen und Wünschen der Autoren gestaltete Politiker hielt, so Norbert Seitz weiter, „keiner kritischen Betrachtung stand“, vor allem dann nicht, wenn es um die Erhebung Brandts zum „Ästheten“ ging.⁶⁸⁷ Der Politiker wurde zur Projektionsfläche eigener Wünsche und Interessen, er war dem Schriftsteller ein zu beschreibendes Blatt. Durch solche schöpferischen Akte näherte man sich der Politik und – was noch zu zeigen sein wird – schrieb sich selbst in sie hinein.

Wohl kaum ein Autor zeichnete so sehr verantwortlich für die Legendenbildung und Ästhetisierungsversuche des SPD-Politikers wie Günter Grass. Dessen politisches Handeln war demnach auch stets ein literarisches. Schriftsteller, denen es an Stoff mangle, schrieb er 1965, sollten sich von der SPD fernhalten und „bei der CSU volontieren.“⁶⁸⁸ Wenngleich „bildungsbefflissen“, komme die Partei jedoch geradezu „amüsisch“ daher. Die Ausnahme schien jedoch ihr Kanzlerkandidat zu bilden. An dieser Persönlichkeit ließ der Autor seinen schöpferischen Fähigkeiten freien Lauf; sein Medium: Wahlkampfreden, sein literarisches Werk sowie der zwischen beiden Männern geführte Briefwechsel. Grass' Brandt-Version gewann über die Jahre an Facetten hinzu. Für die Phase seines Einstiegs in den politischen Wahlkampf stilisierte Grass seinen „Willy“ im Nachhinein zu einer regelrecht tragischen Figur: einem einsamen und wehrlosen Helden. Das Heroische entnahm der Autor dabei Brandts Jugendjahren, als dieser dem Nationalsozialismus den Rücken zukehrte und Heimat für Exil eintauschte. Die

⁶⁸⁶ Seitz, *Die Kanzler*, 67f.

⁶⁸⁷ Ebd., 84.

⁶⁸⁸ Grass, *WA 14*, 137.

durch die Emigration 1933 nachgewiesene „Integrität“ und der „jugendliche[] Wagemut“ Brandts seien laut Seitz „für die literarische Opposition“ „einfach bezwingend“ gewesen, als es darum ging, sich hinter einer politischen Alternative zu versammeln.⁶⁸⁹ Ganz besonders für Grass: „Mich bewegt Willy Brandts lange Reise von Lübeck über die Stationen der Emigration nach Berlin, weil sich in ihr ein Teil jener Geschichte Deutschlands widerspiegelt, auf den ich, ohne Anteil gehabt zu haben, stolz bin.“⁶⁹⁰ In diesem *Loblied auf Willy* aus dem Jahr 1965 mag der ein oder andere aufmerksame Zuhörer bereits erkannt haben, welche Rolle schriftstellerische Einbildungs- und Schöpfungskraft beim Autor gespielt haben, als dieser von seinem Kanzlerkandidaten sprach. Skepsis stellte sich entsprechend bei dem einen oder anderen Zuhörer ein. Zwar sei es durchaus sympathisch, wie der Autor über Willy Brandt spreche, doch will der SPIEGEL während des Wahlkampfes in einem Interview wissen, „entspricht Ihr Bild von Brandt der Wirklichkeit?“⁶⁹¹ Eine zulässige Frage, blickt man allein auf die nachstehende Formulierung den Schüler Brandt betreffend, der damals noch Herbert Frahm hieß: „Ich stelle mir den Fünfzehnjährigen so vor: zu schnell gewachsen, robust, ziemlich vergrübelt. Auf dem Pausenhof beginnt die Politik. Auf der einen Seite: er alleine mit seinen frühreifen Argumenten. Ihm gegenüber: die Söhne der Bürger, noch zögernd, aber schon auf dem Weg in die Hitlerjugend.“⁶⁹² Einsamkeit gehört für Grass zu den dominierenden Eigenschaften des Menschen Willy Brandt; entsprechend häufig schlug sich diese Wahrnehmung in seinen Texten nieder. Retrospektiv erklärt der Autor sie zu einem weiteren Beweggrund, als Schriftsteller die Zusammenarbeit mit dem Politiker gesucht zu haben: „Zur Zeit meiner Rückkehr begann die unterschwellige wie offene Diffamierung Willy Brandts, ohne daß die Öffentlichkeit dagegen aufstand, erschreckende Wirkung zu zeigen. Diese Diffamierung eines Mannes, der sich (wie jeder Diffamierte) nicht dagegen wehren konnte, war der erste Anlaß, in der Öffentlichkeit (in der nur Namen zählten

⁶⁸⁹ Seitz, *Die Kanzler*, 68.

⁶⁹⁰ Grass, *WA 14*, 103.

⁶⁹¹ Brandt sei zwar kein Genie, dafür aber ein Staatsmann mit einer außergewöhnlichen Begabung, lautete die Antwort des Autors auf diese Frage, geradeso als fühle er sich in seinen Überhöhungen ertappt und müsse nun entsprechend seiner eigenen Fiktion entgegenwirken. Grass, „Ich will“, 70, 72.

⁶⁹² Grass, *WA 14*, 103.

und zählen) mit Hilfe des zuerst lästigen, dann immer langweiliger werdenden Ruhmes für den Diffamierten zu sprechen.“⁶⁹³ Der „mählich gewachsene Prozeß der Vereinsamung“ war es dann schließlich, vor dem der Autor Brandt im bereits an früherer Stelle zitierten Brief vom 17. Mai 1974 warnte, als dieser gerade von seinem Kanzleramt zurückgetreten war. Der verlorene Brandt: mit dieser tragischen Figur war der Schritt in die Politik durch einen literarischen Kniff nachträglich gerechtfertigt; die Wahlkampf Bühne für Grass von ihm selbst retrospektiv bereitet. Denn dieser schwächelnde Held verlangte nach einem Helfer, einer Retterfigur, mit der sich die Erfolgsgeschichte der Kanzlerschaft besser verstehen ließe. Zu dieser Grass'schen Legende gehörte auch, dass Brandt diese Hilfe wohlwollend annahm, sich seine eigenen Schwächen aufzeigen ließ: „ein Willy Brandt hört bis heutzutage erschöpft und angestrengt aufmerksam zu, wenn Schriftsteller ihm Fehler von einst aufrechnen oder düster von zukünftigen Niederlagen unken.“⁶⁹⁴ Solche im Nachhinein getätigten Stilisierungen zum dankbaren Helden und selbstlosen Helfer lassen sich angesichts der im vorangegangenen Abschnitt aufgezeigten Vorbehalte des Politikers dem vermeintlichen Retter gegenüber aus heutiger Sicht nur schwer aufrechterhalten. Doch darf davon ausgegangen werden, dass Grass der von ihm selbst geschaffenen Legende ebenso wenig traute, wie wir das heute tun (– ohne freilich von den zum Teil sehr kritischen Tönen Brandts seine Person betreffend gewusst zu haben.) Ein dem Schriftsteller-Metier innewohnender Selbstzweifel ließ ihn das zu Papier gebrachte Wort stets argwöhnisch abklopfen, allzeit der eigenen schöpferischen Fähigkeit gewahr. „Denn wenn der Schriftsteller auch ängstlich bedacht ist, Teil der Gesellschaft zu sein, legt er doch Wert darauf, diese Gesellschaft nach seiner Fiktion zu formen, wobei er der Fiktion als etwas Dichterisch-Närrischem von vornherein mißtraut“.⁶⁹⁵ Dass Grass sich dennoch für solch überspitzte Literarisierung des eigenen Verhältnisses zu Willy Brandt entschieden hatte, ist, neben der Dichternatur, seinem inneren Bedürfnis nach Wiedergutmachung zuzuschreiben. Hier denken wir noch einmal an den von

⁶⁹³ Ebd., 472.

⁶⁹⁴ Ebd., 167.

⁶⁹⁵ Ebd., 169.

Grass imaginierten fünfzehnjährigen Brandt, der für ihn jenen Teil deutscher Geschichte verkörperte, an dem der Autor selber keinen Anteil hatte. Stattdessen musste sich Grass zurückblickend eingestehen, auf der ideologisch entgegengesetzten Pausenhofseite gestanden zu haben, nämlich bei jenen Bürgersöhnen, die sich bald in der Hitlerjugend gut aufgehoben fühlten. „Ich war ja als Hitlerjunge ein Jungnazi. Gläubig bis zum Schluß. [...]. Kein Zweifel kränkte den Glauben“.⁶⁹⁶ „Wir sangen, als hätte Gesang das Reich größer und größer machen können.“⁶⁹⁷ Mit einem solchen Glauben ausgestattet, konnte man dem jungen Brandt nicht zu Hilfe eilen. Erst in seinem Œuvre als auch in seinen privaten Korrespondenzen mit Brandt ließ sich dies schreibend, kraft der Stilisierung und des „zuerst lästigen, dann immer langweiliger werdenden Ruhmes“ verspätet nachholen, glaubte Grass womöglich auf diesem Wege etwas von der Scham tilgen zu können, die seine Jugendjahre selbst noch im hohen Alter im Schriftsteller auszulösen vermochten. Auch rückt die Schulhofepisode den zu Beginn dieses Kapitels dargelegten Bruch des Schriftstellers mit dem eigenen jüngeren Ich in ein neues Licht. Es sei noch einmal daran erinnert, dass nicht dem Politiker Brandt seine Bewunderung galt, sondern viel eher dem moralischen Menschen Brandt, speziell dem jungen Widerstandskämpfer, der schon in seiner Jugend Recht von Unrecht zu unterscheiden wusste, als alle anderen um ihn herum den moralischen Kompass bereits verloren hatten. Diesem Teil der Brandt'schen Biographie hatte Grass nichts entgegenzusetzen. Stattdessen besetzte hier ein von ihm viel lieber vergessener „Junge meines Namens“⁶⁹⁸ die entsprechenden Stellen des Lebenslaufes. Für Grass besitzt Brandt ein lebensgeschichtliches Narrativ ohne Makel oder Brüche. Indem der Schriftsteller im Zuge seiner Arbeit für den sozialdemokratischen Politiker immer näher an diesen heranrückte, wurde er mehr und mehr zum Teil von dessen beispielhafter Biographie: Mithilfe von Wahlreden und Briefen, aber auch durch sein literarisches Werk *schien* sich Grass

⁶⁹⁶ Grass, *Beim Häuten*, 43.

⁶⁹⁷ Ebd., 27.

⁶⁹⁸ Ebd.

immer stärker in diese hineinzuschreiben.⁶⁹⁹ Ohne zu weit vorzugreifen, kann hier bereits gesagt werden, dass der weitere Verlauf seines politischen Engagements, bei dem Grass nicht nur Brandts ehemaligen Posten als Bürgermeister von Berlin in Erwägung zieht, sondern bei einem internationalen Besuch in Israel sogar als Brandts Diplomat auftritt, eine solche Interpretation von Grass' politischer Arbeit weiter bekräftigen.

Bei dem dem Märchen verwandten Bild vom Kanzlerkandidaten als tragischem Helden und Grass als dessen selbstlosem Helfer sollte es jedenfalls nicht bleiben. Stattdessen hält das aus der eigenen Vergangenheit resultierende Schuld- und Schamgefühl des Autors das Grass'sche Brandt-Image dynamisch. Eine Heldenfigur – gleich wie tragisch sie sein mag – verlangt nach entsprechenden Qualitäten, die ihr Höhe verleihen. In seinem Brandt-Portrait, dem Einakter *POUM oder die Vergangenheit fliegt mit* aus dem Jahr 1965, beschreibt Grass eben solche Qualitäten und verschiebt dabei gleichzeitig das zuvor dargelegte Verhältnis zwischen sich und dem Politiker. Es passt zum humoristischen Ton des Stückes, dass der Held, hier nur der ‚Kandidat‘ genannt, allein schon deshalb an Höhe gewinnt, weil er sich im Zuge des Wahlkampfes an Bord einer Chartermaschine begibt. Die qualitative Überhöhung Brandts leistet Grass mithilfe der Regieanweisungen und treibt sie im weiteren Stück dann nur noch weiter fort: „Ich sehe ihn tatkräftig, mit trockenem Charme ausgestattet, wachsam mürrisch beim Diktieren, mehr angestrengt, als es die Sache zu erfordern scheint, Vertrauen erweckend, sympathisch und kritisierbar.“⁷⁰⁰ Diesem zwar „unausgeschlafen“ wirkenden, doch nimmer müden politischen „Schwerarbeiter“ setzt Grass sich selbst als schläfrigen, bisweilen sensiblen, neunmalklugen und dann doch wieder naiven ‚Schriftsteller‘ gegenüber. Passiv, deplatziert und perplex tritt Grass' literarisches Alter Ego zunächst auf. „Kein Witz also. Ihr wollt mich mitnehmen und zugucken lassen?“, fragt er den Wahlkampfleiter noch immer mit Erstaunen, als man sich auf dem Rollfeld bereit zum Abflug macht.⁷⁰¹ An Bord zeigt er sich dann politisch-historisch uninformiert und

⁶⁹⁹ „Schien“ ist hier allerdings das Stichwort. Wie bereits zuvor angeführt, war Grass dann tatsächlich nur eine marginale Randfigur in Willy Brandts Autobiographie *Erinnerungen*.

⁷⁰⁰ Grass, „POUM“, 96.

⁷⁰¹ Ebd.

unaufmerksam. Schnell vermag er den Gesprächen zwischen dem Kandidaten und seinem Mitarbeiterstab nicht mehr zu folgen, zu sehr ist er mit Vergangenen beschäftigt. Auslöser für dieses geistige Abschweifen ist Brandt. Dieser nutzt trotz Schlafdefizits den Flug für die Vorbereitung einer Verleumdungsklage gegen den rechtsgerichteten Publizisten Fredriks – hier nur „F“ genannt –, indem er dessen reißerisches Werk Seite für Seite, Zeile um Zeile widerlegt und auseinandernimmt. In diesem Zusammenhang kommt die Unterhaltung für einen kurzen Moment auch auf die Jugendjahre Brandts zu sprechen, jene Zeit also, als dieser im Begriff war, sich angesichts der politischen Entwicklungen im Lande und der damit verbundenen moralischen Bedenken nach Norwegen abzusetzen. Wenngleich Grass stets behauptet hat, „ohne Anteil gehabt zu haben, stolz“ auf diesen Teil der deutschen Geschichte zu sein, so war sie, wie bereits an früherer Stelle erwähnt, doch stets auch eine schmerzhafteste Erinnerung an die eigenen, weniger rühmlichen Jugendjahre. Diese sind es dann auch, die kurz darauf den müden Schriftsteller an Bord des Flugzeuges in Form eines wirren Traumes einholen. Schlafwandelnd irrt er durch die Maschine und erinnert sich: „Als ich zehn Jahre alt war, piffen wir auf dem Pausenhof den Marsch der Legionen Condor“, also jener Militäreinheit des Dritten Reiches, die in Spanien an der Seite Francos gegen die demokratischen Kräfte des Landes kämpfte und für den Zweiten Weltkrieg probte.⁷⁰² Spielend ahmte man „die Verteidigung des Alcazar nach.“⁷⁰³ Kurz darauf erscheinen ein „Lehrer und drei Schüler“, deren äußere Erscheinung – „gekleidet nach Mode der dreißiger Jahre“ – bereits Aufschluss über das herrschende ideologische Weltbild gibt.⁷⁰⁴ „Viva la muerta!“, lautet die naive Parole der drei Jungen, die diese flüchtigen Spanischkenntnisse auch gleich in die Tat umsetzen. Im Stile eines deutschen Erschießungskommandos stellen sie den Schriftsteller („Kommunist!“) an eine imaginierte „Turnhallenwand“, um kurz vor dessen Erwachen das Feuer zu eröffnen. Diese sichtlich von Schamgefühlen diktierte Traumszene (in

⁷⁰² Ebd., 100.

⁷⁰³ Ebd.

⁷⁰⁴ Ebd., 101.

der einer der Schüler durchaus einem jungen Grass entsprechen könnte⁷⁰⁵) kontrastiert die zuvor erwähnten Jugendjahre Brandts scharf, indem auf die jeweilige Integrität der beiden Jugendlichen angespielt wird. Dieser moralischen Differenzen ist sich Grass bewusst. Beinahe unterwürfig lässt der Autor im Stück einen Brandt entstehen, der dem Schriftsteller durch Witz und Wissen überlegen ist. Unterschiede, die die Scham dem Autor abverlangt. Scham, die Grass hinter Humor zu verstecken sucht. So markiert er den offensichtlich satirischen Ton gleich in den Regieanweisungen: „Bei der Darstellung des ‚Schriftstellers‘ dürfen alle Vorurteile, die dessen Beruf keimen lässt, dick aufgetragen werden.“⁷⁰⁶ Doch wer genau liest, erkennt, dass der Kandidat seine Überlegenheit im Stück nicht nur der Entscheidung zur Satireform zu verdanken hat. Das Nebeneinander beider Vergangenheiten und Grass’ daraus resultierendes moralisches Dilemma lässt in diesem Stück nicht zu, dass sich Politiker und Schriftsteller moralisch auf Augenhöhe begegnen. Folglich wird Humor hier als ein stilistisches Mittel verwendet, um den von der Scham eingeforderten Höhenunterschied zwischen beiden Figuren zu schaffen. Dass er sich demütig und als lediglich geduldet an die Seite Brandts schreibt („Kein Witz also. Ihr wollt mich mitnehmen und zugucken lassen?“), hinterlässt beim Rezipienten den Eindruck von Dankbarkeit und Ehrfurcht; eine Wahrnehmung, die sich durch die von Grass geleisteten Handlangerarbeiten für den Kandidaten nur noch zu verstärken scheint.

SEKRETÄRIN (*zum Schriftsteller*): Und stecken Sie bitte die Butterbrote für den Herrn Bürgermeister ein. Wer weiß, wann es wieder was gibt.

SCHRIFTSTELLER: Billige Ratschläge? Gute Wünsche? Dunkle Gedichte. Mit welchem Papier soll ich seine Stullen verpacken?⁷⁰⁷

Durch diese offenbar unerwartete Nähe zu einem Mann, den er und seiner Schriftstellerkollegen mit einem unerschütterlichen Gewissen ausgestattet sahen, bot sich für Grass nun die Chance, durch sein Engagement an der Seite Brandts der „Mitverantwortung“ nachzukommen, die er als zum Lager der Täter Zugehöriger trug. Beinahe schon so, als liege in dieser Arbeit für den

⁷⁰⁵ Tatsache ist, dass diese Traumscene auf den Pausenhofspielen basiert, an denen Grass selbst teilnahm. 1999 verarbeitete er diese Erinnerungen in seiner Kalendergeschichte *1937 in Mein Jahrhundert*.

⁷⁰⁶ Ebd., 96.

⁷⁰⁷ Ebd., 104.

Politiker und dessen Partei die Hoffnung auf die eigene Absolution. Doch selbst die Momente, in denen er dem Kandidaten im Stück beratend zur Seite steht, ihm die Möglichkeit gegeben ist, mit seiner eigenen Expertise zu glänzen, spielt er sich zugunsten eines positiven Brandt-Bildes herunter, indem dieser von ihm geduldig, „kritisierbar“ und „einsichtig“ gezeichnet wird. Sich selbst hingegen hält er klein: besserwisserisch und „eitel“ – stets im Sinne des Höhenunterschieds.

KANDIDAT: Weiter: ich habe es schon immer gewußt, daß die westlichen und östlichen Partner der Koalition der Verleumder aus der gleichen trüben Quelle fischen.

SCHRIFTSTELLER (*zum Kandidaten*): Wenn es gestattet ist, ein kleiner Einwand: Erstens stört mich der doppelte Genitiv, zum anderen fischt man nicht in Quellen, auch nicht in trüben; allenfalls fischt man im Trüben. Aus Quellen, auch aus getrübbten, schöpft man. Mein Vorschlag lautet: ... daß die westlichen und östlichen Partner der Verleumder-Koalition aus den gleichen Tümpeln fischen.

KANDIDAT: Tümpel ist gut, aber auf ‚trüben‘ davor wollen wir nicht verzichten.

SCHRIFTSTELLER: Ein weißer Schimmel.

[...]

KANDIDAT (*laut und einsichtig*): Gut. Streichen wir ‚trüben‘.

SCHRIFTSTELLER (*leise und eitel*): O Fortschritt.⁷⁰⁸

Dem altklugen Verhalten zum Trotz weiß der Kandidat seinen Schriftsteller und dessen Beitrag zu schätzen. So stellt er sich schützend vor ihn („Nehmen wir also Rücksicht“), als der politische Mitarbeiterstab des Berliner Bürgermeisters sich über den Schriftsteller und dessen Schlaf- und Traumepisoden lustig macht.⁷⁰⁹ Besonders in demokratischen Fragen schlägt er sich auf die Seite des Autors. „Ein Politiker, der mit Hilfe der Demoskopie regiert, entmündigt den Wähler und gleichfalls die Demokratie.“⁷¹⁰ Zuvor hatte der Schriftsteller sich wiederholt über die allein durch Umfragewerte gelenkte Wahlkampfstrategie des Wahlkampfleiters echauffiert, die nun auch der Kandidat in Frage stellt – ja er tut sie geradezu als undemokratisch ab. Hier deutet Grass für einen kurzen Moment an, worin für Brandt der Vorteil einer Zusammenarbeit mit einem politisch Ungeschulten liegen könnte. Nicht dem politischen Prozess des Wahlkampfes und

⁷⁰⁸ Ebd., 99.

⁷⁰⁹ Ebd., 103.

⁷¹⁰ Ebd., 102.

dessen Regeln folgt sein Schriftsteller. Vielmehr sind es konkrete politische Inhalte, die sich an der historischen Verantwortung der Deutschen orientieren:

SCHRIFTSTELLER: [...] Nur zum Thema Oder-Neiße-Grenze hätte ich noch gerne eine unmißverständliche Äußerung.

WAHLKAMPFLEITER: Das ist wohl Ihr Steckenpferd? Meines übrigens auch. Trotzdem muß es im Stall bleiben, denn die letzten Meinungsumfragen haben gezeigt, daß zu diesem Zeitpunkt ...⁷¹¹

Obschon der Wahlkampfleiter wie Grass' Alter Ego die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze durch die Bundesrepublik unterstützt, so hält er sie im Wahlkampf dennoch für politisch untragbar, würde solch eine Position der Demoskopie zufolge doch Wählerstimmen kosten.

Zu Grass' Überhöhung seines ‚Willy‘ gehört auch, dass er ihn mit der Aura des Ästheten umgibt. In *POUM* hebt der Autor die Orwell-Kenntnisse des ‚Kandidaten‘ hervor, als dieser den englischen Schriftsteller als Kronzeugen für seine Verleumdungsklage heranzieht. „Es ist falsch, daß der Spanische Bürgerkrieg die Idee der Volksfrontpolitik begründet hat. [...] Jetzt zur POUM. Die Orwell-Zitate legen wir bei.“⁷¹² Für seinen Einakter hatte Grass mehrfach direkt und wortwörtlich aus Willy Brandts Stellungnahme zu Hans Frederiks *Die Kandidaten* zitiert, die sich der Schriftsteller für seine Arbeiten am Manuskript hatte schicken lassen. Auch an dieser Stelle handelte es sich um Brandts Originalwortlaut, allein ein Verweis auf Orwell findet sich darin nicht – weder hier noch an irgendeiner anderen Stelle des 33seitigen Textes.⁷¹³ Das Werk, auf das der Kandidat hier durch die Nennung Orwells anspielt, ist dessen 1938 erschienene *Homage to Catalonia (Mein Katalonien)*, ein Bericht vom Spanischen Bürgerkrieg, den Grass in Frankreich (im englischen Original oder in französischer Übersetzung) gelesen hatte. Es ist zu vermuten, dass das Gespräch zwischen Grass und dem Spitzenkandidaten der SPD an Bord der englischen Chartermaschine auf dessen Aufenthalt in Spanien und somit auf Brandts „flüchtige“ Begegnung mit dem englischen Autor gekommen war. Wie Grass hatte auch Brandt Orwells *Homage to Catalonia* gelesen. Und darüber hinaus vermutlich auch andere Literatur den Spanischen

⁷¹¹ Ebd., 98.

⁷¹² Ebd., 100.

⁷¹³ Brandt-Grass, *Der Briefwechsel*, 49ff, Anl. 10/2. Für Brandts Ausführungen zur POUM besonders 77f.

Bürgerkrieg betreffend, wie sein Aufsatz *Barcelona 37 – Madrid 77* suggeriert. „Über Orwell hinaus liegen viele Zeugnisse vor, die uns zeigen, wie die Republik zugrunde gegangen ist.“⁷¹⁴ Grass jedoch lässt seinen Kandidaten ausschließlich auf Orwell als Kronzeugen zurückgreifen und erweckt damit beim Leser den Eindruck, dass das Wort eines Schriftstellers beim Politiker höher im Kurs stehe als das der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung, die hier durchaus als Beweis hätte herhalten können.

Grass stand mit diesem Hang, ‚seinem‘ Politiker Literaturnähe zu verleihen, nicht allein da, wenngleich seine Kollegen dies auf unterschiedliche Weise realisierten. Ein Blick ins Inhaltsverzeichnis des 1965 veröffentlichten *Plädoyer für eine neue Regierung oder: Keine Alternative*, in dem auch Grass’ *POUM* erstmalig erschienen war, gibt uns bereits eine Vorstellung davon. In diesem Fortsetzungsband des 1961 erschienenen *Die Alternative; oder: Brauchen wir eine neue Regierung?* ergreifen die Schriftsteller nicht nur Partei für die SPD, sondern sie entwerfen individuelle Portraits für eben jenes Personal, dem sie in die jeweiligen Regierungspositionen verhelfen wollen. Hans Werner Richter, Herausgeber dieser Sammlung, überschreibt seinen Text, in dem er sich dem Politiker Karl Schiller widmet, zum Beispiel mit *Der junge Schiller*, einem Titel, der beim Leser die Erinnerung an den berühmten württembergischen Namensvetter wachruft. Dessen Jahre an der Karlsschule, der Konflikt mit dem Herzog Carl Eugen und *Die Ränber* kommen einem in den Sinn, vielleicht sogar das unter Literaturkennern berühmt-berüchtigte erste Treffen zwischen Goethe und Schiller im Winter 1779 im Neuen Schloß. Erste Begegnungen – nämlich die zwischen Richter und dem Finanz- und Wirtschaftsexperten Schiller – sind auch Thema in diesem Plädoyer für den SPD-Politiker. Selbst die Begegnungsstätte will noch passen, traf man sich zuerst ebenfalls auf einem Schloss. Hier aber erschöpfen sich dann die Gemeinsamkeiten. Mehr als eine rhetorisch geschaffene, auf Namensgleichheit basierende Nähe zwischen Wirtschaftsexperten und Dichter gelingt Richter nicht. Einen ähnlichen Weg ging auch Rudolf Augstein in seinem kritischen und dennoch wohlwollenden Essay über Herbert Wehner.

⁷¹⁴ Vgl. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 994, Dok. 93.

Nähe zur deutschen Literaturtradition versucht auch er durch einen großen Namen zu erzeugen, wobei er nicht auf eine historische Schriftstellergröße zurückgreift, sondern auf einen der berühmtesten Helden der deutschen Dichttradition. Sein Portrait des SPD-Politikers überschreibt er *Der geschundene Siegfried*. Auch hier wird die Literaturanspielung, diesmal auf den Nibelungenhelden, überstrapaziert. Augstein weiß um das Hinken seines Siegfried-Vergleiches: „mehr Marsyas als Siegfried, dem keine Körperstelle ohne Lindenblatt blieb“, gesteht er ein.⁷¹⁵ Anders als Siegfried hatte Wehner im Laufe seiner Karriere mehr als eine Schwachstelle offenbart, für Augsteins Geschmack ein ums andere Mal zu nahe an der politischen Linie der Christdemokraten gelegen und sich somit angreifbar gemacht. Bildlich gesprochen: „Die schmerzhaften Häutungen haben ihn nicht dickhäutig gemacht wie so manchen anderen.“ Dass er das Gleichnis vom Siegfried dennoch nicht aufgeben möchte, mag man Augstein verzeihen, der in der Adenauerregierung und in deren direktem Angriff auf ihn im Kontext der Spiegel-Affäre das Monströse bundesdeutscher Machtgebaren gesehen hatte und sich darum einen Drachentöter in jedem zu erhoffen schien, der bereit war, den „Adenauer-Kalamitäten“ entgegenzutreten.⁷¹⁶

Die Tendenz aber, den Politikern literarische Qualitäten anzudichten, lässt sich auf das Wunschbild vom Politiker zurückführen, das so mancher Schriftsteller mit sich trug. Tatsächlich sei dieser „mögliche Politiker“, schreibt Jürgen Becker, „kein rechter Parteimann. Sein unabhängiges Denken isoliert ihn; er geht nicht, sozusagen, in der Gemeinschaft auf. [...] Die Praxis enttäuscht ihn oft. Indessen stimmt er auch nicht jedem neuen Kurs zu, den zum Beispiel die Rücksicht auf die Wähler gebietet. So beweglich er ist, so stur kann er sein. Er lässt mit sich reden, doch seine Zugeständnisse sind immer nur scheinbar. Er überrascht mitunter durch eine hartnäckige, fast altmodische Moral. Als er in die Politik einstieg, betrachtete er die Partei als notwendiges Übel. Sein politisches Interesse richtete sich weniger auf die Organisation eines

⁷¹⁵ Augstein, „Der geschundene Siegfried“, 63.

⁷¹⁶ Ebd.

Apparates als auf eine Wirklichkeit, die es vernünftig einzurichten galt. So nämlich versteht er Politik: als ein Mittel, die Verhältnisse zwischen Menschen zu regeln und eine Welt herzustellen, in der es sich in Frieden leben läßt. Man kennt von ihm kein Glaubensbekenntnis, er versagt sich da jedes Wort.⁷¹⁷ Von Ländern träumt er, „die keine Nationen mehr und nicht mehr getrennt sind durch Grenzen.“ Kurzum: Unabhängig von institutionellen Strukturen, geleitet von Vernunft und Moral, ausgerichtet auf ein Ideal des Friedens und im Herzen Kosmopolit. Vertraut klingende Attribute, die, liest man auf der nächsten Seite weiter, ein gleich noch vertrauterer Bild zeichnen: Dieser „mögliche Politiker“ betriebe sein „Metier in keinem anderen Sinn als dem, Utopien in Realitäten zu verändern und wenn das vorläufig nicht gelingt, Utopien doch vorzuarbeiten, sie möglich zu machen an konkret veränderten Verhältnissen, die als Modelle taugen fürs irdische Paradies. Dies herzustellen ist allein sein politisches Ziel. Als er es einmal propagierte, grinsten die Fraktionen. Er redet darüber auch lieber mit Leuten, die keine Politiker sind. Denn ein Soziologe, ein Philosoph, ein Atomphysiker, ein Biologe, ein Kybernetiker, sie eher sind imstande, ihm zuzuhören und ihrerseits mit Plänen, Fakten und Daten zu kommen“.⁷¹⁸ Die Distanz zum herkömmlichen Staatsmann sowie dessen Partei bei gleichzeitiger Nähe zu Vertretern der Wissenschaft und des Geistes wirft die Frage auf, ob wir es hier überhaupt noch mit einem Politiker zu tun haben. Auch ein zwischen Wirklichkeit und Utopien ausgerichtetes Denken erinnert vielmehr an Hermann Broch, der von sogenannten immediaten Utopien sprach, von Zukunftsvisionen also, die sich direkt am realen Leiden bzw. Konflikten des Menschen orientierten und deren Beseitigung zum Inhalt hatten.⁷¹⁹ Nur dachte Broch dabei nicht an den traditionellen Berufspolitiker, sondern an den Intellektuellen.⁷²⁰ Gerade dessen Qualität, nämlich der „utopischste aller Menschen“ zu sein, macht ihn Broch zufolge zum „Realpolitiker par excellence“, war sein ausgeprägter Sinn für „Menschlichkeit“ eben für jenes

⁷¹⁷ Becker, „Modell“, 123.

⁷¹⁸ Ebd.

⁷¹⁹ Vgl. Broch, *Die Intellektuellen*.

⁷²⁰ Für Hermann Brochs Beschreibung des Intellektuellen vgl. Kap. I, 86ff.

existierende Leid sensibilisiert, seine politischen Aktionen dementsprechend an humanitären Werten und nicht an politischen Prozessen und Mechanismen ausgerichtet.

Der Intellektuelle also als Politiker? Grass als Politiker? Was bei Jürgen Becker 1965 noch idealistische Gedankenspiele waren, wurde drei Jahre später in Berlin plötzlich als ernsthafte Option in der Öffentlichkeit diskutiert. Auslöser war Golo Mann gewesen, der Grass in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* für das höchste politische Amt West-Berlins vorgeschlagen hatte: „Günter Grass sollte schleunigst Regierender Bürgermeister von Berlin werden. Sicher, das wäre für ihn ein gewaltiges Opfer, ungleich größer als jenes, was er mit seinen 52 Wahlreden brachte; so mancher liebe Plan müßte aufgeschoben werden. Aber er wäre ja jung genug, um nach ein paar der res publica geopfert Jahren wieder zu seiner Kunst zurückzukehren, und die wäre dann um eine Erfahrung reicher. Nach ein paar friedensstiftenden Jahren. Denn wenn einer in Berlin Frieden machen kann, so ist es Grass.“⁷²¹ Mit den Studentenunruhen konfrontiert, glaubte Mann an Grass' Stärken als Vermittler zwischen den Studentengruppen und jenem Lager, „wo man Ordnung und Legalität schätzt.“ Entsprechend schloss er: „Außerordentliche Situationen verlangen außerordentliche Menschen. Warum versucht man es nicht mit diesem unorthodoxen Helfer in der Not? *Wenn* man es mit ihm versuchen wollte, dann sollte er nicht nein sagen.“⁷²² Ähnlich sah es Dieter Hildebrandt kurz darauf in der *Süddeutschen Zeitung*. „Ein Regierender Bürgermeister namens Günter Grass wäre der rechte Mann. Längst ist dieser Schriftsteller nicht mehr nur ein Bürger, sondern ein Bürge Berlins, längst hat er sich gewandelt vom schieren Temperament zum reinen Gewissen, längst ist aus dem Erzähler auch ein Streiter geworden, aus einem Schreiber der rare Fall eines für die Politik begabten Intellektuellen.“⁷²³ Und auch vom Schriftstellerkollegen Horst Krüger gab es Rückendeckung für den Fall, dass Grass sich für dieses Amt zur Verfügung stellen würde. Als Schriftsteller könne Günter Grass die SPD vielleicht begleiten, schreibt Krüger, aber er könne sie nicht verändern. „Will er aber tatsächliche

⁷²¹ Golo Mann, „Hiergeblieben“, 120.

⁷²² Ebd.

⁷²³ Hildebrandt, „Günter Grass“, 122.

Veränderung, so sollte er noch einen Schritt weitergehen. Er sollte in das Geschäft der Politik selbst tätig eingreifen. Als einziger deutscher Schriftsteller hat er tatsächlich das Zeug dazu. Golo Mann riet ihm kürzlich, den Posten eines Regierenden Bürgermeisters von Westberlin, wenn er ihm angetragen würde, nicht auszuschlagen. Das mag in Deutschland, wo Geist und Macht verfeindete Brüder sind, abenteuerlich klingen, im Fall Günter Grass aber ist die große Ausnahme überraschend glaubwürdig.⁷²⁴ Auf Anregung von Golo Mann und Margaret Boveri hatte sich zwischenzeitlich sogar ein Komitee aus Bürgern gebildet, das es sich zur Aufgabe gemacht hatte, für Grass als neuen Bürgermeister zu werben.⁷²⁵ Auch wenn diese Initiative am Ende keine Früchte trug, so hatte sich doch gezeigt, dass die Öffentlichkeit die Rolle des Intellektuellen inzwischen als eine politische interpretierte. Und wie sah Grass diese an ihn herangetragene Rolle selbst? Darauf angesprochen zeigte er sich der Möglichkeit gegenüber durchaus aufgeschlossen. „Ob ich das kann oder nicht kann? Wenn ich die Möglichkeit habe, auch personelle Veränderungen vorzunehmen, dann würde ich mir das schon zutrauen. Verwaltungsmann bin ich natürlich nicht. Da bin ich auf die Hilfe guter Leute angewiesen. Aber worauf es vielleicht jetzt ankommt, ist, der Berliner Bevölkerung – und da schließe ich die Studenten ein – zum Verständnis ihrer Lage zu verhelfen. Und, weißte, man müsste in Berlin den Ton finden, für die siebziger Jahre, für die Zeit der beginnenden Koexistenz.“⁷²⁶

⁷²⁴ Krüger, „Schwierigkeiten“, 24.

⁷²⁵ Vgl. Baumgart, „Unser Mann“, 127.

⁷²⁶ Zitiert nach Hildebrandt, „Günter Grass“, 123. Noch drei Jahre zuvor hatte Grass in einem Interview mit der Zeitschrift *Der Spiegel* die Frage nach einer möglichen Karriere als Politiker verworfen: „Mir fehlt zum Politiker die berufliche Qualifikation, auch habe ich kein Sitzfleisch und keine Ambitionen auf diesem Gebiet.“ Für solch eine neue Rolle des Schriftstellers „müßte quer durch die Parteien viel Wasser den Berg hinunterlaufen, und es müßte eine Reihe von Schriftstellern, Künstlern und Wissenschaftlern geben, die eine Art Fraktion im Parlament bilden könnten. Ein einzelner Schriftsteller würde ja doch nur den Hausnarren stellen.“ Grass, „Ich will“, 72.

Grass' wechselnde Rollen: Der Brief als Zeuge einer sozialdemokratischen Sozialisierung

Zurück ins Jahr 1965 und zu den politischen Rollen, die Günter Grass tatsächlich ausfüllen sollte. Mit den Vorbereitungen auf die Bundestagswahl hatte sich die Zusammenarbeit zwischen Willy Brandt und den Intellektuellen erneut intensiviert. Wie schon im Jahr des Mauerbaus finden die Schriftsteller und der Kanzlerkandidat der SPD abermals zu Gesprächen zusammen. Bereits im Frühjahr 1964 bittet Brandt neben Grass unter anderen Hans Schwab-Felisch, Gerhard Szczesny, Paul Schallück, Klaus Wagenbach, Alexander Kluge, Carl Amery, Rolf Hochhuth, Siegfried Unseld, Klaus Roehler, Uwe Johnson, Hans Werner Richter, Peter Weiss und Wolfdieter Schnurre zu einem zweitägigen Treffen ins Senatsgästehaus im Berliner Grunewald. Aus seiner Einladung an Günter Grass erfahren wir in ersten Ansätzen vom Zweck jenes Treffens, dessen Inhalt über ausschließlich Kulturelles hinausgeht: „nach verschiedenen Unterhaltungen mit Herrn Hans Werner Richter (und einigen seiner Freunde) scheint es mir notwendig, bestimmte politische und kulturpolitische Fragen, die uns alle gemeinsam angehen, in einem ausgewählten Kreis eingehend zu besprechen.“⁷²⁷ Dieser im März 1964 verfasste Brief ist das erste persönliche Schreiben Brandts an den Schriftsteller und Ton sowie Inhalt spiegeln das pragmatische Arbeitsverhältnis zwischen beiden Männern in den 60er Jahren wider. Nach und nach verlor die Korrespondenz jedoch ihren mittelbaren Charakter und konnte so für Grass zum „Herzstück seiner sozialdemokratischen Politisierung“ werden.⁷²⁸ Über beinahe drei Dekaden sollte der Briefwechsel mit unterschiedlicher Intensität bis in die frühen 90er Jahre, d. h. bis zu Brandts Tod geführt werden. Mehr als 500 Blatt in Form von Briefen, Grußkarten, Telegrammen oder Briefbeigaben erreichten den Schriftsteller in dieser gesamten Zeit aus dem Büro Brandts; Indiz dafür, dass die 1961 etablierte Verbindung alles andere als oberflächlich war. Der Grass'sche

⁷²⁷ Willy Brandt an Günter Grass, März 1964. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 11. Von den bei diesem Treffen ins Auge gefassten Plänen wurde am Ende nur einer tatsächlich realisiert, nämlich das Wahlkampf taschenbuch (wenn auch mit verändertem Titel): *Plädoyer für eine neue Regierung oder Keine Alternative*. Für dessen Herausgabe war nicht Hans Werner Richter, sondern ursprünglich Walter Jens vorgesehen. Andere Pläne, wie eine politische Anthologie über das „skandinavische Modell“, von Grass geschriebene „sozialistische Reportagen“ oder gar ein Kulturforum kamen nie zustande. Ebd., 14f., Anm. 1.

⁷²⁸ Vgl. Kölbl, „Nachwort“, 1060.

Anteil der Korrespondenz war um ein Vielfaches höher, um ein Dreifaches, um genau zu sein.⁷²⁹ Dass der Schriftsteller auf seine eigene Stärke, das Wort, vertraute, wenn er sich mehr und mehr mit dem Politiker auf dessen Terrain einließ, dürfte wenig verwundern. Brandt sah sich zudem stets mit einem vollen Terminkalender konfrontiert und war seinem Metier nach eher dem gesprochenen Wort zugetan.⁷³⁰ Es sollte tatsächlich ein ganzes Jahr vergehen, bis sich Brandt nach dem ersten persönlichen Brief wieder an Grass wandte. Am 23. März 1965 – sechs Monate vor der Bundestagswahl – sandte Berlins Regierender seinen zweiten Brief aus dem Schöneberger Rathaus in die Niedstraße 13: „Lieber Herr Grass“ heißt die warme und doch formelle Eröffnungsformel, „für Ihre wertvollen Anregungen Anfang voriger Woche darf ich Ihnen noch einmal herzlich danken. Sie haben in der Münchner Erklärung von verganginem Sonnabend und in dem ‚Brief an einen CDU-Freund‘, der im nächsten ‚Stern‘ erscheint, ihren Niederschlag gefunden. [...] Von Sonntag bis Dienstag muß nun einiges zum CDU-Parteitag gesagt werden, und am Freitag nächster Woche spreche ich gemeinsam mit Helmut Schmidt im Sportpalast. Wenn Ihnen dazu etwas einfiel, würde ich das sehr zu schätzen wissen.“⁷³¹ Brandt lässt keinen Zweifel daran, welche Rolle er für den Autor in seinem Wahlkampf vorgesehen hat. Für ihn sind in erster Linie Grass’ rhetorische Fähigkeiten und bisweilen dessen Vorschläge zu möglichen Vortragsthemen von Interesse, wenn es um die zahlreichen Reden und Texte geht, die der Wahlkampf einem Politiker naturgemäß abverlangt. Es handelt sich um jene Leistungen, um die der Anwärter auf das Kanzleramt bereits 1961 bei ihrer ersten Begegnung gebeten hatte. Und diesen Erwartungen wird der Schriftsteller in der frühen Phase ihrer Korrespondenz auch gerecht. Beinahe wie aus dem Munde eines Sprachcoaches muten die Zeilen an, die „Herr[n] Brandt“, so die von Grass gewählte Anrede, nach seinem erwähnten Auftritt im Westberliner Sportpalast vom 2. April erreichen: „[A]ls aufmerksamer Zuhörer saß ich gestern abend in der Sporthalle. Gerade, weil mich diese Veranstaltung beeindruckt hat, möchte ich nicht versäumen,

⁷²⁹ Vgl. ebd., 1059.

⁷³⁰ Vgl. Ebd., 1059f.

⁷³¹ Willy Brandt an Günter Grass, 23. März 1965. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 94f.

Ihnen meine teils kritischen Beobachtungen mitzuteilen. Helmut Schmidts Rede und Ihre Rede hoben sich gut im Sinne einer Steigerung voneinander ab; dennoch machte in Schmidts Rede ein Zuviel von satirischem Charme und Improvisation den Mangel an Satire und Improvisation in Ihrer Rede deutlich. Nun weiß ich, daß beide Möglichkeiten Ihnen gegeben sind. Oft genug habe ich Sie aus dem Stegreif vortragen hören, und jedes Mal vermochten Sie mit halblauter Stimmlage zu überzeugen. Legen Sie es mir bitte nicht als Beckmesserei aus, wenn ich kritisch auf die verschwimmenden Satzenden in Ihrer Rede hinweise. Das erste Viertel der Rede [...] entwickelte sich zu stockend und erweckte bei den Zuhörern das fatale Gefühl, der Redner habe gegen Lustlosigkeit zu kämpfen.⁷³² Dieser schonungslosen, allerdings noch ausschließlich auf Sprache und Vortragsweise abzielenden Auswertung folgt auch sogleich ein Vorschlag, der zukünftig in Sachen Reden und Rhetorik Abhilfe schaffen sollte. Zu gut erinnert sich der Autor „noch vom letzten Wahlkampf [...], wie rasch die Sprache verschleißt, und wie wenig Wahrheit überzeugt, wenn verbrauchtes Wortmaterial sie kaschiert.“⁷³³ Um solchem Verbrauch vorzubeugen, soll der Politiker die Zusammenarbeit mit seinen Schriftstellern ausbauen, sprich die Wahrheit mithilfe der Intellektuellen und derer Worte konservieren. „Sie wissen, daß einige meiner Kollegen und ich gern bereit sind, Ihnen nach Kräften bei Ihrer immer größer werdenden Arbeit zu helfen; nur läßt sich diese Hilfe schlecht improvisieren. Nochmals schlage ich vor, hier in Berlin – in Zusammenarbeit mit Egon Bahr – ein Team (4-5 Mann) zu begründen, das es sich zur Aufgabe macht, Textvorschläge zu formulieren und den Aufbau Ihrer Reden zu verstärken.“⁷³⁴ Diesem Rat des Autors folgte Brandt, stellte aber statt der „4-5 Mann“ zwanzig in die sozialdemokratischen Dienste. Für drei Monate versammelte sich für Brandt und andere Politiker der SPD das Wahlkontor deutscher Schriftsteller in der Westberliner Hardenbergstraße, wo Hubert Fichte, Peter Härtling und Klaus Wagenbach neben anderen für einen Stundenlohn von zehn Mark Entwürfe für Reden, Slogans und Repliken schrieben.⁷³⁵

⁷³² Günter Grass an Willy Brandt, 3. April 1965. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 95ff.

⁷³³ Ebd., 99.

⁷³⁴ Ebd., 98.

⁷³⁵ Vgl. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 98f, Anm. 3.

Grass selbst zog es diesmal direkt in den Wahlkampf, wo er für Brandt und die SPD auf zwei privat finanzierten Reisen als Redner und Diskutant trommelte, ohne vorher allerdings darüber mit Kandidat oder Partei konkrete Absprachen getroffen zu haben.⁷³⁶ Trotz dieses Alleingangs bedankte sich Brandt zwei Tage vor der Bundestagswahl, die mit der abermaligen Niederlage enden sollte, bei Grass persönlich via Telegramm: „LIEBER GUENTER GRASS SCHON JETZT MEINEN DANK FUER IHREN GROSSEN EINSATZ. ER HAT UNS GENUETZT IHR BEKENNTNIS HAT DARUEBER HINAUS ANDERE ZUM ENGAGEMENT UND ZUR AKTION GEFUEHRT“.⁷³⁷ Zuletzt war der Schriftsteller wegen seiner Werbetour für Brandt und die SPD zum Teil stark in die Schuss- oder besser gesagt in die Wurflinie gewisser konservativer Kreise geraten. Bei einem Auftritt im der CDU zugeneigten Cloppenburg bereiteten ihm die Mitglieder der Jungen Union einen unvergesslichen, weil unangenehmen Aufenthalt. Für seine Rede, „die sonst in knapp einer Stunde vorbeirauscht“, hatte er zwei Stunden benötigt und sie auch nur unter Polizeischutz beenden können.⁷³⁸ „Auf Eierwürfe reagiere ich mit Hinweisen auf ‚verschleuderte‘ Subventionen für die Landwirtschaft“, schrieb der Autor rückblickend auf diese Veranstaltung in seinem 1999 erschienenen Kalendergeschichten-Band *Mein Jahrhundert*. „Einige Bauernjungs, die gezielt mit Eiern warfen und auch trafen, werden mich vier Jahre später, als nunmehr bekehrte Jungsozialisten, zur zweiten Runde nach Cloppenburg einladen; doch diesmal ermahne ich die Eierwerfer aus moorlochtief katholischem Wissen: ‚Laßt das, Jungs! Sonst müßt ihr am nächsten Sonnabend eurem Herrn Pfarrer ins Ohr beichten.“⁷³⁹ Dass Grass noch über dreißig Jahre später keinen Zweifel am Wirken seiner Botschaft hat, wird deutlich, wenn er von der Bekehrung der „Bauernjungen“ zu „Jungsozialisten“ spricht; und er fügt hinzu: „Als wir den Tatort, beschenkt mit vollem Eierkorb [...] verließen und ich ziemlich bekleckert den Beifahrer abgab, sagte Gustav

⁷³⁶ Volker Neuhaus, *Günter Grass*, 219. Im extra zum Wahlkampf herausgebrachten Heft *Dich singe ich Demokratie – Es steht zur Wahl* heißt es gleich zu Beginn: „Uns finanziert keine Partei. Deshalb verlangen wir Eintrittsgeld und hoffen, daß wir die Mark wert sind.“ Mit ‚wir‘ waren neben Grass der Liberale Studentenbund sowie der Sozialdemokratische Hochschulbund gemeint, die Grass bei seinen beiden Reisen unterstützten. Grass, *Dich singe ich*, 3.

⁷³⁷ Willy Brandt an Günter Grass, 17. September 1965. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 101.

⁷³⁸ Grass, *Mein Jahrhundert*, 236; vgl. zudem Neuhaus, *Günter Grass*, 220f.

⁷³⁹ Grass, *Mein Jahrhundert*, 236f.

Steffen [...] mit Blick auf den Rückspiegel: ‚Geht bestimmt schief, die Wahl. Aber hier, das hat Stimmen gebracht.‘⁷⁴⁰ Diese Begegnung mit der politischen Gegnerschaft bleibt nicht die einzige unerfreuliche Konfrontation, Cloppenburg nicht der einzige ‚Tatort‘ im Wahlkampf. ‚Zurück in Berlin brannte, während ich bleischwer schlief, unsere Haustür und erschreckte Anna, die Kinder.‘⁷⁴¹ In der Nacht zum 16. September, drei Tage vor der Bundestagswahl, hatten Unbekannte versucht, das Haus des Schriftstellers mit Benzin in Brand zu stecken, waren dabei allerdings nicht über den Eingangsbereich hinausgekommen; ein Ereignis, das, wie Willy Brandt im zuvor zitierten Telegramm noch aufbauend schrieb, ihn, Grass, ‚NICHT TREFFEN KONNTE‘.⁷⁴²

Damit schien der Politiker Recht zu behalten. In einem Schreiben vom 2. Oktober aus dem französischen Grau du Roi erreichten ihn überaus optimistische Töne des Schriftstellers. Wenngleich auch der zweite Anlauf auf das Kanzleramt für Brandt mit einer Niederlage endete, zeigte sich Grass hinsichtlich des eingeschlagenen Weges zu einer ‚unabhängige[n] Spielart der Parteinahme während des Wahlkampfes‘ nicht nur bestätigt, sondern vielmehr noch ‚bestärkt‘.⁷⁴³ Zwar musste er registrieren, dass ‚meine Art Partei zu ergreifen‘ nach wie vor ‚noch auf starken Widerstand, auch innerhalb der SPD, gestoßen ist, dennoch meine ich, in vier Jahren wird solcher Initiative schon das Selbstverständliche anhaften.‘⁷⁴⁴ Den Brief schließt er mit dem Angebot, ‚dem Präsidium der SPD‘ mit ‚einem kurzen Vortrag über ‚meine Erfahrungen‘ im Wahlkampf‘ Bericht zu erstatten.⁷⁴⁵ Solche Versuche, sich neben Brandt auch in den höheren Parteikreisen mit seiner Stimme zu etablieren, sich somit selbst politisches Gewicht zuzuschreiben, halfen sicherlich nicht dabei, besagte parteiinterne Widerstände abzubauen. Zudem waren die von Grass gehaltenen Vorträge Teilen der SPD-Führung ein Dorn im Auge, was auch dem Autor nicht entgangen war. In seiner Rede *Es steht zur Wahl* heißt es dementsprechend: ‚Niemand hat uns gebeten, diesen Balanceakt zu vollführen, und Herbert

⁷⁴⁰ Ebd., 237.

⁷⁴¹ Ebd.

⁷⁴² Willy Brandt an Günter Grass, 17. September 1965. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 101.

⁷⁴³ Günter Grass an Willy Brandt, 2. Oktober 1965. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 105, 103.

⁷⁴⁴ Ebd., 105.

⁷⁴⁵ Ebd.

Wehner mag jetzt schon Blitze hinter seiner Pfeife bündeln, weil etwas passiert, das nicht er organisiert hat. Kümmern kann uns das nicht.⁷⁴⁶ Auf stattliche 52 Wahlveranstaltungen für Brandt und die SPD hatte es Grass 1965 während zweier Reisen durch 45 Städte gebracht.⁷⁴⁷ Vor Tausenden Zuhörern – allein in Cloppenburg wurden über 4000 Besucher gezählt – trug der Autor im Zuge seiner Werbetour für die Partei *seine* persönlichen Ansichten zu Themen wie der Fünfprozentklausel, dem Wehrpflichtalter, dem gesetzlichen Alter, das einen Bürger zur Wahl berechtigt, sowie der bundesrepublikanischen Deutung des 17. Juni 1953 als Volksaufstand vor. „Soweit meine Vorschläge“ lässt er den Zuhörer der Rede *Es steht zur Wahl* unmissverständlich wissen, dass hier kein von der SPD abgestellter Repräsentant, sondern der Privatmann Grass das Wort ergriffen hat. Ein „etwas verschwommenes Plädoyer für die SPD“ hieß es nach einer dieser Wahlveranstaltungen in der *Zeit* entsprechend.⁷⁴⁸ Mit den Wahlreisen im Jahr 1965 hatte sich Grass vom Redenschreiber und Sprachcoach aus der zweiten in die erste Reihe vorgeschoben, wo er nun verstärkt seine eigenen Inhalte mithilfe der Partei-Nähe unter die Menschen trug. Nicht jeder zeigte sich angesichts solcher Alleingänge für die SPD so dankbar, wie es Brandt in seinem Telegramm getan hatte. Insbesondere Grass’ Abweichungen von der Parteilinie die Ostgebiete betreffend lösten Empörung aus. Hier war Grass stets ein Verfechter der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze gewesen. Im Sozialdemokratischen Pressedienst war im Juli dann zu lesen: „Die Äußerungen von Günter Grass stehen im eklatanten Widerspruch zur Haltung und Politik der SPD. Die SPD hält am Heimat- und Selbstbestimmungsrecht für alle Deutschen fest und wird auch weiterhin mit den Mitteln friedlicher Politik für die Verwirklichung dieses Rechts in den deutschen Ostgebieten eintreten. Diese Politik wurde soeben wieder von Willy Brandt auf dem Nürnberger Landesparteitag der SPD unterstrichen. Brandt fügte hinzu, die SPD werde keine Politik hinter dem Rücken der Vertriebenen betreiben.“⁷⁴⁹ Ein

⁷⁴⁶ Grass, *Dich singe ich*, 4.

⁷⁴⁷ Neuhaus, *Günter Grass*, 219.

⁷⁴⁸ Hermann, „Wahlhelfer“, 28.

⁷⁴⁹ Sozialdemokratischer Pressedienst, „Im Widerspruch“, 35. Aus der Presseerklärung vom 21. Juli 1965 wird hier der Wortlaut vom Almar Reitzner, Vorsitzender des Landesvertriebenenbeirates der SPD in Bayern, zitiert.

wahlstrategischer Protest, der wohl weniger auf gegenteiligen Ansichten als vielmehr auf der Angst beruhte, Wählerstimmen zu verlieren. Noch einmal sei an den Einakter *POUM* erinnert, in dem der Wahlkampfleiter die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze zwar durchaus unterstützte, sie aber als Gegenstand für den Wahlkampf als ungeeignet erachtet, da solch ein Schritt die Vertriebenen in die Arme der Christdemokraten getrieben hätte.

Doch nicht allein über die 1965er Wahlreisen suchte der Autor für sich und seine politischen Anschauungen das öffentliche Forum. Ein Jahr später, kurz nachdem die Koalition aus CDU und FDP an Meinungsverschiedenheiten zur Sanierung des Finanzhaushalts zerbrochen war, begann sich die erste Große Koalition der Bundesrepublik abzuzeichnen. Diese Entwicklung blieb nicht ohne Folgen für die Beziehung zwischen den Sozialdemokraten und den Intellektuellen, was sich auch im Briefwechsel zwischen dem Autor und dem noch Regierenden Bürgermeister Berlins niederschlug. In seinem berühmten und an früherer Stelle bereits zitierten Brief vom 26. November 1966 an Brandt ändert Grass nicht nur seine Position dem Politiker gegenüber, sondern auch das Format der Korrespondenz. „[B]evor es zur Grossen Koalition kommt, bevor also Sie zwischen den Herren Kiesinger und Strauss den Kronzeugen einer falschen Harmonie werden abgeben müssen, bitte ich Sie, den Vorsitzenden der SPD, einer Partei also, in die ich meine Hoffnung setzte und setze, noch einmal die unabsehbare Entscheidung zu bedenken.“⁷⁵⁰ Anders als in den bisherigen Schreiben an Brandt wählte Grass hier – wie schon bei seinem Einstieg in die Politik 1961 – das Genre des offenen Briefes und positionierte sich dabei nicht mehr als Helferfigur an der Seite des Politikers, sondern stilisierte sich zu dessen Kritiker und Mahner. „Zwanzig Jahre verfehlte Aussenpolitik werden durch Ihr Eintreten in eine solche Regierung bemäntelt sein. Der unheilbare Streit der CDU-CSU wird auf die SPD übergreifen. Ihre Vorstellung vom ‚Anderen Deutschland‘ wird einer lähmenden Resignation Platz machen.“⁷⁵¹ Das aus Grass’ Sicht drohende Nebeneinander von Brandt und

⁷⁵⁰ Günter Grass an Willy Brandt, 26. November, 1966. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 121.

⁷⁵¹ Ebd., 122.

Kiesinger dürfte neben dem lähmenden „Proporz-Einerlei der Grossen Koalition“ auch aus persönlichen Gründen für den Autor abschreckend gewirkt haben. Kiesinger war kurz nach 1933 der NSDAP beigetreten und bis 1945 Mitglied geblieben. Nachträglich hatte er diesen Umstand immer wieder als Widerstand von innen zu erklären versucht.⁷⁵² Unter der hier zuvor formulierten Prämisse, dass seine politische Arbeit für den moralisch unantastbaren Brandt Teil des Grass'schen Umgangs mit der eigenen Vergangenheit war, dürfte dieser politische Schulterschluss und die damit verbundene Nähe zum personifizierten Nationalsozialismus Grass' Partnerschaft mit Brandt deutlich untergraben haben. Für Grass standen die Taten des pragmatisch handelnden Politikers plötzlich im Widerspruch zu dem von ihm geschaffenen Brandt-Bild. Sein moralischer Fixpunkt drohte sich mit der Kiesinger-Kooperation plötzlich aufzulösen, Brandts bisher tadelloser Lebensweg nun doch vom braunen Makel verunstaltet zu werden; eben jenes lebensgeschichtliche Narrativ, in welches Grass sich durch sein Engagement hineinzuschreiben schien.

Die bevorstehende Kollaboration der SPD mit einem ehemaligen Nationalsozialisten sorgte letztendlich sogar dafür, dass sich der Schriftsteller an den CDU-Politiker persönlich wandte, um, „stellvertretend für viele [...] noch einmal, in letzter Minute, empört Einspruch zu erheben.“⁷⁵³ Das Amt des Bundeskanzlers, so Grass' Appell an Kiesinger in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, könne in einem geteilten Land ohne Friedensvertrag, „mit seiner immer noch nicht abgetragenen Hypothek“ „niemals von einem Mann wahrgenommen werden“, welcher „schon einmal wider aller Vernunft handelte und dem Verbrechen diene, während andere daran zugrunde gingen, weil sie der Vernunft folgten und dem Verbrechen Widerstand boten.“⁷⁵⁴ In diesem Zusammenhang kritisierte er Kiesinger auch dafür, sich „nachträglich zum Widerstandskämpfer zu ernennen.“⁷⁵⁵ Die Wirkung blieb aus; am selben Tag noch wurde der

⁷⁵² Vgl. Kiesinger, *Dunkle und belle Jahre*, 168.

⁷⁵³ Grass, *WA 14*, 192.

⁷⁵⁴ Ebd., 191.

⁷⁵⁵ Ebd.

Christdemokrat dritter Kanzler der Bundesrepublik, Brandt sein Außenminister und Stellvertreter.⁷⁵⁶

Im Gegensatz zu Grass' offenem Brief an Kiesinger hatte das in der *Zeit* abgedruckte Schreiben vom 26. November an Willy Brandt noch ein Nachspiel. War der Schriftsteller mit seinem Rollenwechsel vom Sprachcoach und Ideengeber hin zum privat agierenden Wahlkämpfer für Brandt noch auf Verständnis, ja sogar auf Dank gestoßen, sorgte Grass in seiner neuen Funktion als Kritiker bei diesem nun für erhebliche Verstimmung. Dass Grass noch dazu die Kommunikation über die Öffentlichkeit umgeleitet, den privaten Rahmen der gemeinsamen Korrespondenz bereitwillig zugunsten seiner eigenen politischen Ansichten aufgegeben hatte, dürfte Brandt, dessen Kritikfähigkeit Grass ja stets betont hatte, über die Grenzen seiner Empfänglichkeit für produktive Widerrede gedrängt haben. Dies zumindest suggeriert die Replik des neuen Außenministers zwei Tage später, die zwar weitestgehend von Verständnis für die von Grass vorgebrachten Sorgen, zum Ende hin aber auch von einem schärferen Ton geprägt ist. Den von Grass gewählten öffentlichen Kanal über *Die Zeit* behielt Brandt bei. „Sie haben die Sorgen und Befürchtungen formuliert, die viele Menschen – und nicht die schlechtesten – in unserem Land mit Ihnen teilen. [...] Wir wissen, daß wir Zähigkeit und Kraft und Nüchternheit brauchen, damit der Schritt der SPD [in die Große Koalition] unserem Volk nützt und Ihre Sorgen nicht Wirklichkeit werden. [...] Sie, Ihre Freunde und viele der kritischen jungen Menschen dürfen sich gerade jetzt nicht in das Abseits der Resignation oder des bloßen Protestes stellen. Die demokratische Linke und unser Land würden nicht nur ärmer,

⁷⁵⁶ Auf Grass und dessen „Einspruch“ angesprochen entgegnete Kiesinger in einem Interview wenig später durchaus diplomatisch: „Günter Graß hat mir geschrieben, daß ich seinen Rat als den eines ‚fiktiven Sohnes‘ annehmen solle. Das Problem ist sehr ernst zu überlegen. Ich hatte einen anderen Kandidaten vorgeschlagen: Herrn Gerstenmaier, einen Widerstandskämpfer. Ich habe mich nicht nach diesem Amt gedrängt. Meine Partei wollte es so. Und am Anfang hoffte ich, daß Herr Gerstenmaier mein Außenminister werden würde. Nun habe ich einen anderen Widerstandskämpfer an meiner Seite. Das zeigt, wie ich dazu stehe.“ Auch sich selbst zählt Kiesinger – trotz seiner NSDAP-Mitgliedschaft – zum Kreis der Widerstandskämpfer: „Ich bin als Nationalkonservativer zur Partei 1933 gekommen, um Deutschland zu helfen. Ich habe niemals mit den Nazi-Ideen sympathisiert. Aber ich dachte, man könnte sie überspielen.“ Der Beitritt, so seine Argumentation, war ein Widerstand von Innen: „Ich wußte, daß ich saubere Hände habe. Wenn ich auch nur ein sogenannter Mitläufer gewesen wäre, wenn ich nicht wirklich Widerstand geleistet hätte und Kopf und Kragen riskiert hätte, dann hätte ich das Amt [des Bundeskanzlers] nicht übernommen.“ Kiesinger/Wolfmann, „Risiko“, 26.

sondern auch schwächer werden. *Das Gewissen der Sozialdemokratischen Partei schlägt nicht außerhalb dieser Partei.*⁷⁵⁷ Der Leser mag zunächst geneigt sein, diesen letzten Satz vor allem aufgrund der vorangegangenen, durchaus diplomatischen Zeilen als Aufruf zu Einigkeit innerhalb der Partei und als Zeichen der Inklusivität zu verstehen. Da der Brief aber an das Nicht-Parteimitglied und den neuerdings öffentlichen Partei- und Brandt-Kritiker Günter Grass gerichtet ist, dürfte hier die Lesart, bei der der Politiker den Schriftsteller in seine Schranken weist, die angemessenere sein. Als Außenstehender, der die SPD-Nähe in der Vergangenheit für seinen eigenen politischen Themenkatalog genutzt hatte, selbst aber keine Anstalten machte, den Sozialdemokraten beizutreten, solle Grass sich mit seinem Urteil zu Entscheidungen der Partei doch eher zurückhalten. Und tatsächlich nahm der Autor Brandts Gewissens-Satz als einen solchen Seitenhieb wahr und entgegnete entsprechend energisch in einem *Zeit*-Artikel vom 9. Dezember. Darin ist Brandt zunächst nicht mehr Adressat, sondern Gegenstand der Grass'schen Kritik. „Willy Brandt, bislang Regierender Bürgermeister in Westberlin, nun Vizekanzler und Außenminister in der von ihm lustlos angestrebten Großen Koalition, antwortete postwendend. Der Brief ist maßvoll, besorgt und vermeidet es, auf meine Bedenken im Detail einzugehen. Ein Satz dieses Briefes – ‚Das Gewissen der Sozialdemokratischen Partei schlägt nicht außerhalb dieser Partei‘ – erregt meinen heftigen Widerspruch.“⁷⁵⁸ Dann wendet er sich direkt an den neuen Außenminister und greift dabei zu einem Vergleich, der eher auf verletzten Stolz als kritische Reflektion hindeutet. Auf die im Raum stehende Frage, ob die Sozialdemokraten einen „Alleinanspruch“ „auf dieses oft mißbrauchte Klischee“ hätten, das Brandt das Gewissen der SPD genannt hatte, entgegnet er entschieden: „Nein, Willy Brandt, so festgefügt die Sozialdemokratische Partei Deutschlands sein mag [...], nicht Sie allein können bestimmen, was soziale Demokratie bedeutet, sein kann und sein sollte. Genausowenig, wie Herr Ulbricht den Anspruch stellen darf, Verwalter der marxistischen Lehre zu sein, genausowenig, wie es ein Franz

⁷⁵⁷ Willy Brandt an Günter Grass, 28. November 1966. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 127. Hervorgehoben vom Verfasser.

⁷⁵⁸ Grass, *WA* 14, 193.

Josef Strauß überlassen bleiben darf, die christliche Lehre vor seinen parteilichen Karren zu spannen, darf es Ihnen fortan möglich sein, die Partei eines August Bebel mit Alleinanspruch zu vertreten“.⁷⁵⁹ Denn: „Der Staat sind wir.“⁷⁶⁰ Während die von Grass hier rhetorisch realisierte Nähe zwischen Brandt und Strauß durch die Bildung der Großen Koalition durchaus der neuen politischen Realität entsprach (und den SPD-Politiker dennoch getroffen haben dürfte), so konnte das für den Fall der Ulbricht-Diktatur nicht behauptet werden.⁷⁶¹ Hier sprach nicht der verantwortungsvolle Staatsbürger, sondern der Schriftsteller, der sich ignoriert fühlte. Gerade aber an diesem Status als Staatsbürger machte Grass seine politische Aktivität stets fest, wie der vorangegangene, schon beinahe pathetisch klingende Satz „Der Staat sind wir“ erkennen lässt.⁷⁶²

Brandts persönlicher Botschafter: Günter Grass in diplomatischer Mission in Israel 1967

Die allgemeine Feiertagsstimmung Ende Dezember 1966 nahm Brandt zur Gelegenheit, den Dialog mit Grass nicht nur zu entschärfen, sondern auch aus dem öffentlichen Forum der Tageszeitung auf das private Briefpapier zurückzuholen. In seiner Weihnachtspost an den Schriftsteller bemüht er passende Neustart rhetorik. „[N]ach den letzten turbulenten Wochen muß ich jetzt erst einmal ausschlafen. Möglichst bald im neuen Jahr sollten wir versuchen, in Ruhe über Chancen und Gefahren dessen zu sprechen, was vor uns liegt. Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus“.⁷⁶³ Neben den Koalitionsverhandlungen sowie der anschließenden Regierungsneubildung bezog sich „turbulent“ wohl nicht zuletzt auch auf die Entwicklungen in der Beziehung zu Grass. Überhaupt läßt das kurze Schreiben an mehreren Stellen dazu ein, nicht

⁷⁵⁹ Ebd., 193f.

⁷⁶⁰ Ebd., 195.

⁷⁶¹ Strauß sollte nach der erneuten Regierungsneubildung ab Dezember 1966 die Position des Bundesministers für Finanzen bekleiden.

⁷⁶² Hier sei zudem bemerkt, dass Grass auf Bundesebene gerade das Wahlrecht, die höchste Form der politischen Partizipation des Staatsbürgers, als West-Berliner nicht besaß. Die Bundestagsabgeordneten West-Berlins wurden nicht direkt gewählt, sondern vom Abgeordnetenhaus bestimmt, jeweils abhängig von der Stärke der Fraktion. Im Bundestag hatten sie dann zumeist kein Stimm- oder Wahlrecht. Das führte am Ende sogar dazu, dass Brandts eigene Stimme bei seinem dritten und schließlich erfolgreichen Anlauf auf das Amt des Bundeskanzlers 1969 nicht gezählt wurde.

⁷⁶³ Willy Brandt an Günter Grass, Dezember 1966. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 131.

nur auf die bloße politische Situation bezogen, sondern auch auf das Miteinander im Allgemeinen und die Korrespondenz zwischen den beiden Männern im Speziellen gelesen zu werden. So ist der Vorschlag, sich zu einer persönlichen Unterredung zu treffen, als subtiles Signal an den Adressaten zu verstehen, dass der gemeinsame Briefwechsel künftig ohne weitere Mitleser – eben „von Haus zu Haus“ – vonstattengehen sollte.⁷⁶⁴ Brandts Betonung, jene Gespräche mögen doch „in Ruhe“ geführt werden, ist demnach Ausdruck dafür, dass er sich den Schriftsteller wieder zurück an seine Seite wünscht, eben als Advokaten und Berater, dessen Widerrede er nur hinter verschlossenen Türen zu hören bekommt. Folgt man dieser Lesart, so spricht Brandt nicht nur von „Chancen und Gefahren“ mit Blick auf die Große Koalition, sondern auch auf das Miteinander zwischen Intellektuellen und Politikern. Beinahe könnte man geneigt sein, das Wort „Gefahren“ als eine Art Warnung, wenn nicht sogar als ein Ultimatum an Grass zu verstehen. Brandts Vorhaben, „erst einmal aus[zu]schlafen“ ließe sich demnach auch als eine indirekte Empfehlung an den Empfänger der Zeilen begreifen, dieser möge doch das Schreibwerkzeug bis zum neuen Jahr ruhen lassen, ehe man dann frisch und gestärkt zueinander findet. Grass jedenfalls schien der Doppelton nicht entgangen zu sein. Sein anschließendes Schreiben vom 23. Februar erreichte Brandt wieder auf dem herkömmlichen Weg – über dessen Briefkasten.

Auch der in der Öffentlichkeit von Grass gewählte kritische Ton war in der Folge aus der Korrespondenz verschwunden; die Wogen hatten sich geglättet. Zwar gab sich der Schriftsteller weiter als besorgter Mahner, wenn er beispielsweise von der „zunehmenden Richtungslosigkeit“ der intellektuellen SPD-Anhänger sprach, doch war er wieder zurück an die Seite Brandts gerückt.⁷⁶⁵ Tatsächlich erlangt man als Leser der Briefe mehr denn je den Eindruck, Grass habe in der Tagespolitik einen neuen Beruf, wenn nicht sogar seine Berufung, gefunden. Zeugnis dafür ist der nachstehende Satz, der sich auf den gerade verstorbenen SPD-Abgeordneten Fritz Erlers bezieht und deutlich macht, dass Grass' Einmischung in die Politik weit über abstrakte ethische

⁷⁶⁴ Brandts Einladung war nicht nur bloße Geste. Noch am 26. Januar 1967 traf man sich in Bonn zu den erwähnten Gesprächen. Neben Brandt waren vonseiten der SPD auch der Danziger Horst Ehmke, Egon Bahr sowie Karl Schiller zugegen. Vgl. ebd., 131, Anm. 1.

⁷⁶⁵ Günter Grass an Willy Brandt, 23. Februar 1967. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 137.

Fragen, wie sie traditionell mit dem Intellektuellen in Verbindung gebracht werden, hinausging. „*Es ist nicht mein Amt*, Ihnen unerbetene Vorschläge zu machen, aber erlauben Sie mir, heute, da der Stuhl Fritz Erlers verwaist ist, einen Wunsch zu äußern: es möge ein Mann ähnlicher politischer Herkunft, ein Mann vorbildhafter Bewährung (es sei offen ausgesprochen: ich meine Heinz Kühn) diesen Platz einnehmen.“⁷⁶⁶ Nicht im Sinne einer Funktion oder Rolle sieht Grass sein Wirken im politischen Tagesgeschehen, sondern als „Amt“. Der Gebrauch dieses Begriffs ist Indiz dafür, wie sehr sich Grass auf die Parteipolitik und mit ihr auf deren Sprache eingelassen hatte. Was sich hinter diesem selbstaufgelegten Amt verbirgt, bleibt vorerst offen. Wir erfahren lediglich, dass es ihm nicht obliegt, personal-politische Empfehlungen auszusprechen (– was er unter dem Deckmantel eines Wunsches dennoch tut).⁷⁶⁷

Der Autor stand jedoch mit dem Eindruck nicht allein da, sein Wirken käme dem einer offiziellen Stellung an der Seite Brandts gleich. Die inzwischen sechsjährige Zusammenarbeit mit dem SPD-Politiker hatte auch Dritte vergessen lassen, dass ihnen kein offizieller Partei- oder Regierungsvertreter, sondern ein Schriftsteller gegenüberstand. Davon sollte Grass in einem Brief an Brandt vom 4. April 1967 selbst berichten, nachdem er von einer zweiwöchigen Reise aus Israel zurückgekehrt war. Im Jahr zuvor hatte die israelische Regierung über ihren Botschafter Asher Ben Nathan Grass als erstem deutschen Schriftsteller das Angebot unterbreitet, ihrem Land einen offiziellen Besuch abzustatten; nun war er dieser Einladung gefolgt.⁷⁶⁸ Von den Kollegen des Hebräischen Schriftstellerverbandes boykottiert, fand sich Grass für den Großteil seiner Gespräche führenden Persönlichkeiten der israelischen Politik gegenüber. So führte er Unterredungen mit mehreren Ministern, unter anderem mit dem damaligen Außenminister Abba Eban sowie dem Ministerpräsidenten Levi Eschkol.⁷⁶⁹ War es Koketterie oder tatsächlich

⁷⁶⁶ Ebd.

⁷⁶⁷ Die hier von Grass als Wunsch getarnte Empfehlung Erlers als Fraktionsvorsitzenden durch Heinz Kühn zu ersetzen, realisierte sich nicht. Stattdessen sollte Helmut Schmidt die Nachfolge antreten. Vgl. ebd., 137, Anm. 9.

⁷⁶⁸ Zimmermann, *Günter Grass*, 226.

⁷⁶⁹ Vgl. ebd., 226f. Die konsequente Weigerung des Schriftstellerverbandes sorgte sowohl auf deutscher als auch israelischer Seite für wenig Verständnis, ja bisweilen für Proteste. Es sei einfach „noch nicht an der Zeit, einen deutschen Schriftsteller offiziell zu empfangen“, hatte die Begründung der Autoren gelautet. Hilde Domin, Nelly Sachs, Erich Fried und Peter Weiss hatten daraufhin in einem offenen Brief in der *Stuttgarter Zeitung* vom 20. März

Verwunderung, als Grass daraufhin seinen Brief an Brandt mit den Zeilen eröffnete: „[I]ch möchte nicht versäumen, Ihnen Bericht zu geben. Meine Israel-Reise hatte mehr Bedeutung, als mir und meiner literarischen Arbeit zukommen konnte.“⁷⁷⁰ Gerade die literarische Arbeit jedenfalls spielte bei seinem Besuch für den Gastgeber nur eine untergeordnete Rolle. Mit dem Empfang durch Autoren wie Dan Ben-Amos oder Max Brod und die Einladung ins Jerusalemer Künstlerhaus hatte sich der kulturelle Teil der Reise auch schon wieder erschöpft. Nach sechs Jahren der Parteinahme für die SPD wurde der Autor mittlerweile als verlängerter Arm, oder im Sinne der hier gesuchten Amtsbezeichnung, als persönlicher Botschafter des neuen bundesdeutschen Außenministers empfangen. Dies kam nicht zuletzt im Gespräch mit dem Directeur du Département de l'Europe Occidentale Zeev Shek zum Ausdruck. Von dessen Inhalt erfahren wir detailliert aus Grass' Brief an Brandt. So nutzte Shek das Gespräch mit dem Gast, um für die Unterstützung des Außenministers hinsichtlich eines Beitritts Israels in die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft zu werben. „Wenn sich Willy Brandt entschließen könne, Wortführer dieser Bemühungen zu sein, werde diese Tat positive Rückwirkungen in Israel zeigen.“⁷⁷¹ Die Antwort, die er daraufhin von Grass vernahm, dürfte für viel Wohlwollen gesorgt haben. Denn tatsächlich hatte Brandt den Schriftsteller noch vor dessen Abreise in einem Telefonat instruiert, die Gesprächspartner vor Ort über seine Absichten, sich in Brüssel für Israel starkzumachen, zu informieren.⁷⁷² Auch im Dialog mit dem Ministerpräsidenten fungierte Grass als Mittelsmann, wenn er auf dessen Nachfrage beispielsweise Auskunft zu Brandts sozialistischen Ansichten gab.⁷⁷³ Ferner erfahren wir aus Grass' „Bericht“, dass sich ein erheblicher Teil der Unterredung mit Shek um Israels angespannte Lage in der arabischen Welt drehte. Wenige Wochen vor dem Ausbruch des Sechstageskriegs zwischen dem jüdischen Staat

1967 als „von Hitler verfolgte Juden und Beinah-Juden“ für Grass ihre Stimmen erhoben. In Israel war man dagegen um das Prestige der israelischen Regierung besorgt, deren Entscheidung durch eine solche Weigerung untergraben wurde. Vgl. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 139, Abb. 16.

⁷⁷⁰ Günter Grass an Willy Brandt, 4. April 1967. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 138.

⁷⁷¹ Ebd., 144.

⁷⁷² Vgl. Ebd., 146.

⁷⁷³ Ebd., 142.

und den Mitgliedern der Arabischen Liga Jordanien, Syrien und Ägypten versuchte der Diplomat, über Grass seine Sorgen und Überzeugungen an Brandt heranzutragen; mit gewissem Erfolg, wie sich später herausstellte. Kurz nach Grass' Besuch in Israel hatte die Bundesrepublik einen diplomatischen Termin mit dem Generalsekretär der Arabischen Liga Mohamed Abdel Khalek Hassouna angesetzt. „Warnend sagte Herr Shek: Wenn mit Hassouna verhandelt wird, wird der Preis größer sein, als bei Einzelverhandlungen. Wie im Fall Jordanien, ist Israel für die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu den arabischen Staaten. Die arabische Welt sollte sich daran gewöhnen, daß man mit beiden Seiten gute Beziehungen haben kann. Falls Israel von den Arabern als Problem benutzt wird, sollte die Reaktion sein: Israel ist kein Verhandlungsobjekt.“⁷⁷⁴ Diesen von Grass übermittelten letzten Satz soll Brandt während des besagten Treffens mit dem Generalsekretär Hassouna mit besonderer Vehemenz vorgebracht haben. Außenminister Abba Eban gegenüber bestätigte Brandt in beinahe unverändertem Wortlaut, er habe bei dem Gespräch mit Hassouna deutlich gemacht, „daß unser Verhältnis zu Israel kein Verhandlungsobjekt sei“.⁷⁷⁵ Hinter all diesen Gesprächspunkten stand auch das sensible Thema der bilateralen Beziehungen zwischen Israel und der Bundesrepublik. „In diesem Zusammenhang“, schreibt Grass, „wurde meine Reise nach Israel gewertet.“⁷⁷⁶ Dass man sich dabei nicht nur unverbindliche und gutgemeinte Worte mit auf den Weg gab, sondern vielmehr die diplomatischen Beziehungen anhand von durchaus konkreten Zahlen und Formen der Unterstützung diskutierte, machte die politische Bedeutung deutlich, die Grass in den Augen seines israelischen Gegenübers besaß. „Israel wünscht sich die Wiederholung der Wirtschaftshilfe (Anleihe) in Höhe von 160 Millionen DM ohne abermalige Verhandlungen“, berichtete er dem Außenminister nach seiner Rückkehr. Darüber hinaus „zeigt Israel dringliches Interesse an halb-militärischen Materiallieferungen: Lastwagen, Sanitätswagen, Radargeräten, elektronischem Gerät.“⁷⁷⁷ Mit Brandts Wechsel in die Außenpolitik sah auch der Schriftsteller sein

⁷⁷⁴ Ebd., 140.

⁷⁷⁵ Ebd., 140, Anm. 4.

⁷⁷⁶ Ebd., 144.

⁷⁷⁷ Ebd., 146.

Aufgabengebiet gewachsen. Die neue Rolle beschrieb er dabei so: „Lieber Willy Brandt, ich bin gern bereit, im Gespräch, sei es in Bonn oder hier in Berlin, meine Reiseeindrücke detailliert vorzutragen, wie ich auch weiterhin bereit bin, im Rahmen meiner Auslandsreisen, sofern sie offiziellen Charakter haben, zu vermitteln und zu übermitteln.“⁷⁷⁸ Dass er seine Rolle als Vermittler und Übermittler offen interpretierte – also nicht nur den bloßen Berichterstatter verkörpern würde – zeigt sich noch im selben Brief, in dem er einen eigenen Vorschlag der Liste von „Herrn Sheks Ansichten“ beifügte, ohne ihn jedoch als solchen zu markieren. Hinsichtlich der Einbindung Israels in die von Brandt anvisierte Ostpolitik heißt es: „Israel legt Wert darauf, weiterhin noch deutlicher zwischen den Bemühungen der Bundesrepublik und der Ignoranz der DDR Israel gegenüber zu unterscheiden. In diesem Zusammenhang böte sich die Möglichkeit, wie in Rumänien, nun auch in Polen, in der Tschechoslowakei und in der Sowjetunion an der neuen deutschen Ostpolitik vermittelnd mitzuarbeiten.“⁷⁷⁹ Erst Grass' persönliche Reisetexte, die Brandt freilich nicht zur Verfügung standen, offenbarten die hier angesprochene „Möglichkeit“ einer vermittelnden Rolle Israels in der Ostpolitik im Nachhinein als einen von Grass gemachten Vorschlag („Vorschlag von mir“).⁷⁸⁰ Letztlich spielte dieser Gedanke Grass' für die tatsächliche Annäherung der Bundesrepublik an die Ostblockstaaten keine Rolle. Dennoch ist der Vorschlag symptomatisch für das politische Wirken des Schriftstellers, versteht man letzteres – wie schon die Zusammenarbeit mit Brandt – als einen Akt der Buße. Wenn auch nicht Täter, so doch im Lager der Täter, wie es zu Beginn des Kapitels heißt. Im Lager jener also, die für die Zerstörung Europas und den Völkermord an den Juden verantwortlich zeichneten. Als „verpflichtende Aufgabe“ verstand Grass diesen diplomatischen Besuch „und ich glaube es ist mir gelungen, mit einigem Erfolg dieser Aufgabe nachzugehen.“ Die Öffentlichkeit in Israel sei jedenfalls „zum gewichtigen Teil bereit [...] das Gespräch mit der Bundesrepublik [...]

⁷⁷⁸ Ebd.

⁷⁷⁹ Ebd., 145.

⁷⁸⁰ Ebd., 145, Anm. 11. Auch der von Grass vorgenommene Moduswechsel vom Indikativ zum Konjunktiv hilft dem Leser dieser Zeilen nicht, die „Möglichkeit“ als „Vorschlag“ zu identifizieren, da Grass bereits zuvor in seinen Darstellungen von „Herrn Sheks Ansichten“ mehrfach von der indirekten Rede Gebrauch gemacht hatte.

aufzunehmen.⁷⁸¹ Dabei ließ Grass Brandt gegenüber keine Zweifel aufkommen, dass dieser Umstand auch diplomatischen Arbeit des Schriftstellers vor Ort zu verdanken sei. „Zumindest in Israel ist mir in aller Breite bestätigt worden, daß mein Besuch während weniger Tage Vorurteile abzubauen vermochte, die seit Jahrzehnten bestanden hatten.“⁷⁸² Im mühsamen Aufbau diplomatischer Beziehungen zwischen den beiden jungen Staaten waren im Laufe der Jahre zahlreiche Persönlichkeiten aus der SPD nach Israel zu offiziellen Treffen gereist. Nun fand sich auch der Schriftsteller Günter Grass in einer Reihe mit namhaften Sozialdemokraten wie Erich Ollenhauer (1957), Carlo Schmid (1958), Willy Brandt (1960) und Fritz Erler (1961).

Mit der Rolle als Brandts diplomatischer Repräsentant in Israel soll dieses Kapitel nun schließen. Zwar war 1967 weder das Ende des Briefwechsels zwischen Grass und Brandt noch das Ende von Grass' politischem Schaffen erreicht.⁷⁸³ Doch liest man den Weg des Autors in die Politik, wie hier zu Beginn angeregt, unter den Prämissen von Schuld und dem Bruch mit der eigenen Identität, so repräsentiert die Reise nach Israel den Höhepunkt eines langjährigen Kampfes mit der eigenen Vergangenheit. Sukzessive hatte Grass seit 1961 über die politische Arbeit seinen eigenen lebensgeschichtlichen Weg an den Willy Brandts angenähert. Aus der ehrenamtlichen Schreibhilfe, dem privaten Wahlkämpfer und dem persönlichen Kritiker war 1967 ein, wenn auch inoffizieller, nichtsdestotrotz ernstgenommener Botschafter der Bundesrepublik geworden. Während die politische Sphäre fraglos eine starke Anziehungskraft auf den Schriftsteller ausübte und dieser wohl nicht zuletzt über den ihm nachgesagten starken Sinn für Macht verfügte, so darf dennoch nicht die damit verbundene Nähe zu Willy Brandt als Motivation für das politische Engagement unterschätzt werden. Weniger der Politiker als vielmehr der Mensch Willy Brandt zog den Schriftsteller an. In ihm fand er das, was ihm selbst in den eigenen Jugendjahren verloren

⁷⁸¹ Ebd., 138.

⁷⁸² Ebd., 147.

⁷⁸³ Das letzte persönliche (und datierte) Schreiben dieses Briefwechsels gesendet aus Bonn in die Friedenauer Niederstraße 13 stammt vom 18. Juni 1991. Ein Jahr später, am 11. Juni 1992, sollte stellvertretend für Brandt sein Redenschreiber noch einmal ein Dankeschreiben für das „Lesefutter“ aufsetzen. Brandt war zu diesem Zeitpunkt bereits aufgrund seines Krebsleidens im Krankenhaus, hatte aber da noch das neueste Werk *Unkenrufe* des Schriftstellers gelesen. Vgl. Manfred Bauer an Günter Grass, 11. Juni 1992. Brandt/Grass, *Der Briefwechsel*, 807.

gegangen war: eine tadellose Biographie, frei von jeglicher „Mitverantwortung“ (d. h. Schuld) für die Katastrophe, die von Grass stets unter der Chiffre *Auschwitz* zusammengefasst wurde. Den Jahren, die jener „Junge meines Namens“ zum Leidwesen des Schriftstellers in dessen lebensgeschichtlichem Narrativ besetzt hielt, versuchte der geläuterte Grass durch die Nähe zum Lebensweg des integren Brandt entgegenzuwirken, mit dessen Hilfe gewissermaßen ein moralisches Gegengewicht in seiner eigenen Biographie zu schaffen. Sein Weg an die Seite Willy Brandts war dabei ein kreativer Prozess, d. h. sein politisches Wirken kreative Arbeit. „Wahlreden sind für mich schriftstellerische Arbeit. Das wird alles mit derselben Tinte geschrieben.“⁷⁸⁴ Er erscrieb sich die Nähe zum Politiker in Bühnenstücken, Reden und Briefen, wobei Brandt zumeist zum Gegenstand der schöpferischen Arbeit des Schriftstellers geriet. Die Ästhetisierung Brandts half Grass nicht nur, sich neben dem Sozialdemokraten zu etablieren, sondern auch, sich selbst im politischen Feld zu positionieren.

⁷⁸⁴ Zitiert nach Bock, „Günter Grass“, 34.

KEINE ÜBERSETZUNG, SONDERN UMSCHRIFT: *ICH KLAGEN AN* (EINE NACHBETRACHTUNG)

Am Ende der drei Wege angelangt, soll hier nun eine Nachbetrachtung stehen. Welche Schlüsse lassen sich aus den Kapiteln ableiten, welche Erkenntnisse über die politischen Schriftsteller der 1960er Jahre und die „kurze Ehe“ von Geist und Macht durch das Nebeneinander dieser drei Chronologien gewinnen? Begonnen wurde in Frankreich mit Zolas berühmter Anklageformel „J'accuse“, mit Günter Grass' politischer Tätigkeit für Willy Brandt schloss diese Arbeit schließlich. Führt man Start- und Endpunkt zusammen, gelangen wir noch einmal in das Jahr 1965, noch einmal ins niedersächsische Cloppenburg. Zur Erinnerung: Am 14. September hatten sich tausende, mehrheitlich politisch konservativ wählende Bürger der Region in der Münsterlandhalle eingefunden, um zu erfahren, was der berühmte Schriftsteller zum aktuellen Stand der Bundesrepublik und zum laufenden Bundeswahlkampf zu sagen hatte. Eine beträchtliche Anzahl unter den anwesenden Zuhörern machte im Laufe der Veranstaltung ihrem Unmut über Grass mit Plakaten („Onanisten-Herold“), Buh- und CDU-Rufen sowie Tomaten- und Eierwürfen Luft, was dazu führte, dass der Schriftsteller erst nach vielfacher Unterbrechung bei der Zeile seines Vortrags anlangt war, die diesem seinen Namen gab. „Es ist Zeit zur Anklage. Es ist an der Zeit, den Mund aufzumachen: *Ich klage an*“.⁷⁸⁵ Beinahe 70 Jahre nach Émile Zolas Intervention im Fall Dreyfus hatte das *J'accuse* sein deutsches Pendant gefunden, hatte sich ein deutscher Schriftsteller mit dieser Formel in die politische Arena vorgewagt. Inzwischen war der Schritt zur „Normalisierung des öffentlichen Engagements“ der deutschen Schriftsteller, wie Jürgen Habermas es formulierte, nachgeholt.⁷⁸⁶ Für viele im Cloppenburger Publikum schien an jenem Abend klar, in welcher Rolle Grass sich wähnte, war die Formel doch ein deutlicher

⁷⁸⁵ Hervorgehoben vom Verfasser. Vgl. Grass, *Ich klage an*, Track 11, 0:56min. Die Zitate aus der Cloppenburger Rede sind dem Originaltonmitschnitt vom 14. September 1965 entnommen, welcher 2011 von Ch. Links herausgebracht wurde. Die in der Werkausgabe (*WA 14*, 137-146) abgedruckte Variante unterscheidet sich vielfach im Wortlaut und basiert auf dem Lübecker Manuskript. Grass hatte auch in der Hansestadt sein *Ich klage an* vorgetragen. Die Cloppenburger Rede weist neben einigen Streichungen und Abweichungen in der Formulierung zudem erhebliche Erweiterungen im Verhältnis zum Lübecker Manuskript auf.

⁷⁸⁶ Vgl. Habermas, „Heinrich Heine“, 465.

Verweis auf die Geburtsstunde des modernen Intellektuellen und somit auf eine Tradition der Intervention, wie man sie von Zola kannte. Entsprechend weckte sie Erwartungen. So auch unter denen, die sich an jenem 14. September auf den Weg zu Grass' Vortrag nach Cloppenburg gemacht hatten. Man wäre angesichts der Anleihe bei Zola anfangs noch gespannt gewesen, hieß es drei Tage später in der Oldenburger *Nordwest-Zeitung*.⁷⁸⁷ Wohl gespannt darauf, was und wen Grass zur Sprache bringen würde. Doch mit Ausnahme vom ersten Bundeskanzler Konrad Adenauer und seiner Regierung zielte Grass' Anklage, anders als die des französischen Schriftstellers, nicht auf einzelne Personen oder konkrete Personengruppen ab.⁷⁸⁸ Sie war gegen die Bundesdeutschen als Kollektiv und ihren leichtfertigen Umgang mit der eigenen Verantwortung als Bürger gerichtet. Sich selbst schloss Grass bei dieser Kritik mit ein. „Aber ich klage auch uns alle an“.⁷⁸⁹ Dafür, dass man es zugelassen habe, dass den „Landsleuten in der DDR die Hauptlast des verlorenen Krieges aufgebürdet worden ist.“⁷⁹⁰ Sich und seine eigene Generation dafür, dass man sich vom „geistlosem Wohlstand“ habe kaufen lassen.⁷⁹¹ Und schließlich all jene, die „selbstüchtig immer wieder die kleine Sicherheit“ vorgezogen hätten und immer wieder eine Regierung wählten, die die Chancen auf eine Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten durch den Anspruch auf Alleinvertretung zunichtemachten.⁷⁹² „Es mag unser Ohr kränken und sei dennoch gesagt: Drüben, bei den zwanzigjährigen Arbeitern und Studenten, beginnt sich ein verbissenes Staatsbewußtsein zu bilden. Doch bei uns will das alberne Streitgespräch – sofort anerkennen oder niemals anerkennen – nicht aufhören. Wieviel Fleiß und Scharfsinn wird hierzulande auf ‚Gänsefüßchen‘ verschwendet. Während Legislaturperioden meinte man, den Diktator Walter Ulbricht mit dem harmlosen Wörtchen ‚sogenannte‘ auf die

⁷⁸⁷ Lucke, „Ein Nachwort“, 54.

⁷⁸⁸ Grass, *Ich klage an*, Track 11, 1:42min.

⁷⁸⁹ Ebd., Track 11, 4:25min.

⁷⁹⁰ Ebd., Track 12, 0:08min.

⁷⁹¹ Ebd., Track 13, 3:28min, 4:22min.

⁷⁹² Ebd., 0:58min.

Knie zwingen zu können. Die Bilanz solcher Wiedervereinigungspolitik sieht traurig aus und klagt an.⁷⁹³

Am Ende der Rede war die anfängliche Neugierde im Publikum Unverständnis und Unmut gewichen. Weder „Plagiator noch Kopist“ sei der Autor gewesen, „er betrieb Wahlpropaganda“, empörte sich der Journalist der *Nordwest-Zeitung*.⁷⁹⁴ Noch über vierzig Jahre später sorgte dieses „Ich klage an“ für Irritation. Wolfgang Beutin glaubte in diesen Worten das Streben des Schriftstellers zu erkennen, die „Rolle eines deutschen Zola“ auszufüllen.⁷⁹⁵ „Es ist unleugbar, der kommunikationsstrategische Duktus dieser Rede ist bei Zola genau abgesehen; die argumentativ-sprachliche Struktur des Texts imitiert, das rednerische Pathos voll und ganz das Eigentum des Franzosen.“⁷⁹⁶ Zynisch fragte er: „Wen oder was klagte Günter Grass seinerzeit an, welches Verbrechen deckte er auf?“⁷⁹⁷ Sein Urteil: „Kein deutscher Zola“ sei diese „schriftstellerische Existenz“ – nein, sie „ist ein deutsches Debakel.“⁷⁹⁸ Doch hatte Grass sich tatsächlich zu einem deutschen Zola stilisieren wollen bzw. ein solcher sein können? Am Ende dieser Studie muss solch ein Vorwurf entschieden zurückgewiesen werden, wird dabei sowohl der spezifische westdeutsche Kontext, als auch der Prozess der Politisierung der deutschen Schriftsteller verkannt.

Wenngleich die Schriftsteller der Bundesrepublik hinsichtlich ihres außerliterarischen Engagements auf den politischen Bühnen bereits zu Beginn der 1950er Jahre auf Zola und die französische Tradition verwiesen, so praktizierten sie zum Zeitpunkt von Grass' Cloppenburg-Anklagerede längst ihre eigene Interpretation des modernen Intellektuellen. Der Weg dorthin war jedoch lang gewesen. Noch ehe sich im Westen des Landes überhaupt eine positive Intellektuellengeschichte bilden konnte, galt es die Negativgeschichte dieses Begriffes, die die gesamte erste Hälfte des 20. Jahrhunderts umfasste, zu überwinden. Dies gelang schließlich um

⁷⁹³ Ebd., Track 12, 4:57min.

⁷⁹⁴ Lucke, „Ein Nachwort“, 54.

⁷⁹⁵ Beutin, *Der Fall*, 190.

⁷⁹⁶ Ebd., 14.

⁷⁹⁷ Ebd., 11.

⁷⁹⁸ Ebd., 190.

die Zeit der doppelten Staatengründung und nicht zuletzt auch durch den Einfluss internationaler Schriftsteller. Autoren wie Max Frisch oder Hermann Broch halfen, den vormals derogativen Begriff zu einem „Identifikationsangebot“ für die deutschen Schriftsteller zu machen; zu einer Zeit als diese sich auf der Suche nach der eigenen Rolle im politischen Prozess befanden. Die Institutionalisierung des Intellektuellen in der Bundesrepublik hatte, wie Habermas schrieb, „keinen geradlinigen Verlauf“ genommen.⁷⁹⁹ Drei Phasen, d. h. drei verschiedene politische Rollen der Schriftsteller zwischen Weltkriegsende bis hinein in die politischen 60er Jahre, sind aus dieser Arbeit ersichtlich geworden:

1. *Gestalter*: Noch vor der doppelten Staatengründung hatte unter den Schriftstellern die Hoffnung bestanden, den demokratischen Wiederaufbau mitgestalten zu können. Doch ihre Wirkung auf die Politik und das neue Deutschland blieb aus, ihr Entwurf eines „dritten Weges“ sollte nicht realisiert werden. Das lag nicht zuletzt auch daran, dass sie ihre politischen Beiträge auf publizistische Arbeiten reduzierten. Ihre Vorstellungen von einer sozialistischen Demokratie fand letztlich weder bei den Alliierten noch später bei der Regierung unter dem ersten Bundeskanzler Adenauer Berücksichtigung.

2. *Interventionist bzw. außerparlamentarische Opposition*: Mit dem neuen positiven Selbstverständnis des Intellektuellen begann die Zeit der öffentlichen Intervention und somit die Zeit des politischen Schriftstellers in der Bundesrepublik. Zu Beginn der 1950er Jahre nahmen die Schriftsteller verstärkt die Rolle einer außerparlamentarischen Opposition ein. Remilitarisierung, nukleare Aufrüstung sowie (neo-)nationalsozialistischen Tendenzen innerhalb der Bevölkerung ließen die Sorgen der Autoren um die geschenkte Demokratie stetig wachsen. Für ihre Proteste griffen die Schriftsteller in erster Linie auf die französische Interventionstradition zurück. Gestützt auf universale Werte wie Frieden und Freiheit, traten sie häufig im Kollektiv an die Öffentlichkeit und brachten ihren Protest in Manifesten, Aufrufen und öffentlichen Erklärungen zum

⁷⁹⁹ Habermas, „Heinrich Heine“, 465.

Ausdruck. Gleichzeitig war dies aber auch die Phase, in der Schriftsteller und sozialdemokratische Parteipolitiker erstmals zueinander finden sollten; das Fundament für die „kurze Ehe“ zwischen Geist und Macht unter Brandt war folglich noch Jahre vor dessen erster Kontaktaufnahme zu den Schriftstellern gelegt worden.

3. *Partizipation*: Dennoch zeichnete Brandt maßgeblich für die dritte Phase in der Genese des politischen Schriftstellers verantwortlich. Seine Einladung an die Autoren, ihn im Wahlkampf 1961 zu unterstützen, läutete Jahre der politischen Partizipation ein, während welcher insbesondere Günter Grass in seinen wechselnden Rollen immer näher an Willy Brandt heranrückte. Nach anfänglichem Zögern wuchs die Bereitschaft aufseiten der Intellektuellen bald, sich für die SPD im demokratischen Prozess einzusetzen. Das Spektrum der Teilnahme reichte vom Reden- und Sloganschreiben, über öffentliche Wahlempfehlungen bis hin zu Grass' selbstorganisierten Kampagnen für Brandt. Außerhalb der Wahlsaison sprach man auf Parteitag, traf sich, wie die Einladung zu dieser Arbeit zeigte, zu inoffiziellen (Streit-)Gesprächen oder – um noch einmal das Beispiel Grass zu bemühen – vertrat den Außenminister Brandt in diplomatischer Mission. Dennoch war in den 1960er Jahren die Beziehung zwischen Schriftstellern und der SPD auf beiden Seiten auch durch Spannungen und Skepsis geprägt. Den Status der Zweckgemeinschaft konnte das Verhältnis aus Sicht einiger Autoren auch dann nicht ablegen, als sie erstmalig 1961 öffentlich für die SPD Partei ergriffen. Durch die Große Koalition von CDU und SPD erfuhr das Bündnis zwischen Sozialdemokraten und Intellektuellen 1966 eine Zerreißprobe. Selbst Grass sah sich kurzzeitig in die Rolle eines Interventionisten gezwungen, als er zu Brandt und der SPD in seinem offenen Brief auf Distanz ging und zum Mahner avancierte.

Die 1965er Rede in Cloppenburg jedoch ist im Kontext des Partizipationsgedankens zu verstehen. Deutlich wird dies am Ende des Vortrags „Ich klage an! Wer spricht zu Ihnen? Ein

Bürger und Schriftsteller“, lässt Grass die Zuhörer im unruhigen Saal wissen.⁸⁰⁰ Der Intellektuelle der Bundesrepublik wird in dieser Zeile untrennbar an den demokratischen Prozess gebunden, indem er nicht außerhalb stehender Kritiker, sondern ein Bürger des westdeutschen Staates ist. Dieses Verständnis vom Intellektuellen war nicht erst mit Grass aufgekommen. Bereits 1957, als Autoren erstmals indirekt eine Wahlempfehlung für die Sozialdemokraten aussprachen, hatte man die Intellektuellenrolle in dieser Weise interpretiert. So war in der *Resolution vom 4. September* vom Schriftsteller als Staatsbürger die Rede, der durch aktive Beteiligung seinen Beitrag zur Meinungsbildung leistete. Wenngleich Grass sein politisches Engagement zu Beginn der Rede auf das Prinzip der Wahrheit stützt, und somit zweifelsfrei auf Zola verweist, so klagte er 1965 aber vor allem als Staatsbürger an, der in Cloppenburg seine persönliche Meinung vertrat. Grass' *Ich klage an* war nicht in einer Tageszeitung oder einer Zeitschrift abgedruckt, sondern im Wahlkampf einem Publikum vorgetragen worden. Er nannte es „staatsbürgerliche Initiative.“⁸⁰¹ Der Autor setzte seine Worte, deren Zweck es war, zu überzeugen, Umdenken anzustoßen, dem demokratischen Gedanken entsprechend direkt der Widerrede der Zuhörer und somit der politischen Debatte aus. Er machte sie zum Teil eines kollektiven Prozesses, wovon nicht zuletzt das wiederholte ‚wir‘ sowie das „uns alle klage ich an“ zeugte. Es war dieser Prozess, betrachtet man die Anklageliste genauer, der den Kern der Rede ausmacht. Dem wohlstandsmüden Wähler und dem politischen Immobilismus im Land suchte er durch Partizipation zu begegnen und durch diese wiederum zur Teilnahme zu animieren. Oder um mit Grass' Cloppenburger Worten zu sprechen: „Vorurteile zu verrücken, die Wahlmüden zu erfrischen und unserer jungen Demokratie den Rücken zu stärken.“⁸⁰² Am Ende seiner Rede unterstreicht Grass dies deutlich, indem er nicht nur seine Schriftstellerkollegen, sondern auch die „deutschen Gelehrten und Wissenschaftler“, „die Theologen und Pädagogen“ sowie die „Studenten, die Künstler und Ärzte, die Architekten und Ingenieure“, dazu aufrief, es ihm gleichzutun. All jene, „denen der Geist

⁸⁰⁰ Grass, *Ich klage an*, Track 14, 0:22min.

⁸⁰¹ Ebd., Track 3, 4:48min.

⁸⁰² Ebd., Track 4, 2:52min.

nahesteht [...], denen die Demokratie und nur die Demokratie Heimat sein kann“, sollen die „Arbeit wenige Stunden ruhen“ lassen, und „mit Wort und Schrift“ auf Basis der menschlichen „Vernunft“ ihren Beitrag leisten.⁸⁰³ Denn: „Ich glaube an die Vernunft.“⁸⁰⁴ So gesehen, ist dem zuvor zitierten Journalisten der *Südwest-Zeitung* zuzustimmen, wenn dieser feststellte, dass *Ich klage an* weder Plagiat noch Kopie gewesen sei. Auch kein Imitat, wie Wolfgang Beutin behauptete. Die Übertragung der Formel aus dem Französischen ins Deutsche war nicht nur Übersetzung von einer Sprache in die andere, sondern auch kontextspezifische Umschrift. Während ihr Inhalt in der Tat auf den Ursprung der jungen westdeutschen Intellektuellen-Tradition, d. h. auf die Intervention im Zola’schen Stil verweist, kann die Form, d. h. die Sprache, als eine dem Kontext angepasste Neudeutung dieser Rolle verstanden werden.

Eine Neudeutung, die neben dem partizipatorischen Aspekt auch darin zum Ausdruck kam, dass das politische Engagement der westdeutschen Schriftsteller immer wieder stark literarische Züge trug und sich somit von Zolas Wirken im Dreyfus-Fall maßgeblich unterschied. Der Franzose hatte den Skandal um den jüdischen Hauptmann sowohl vor als auch nach seiner Intervention mit den Augen eines Schriftstellers als literarischen Stoff gesehen. Zum Zeitpunkt der Intervention selbst jedoch blieb vom Schriftsteller einzig dessen berühmter Name. *J'accuse* ist, trotz leidenschaftlicher Rhetorik, ein Faktenbericht, dem die Funktion zukam, die vom Militär und Justiz geschaffenen und verbreiteten Lügen vom Verräter Dreyfus für die Öffentlichkeit zu entlarven. Die Texte der westdeutschen Autoren hingegen, mit denen diese die Wähler für die Sozialdemokraten zu gewinnen hofften, zeichneten sich nicht nur durch deren „Sprachvermögen“ und „belebende Einfälle“ aus – eben worum Brandt die Autoren 1961 gebeten hatte –, sondern auch durch schriftstellerische Einbildungs- und Schöpfungskraft. Die neue Nähe zwischen Schriftstellern und Politikern in den 1960er Jahren hatte sich nicht zuletzt in einer Ästhetisierung der Politik durch die Autoren manifestiert. Das Schreiben von Wahlreden,

⁸⁰³ Ebd., Track 15, 2:05min.

⁸⁰⁴ Ebd., Track 14, 0:37min.

das hatte Grass betont, das sei auch schriftstellerische Arbeit: „Für mich gibt es da keinen Schnitt“.⁸⁰⁵ Indem man die sozialdemokratischen Politiker, allen voran Willy Brandt, in den Wahlkampfertexten näher an die literarische Welt heranrückte, schien man die bestehenden Differenzen zwischen Schriftstellern und der SPD überschreiben zu wollen. Kraft der Einbildung verschwammen die Grenzen zwischen dem Intellektuellen und dem Berufspolitiker zum Teil derart stark, dass man schon beinahe – und hier sei noch einmal an Jürgen Beckers Beschreibung vom „möglichen Politiker“ erinnert – von einem verwandtschaftlichen Verhältnis sprechen konnte. In solchen Kunstgriffen kamen nicht zuletzt die Hoffnungen der Autoren für die Zukunft sowie die eigenen Vorstellungen von Politik zum Ausdruck. Literarische Mittel halfen jedoch auch dabei, das eigene Wirken in der politischen Arena zu rechtfertigen, wie es der Fall Grass demonstrierte. In einem Text wie *POUM* legitimierte er seine Rolle an der Seite Willy Brandts, indem er dort zwischen sich und dem Politiker Gemeinsamkeiten im demokratischen Verständnis unterstrich und sich auf diesem Wege als Alternative zum traditionellen Wahlkampfpersonal präsentierte. Doch in den Augen mancher Autoren war nicht nur der Berufspolitiker näher an den Intellektuellen herangerückt. Im Fall von Grass rückte andersherum auch der Intellektuelle näher an den Politiker heran. Deutlich wurde dies vor allem 1968 in den Diskussionen um eine mögliche Kandidatur des Schriftstellers für das Amt des Berliner Bürgermeisters, für die sich mehrere Autoren ausgesprochen hatten. Doch auch manch (israelischer) Politiker hatte ein Jahr zuvor bereits keine Unterscheidung mehr zwischen Schriftsteller und politischem Repräsentanten getroffen, als man mit Grass als Brandts persönlichen Botschafter Gespräche über halb-militärische Materiallieferungen an den jüdischen Staat als auch die Integration Israels in die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft führte. Diese Nähe von Schriftsteller und Politik, d. h. von Grass und Sozialdemokratischer Partei, war es aber auch, die immer wieder zu der bereits erwähnten Skepsis in den Reihen der SPD führte. Zu nahe wähten die Politiker den Autor, wenn dieser im Namen der Partei seine eigenen politischen

⁸⁰⁵ Zitiert nach Suttner, „Blechtrommler“, 39.

Ansichten vortrug und in Widerspruch mit dem offiziellen Parteiprogramm brachte. Gerade das jedoch begriff Grass als Teil des demokratischen Prozesses. Denn nicht nur die Bürger sollten in einer Demokratie in einen kritischen Dialog verwickelt sein; gleiches galt auch für die Parteien, hier insbesondere die SPD, die, wie er glaubte, sich stets aufs Neue selbst zu hinterfragen hatte. „Ich habe Reden gehalten, Briefe geschrieben, das Land auf und ab bereist. Mein Teil war es, auszusprechen, zu irren, zu verlieren, neu anzusetzen. Das Ziel meiner Bemühungen hieß: Skepsis, Kritik und tätige politische Unruhe gegen Beschwichtigungen, Sicherheitsversprechen und Verfassungsbruch zu setzen. Mir kam es darauf an, diese *kritische politisch-tätige* Unruhe in die Sozialdemokratische Partei Deutschlands hineinzutragen, damit Kritik nicht Selbstzweck wird und teil hat am allgemeinen Stillstand, sondern Veränderung bewirkt.“⁸⁰⁶ Dabei war sein politischer Kompass stets „grau“. Weder links noch rechts stand er, sondern kritisch und ungemütlich dazwischen. Er schrieb und sprach an gegen die destruktiven Leidenschaften einer Entweder-oder-Ideologie, wie sie die Welt und Deutschland im Kalten Krieg gespalten hielt. Schon Julien Benda hatte in seinem *Verrat der Intellektuellen* dem „clerc“ zugestanden, dass dessen Worte im politischen Diskurs Platz finden dürfen, insofern sein Wirken sich in einer „kritische[n] Stellungnahme“ gegenüber den „politischen Leidenschaften“ äußerte. In der „unreflektierte Übernahme“ bzw. der „Identifikation“ mit denselben hatte er den Verrat ausgemacht.

Das Konzept vom Intellektuellen, so hat das Beispiel vom westdeutschen Schriftsteller in der frühen Phase der Bundesrepublik gezeigt, ist nicht statischer Natur, sondern muss abhängig vom jeweiligen historischen und kulturellen Kontext betrachtet werden. Im westdeutschen Staat durchlief die Form des öffentlichen Engagements der Autoren einen Wandel, der in erster Linie von politischen Umständen im Land geprägt wurde.⁸⁰⁷ Doch die Formierung des Schriftstellers

⁸⁰⁶ Hervorgehoben vom Verfasser. Zitiert nach Krüger, „Schwierigkeiten“, 24. Grass bringt seine Haltung zur SPD auch in Cloppenburg zum Ausdruck, wenn er sagt: „Nicht strahlendes Weiß und düsteres Schwarz stehen zur Wahl, sondern mehrere Grautöne. Kein Grund besteht also, von dieser oder jener Partei begeistert zu sein. Noch nie bestand Anlass, angesichts von Politikern oder Parteien in Begeisterung zu geraten. Unsere Geschichte lehrt uns es schmerzhaft.“ Grass, *Ich klage an*, Track 4, 4:39min.

⁸⁰⁷ So hat beispielsweise Gangolf Hübinger darauf hingewiesen, dass sich die „Konstitutionsbedingungen“ der Intellektuellen in den einzelnen westeuropäischen Ländern durchaus unterschieden. Und auch er sieht den Intellektuellen als eine dynamische Figur, die nicht allein auf seine „klassische Rolle“ zu reduzieren ist. Hübinger

als politische Kraft muss auch im größeren Nachkriegszusammenhang verstanden werden. Die nationalsozialistische Vergangenheit der Deutschen spielte in jedem der drei eingeschlagenen Wege eine richtungsweisende Rolle. Sowohl die interventionistische als auch die partizipatorische Arbeit der Autoren im politischen Feld war direkte Reaktion auf dieses dunkelste Kapitel in der deutschen Geschichte: Dem Verdrängen und Vergessen desselben galten ihre Sorgen, der Abwahl der christdemokratischen Regierung, die solchem Verhalten durch ihre restaurative Politik Vorschub leistete, galt ihr Engagement. Für Grass war die für Brandt geleistete politische Arbeit eine Möglichkeit, der eigenen Jungnazizeit mitsamt der daraus resultierenden Schuld- und Schamgefühle zu begegnen. Und schließlich war die Neukonfiguration des deutschen Selbstbildes das Resultat einer Identitätskrise, die der Zusammenbruch des Dritten Reiches verursacht hatte. Gerade das neue, auf die literarische Tradition des Landes gestützte Selbstbild der Deutschen ist ein klarer Hinweis auf die Bedeutung des Faktors ‚Kontext‘, wenn es um Formierung einer Intellektuellenkultur geht. Hatten in Frankreich zahlreiche strukturelle Veränderungen des öffentlichen Lebens den Weg zum modernen Intellektuellen geebnet, war es in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg ein massenpsychologischer Wandel mit spürbaren Folgen für die Beziehung der Deutschen zu ihrem literarischen Erbe sowie dem zeitgenössischen Schriftsteller gewesen. Während man in Deutschland dem Attribut vom literarischen Volk in den Jahren vor und nach der Jahrhundertwende distanziert gegenüberstand und später während des Nationalsozialismus zwischen sentimentalener Geisteskultur und der Verfolgung von heimischen Schriftstellern sowie der Verbrennung ihrer Werke schwankte, war die eigene Dichttradition nach 1945 für das deutsche Kollektiv identitätsstiftend. In der Folge standen die Bürger des Landes nun vor Wahlkampfbühnen und setzten sich mit den politischen Ansichten ihrer Dichter und Denker auseinander. Erst durch ein verändertes Verhältnis der Deutschen zur eigenen kulturellen Elite auf Basis eines erneuerten Selbstbildes war den Schriftstellern das Feld bereitet

spricht mit Blick auf die „unterschiedlichen politischen Handlungsebenen“ von vier Intellektuellentypen: Dem Intellektuellen als „Organisator politischer Öffentlichkeit“, als „Politikberater“, als „gewählter Volksvertreter“ sowie dem Intellektuellen „als Minister/Staatsmann“. Hübinger, „Die politischen Rollen“, 32, 39f.

worden, war die Öffentlichkeit bereit für das aktive politische Wirken von Persönlichkeiten, die man in den vorangegangenen Jahrzehnten noch bezichtigt hatte, der Tat unfähig zu sein.

QUELLENVERZEICHNIS

- Adorno, Theodor W. und Thomas Mann. *Briefwechsel. 1943-1955*. Herausgegeben von Christoph Gösde und Thomas Sprecher. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2002.
- Adorno, Theodor. *Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit*. In: Ders. *Gesammelte Schriften* 10.2. *Kulturkritik und Gesellschaft II: Eingriffe. Stichworte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1977. 555-572.
- Adorno, Theodor. „Auferstehung der Kultur in Deutschland?“ In: *Frankfurter Hefte* 5 (1950) 5, 469-477.
- Ahlers, Conrad. „Bedingt abwehrbereit.“ In: *Der Spiegel*, Nr. 41 vom 10. November 1962. 32-53.
- Andersch, Alfred. „Das junge Europa formt sein Gesicht.“ In: *Der Ruf. Unabhängige Blätter für die junge Generation. Eine Auswahl*. Herausgegeben von Hans A. Neunzig. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1976. 19-25.
- Andersch, Alfred. „Aktion oder Passivität.“ In: *Der Ruf*, Nr. 12 vom 1. Februar 1947. 1.
- Anderson, Benedict. *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Frankfurt, New York: Campus Verlag, 1996.
- Apitz, Bruno. „Bis zu Ende denken.“ In: *Die Mauer oder der 13. August*. Herausgegeben von Hans Werner Richter. Hamburg: Rowohlt. 1962. 71-72.
- Arendt, Hannah. *Besuch in Deutschland*. Aus dem Amerikanischen von Eike Geisel. Berlin: Rotbuch-Verlag, 1993.
- Arendt, Hannah und Karl Jaspers. *Briefwechsel 1926-1969*. Herausgegeben von Lotte Köhler und Hans Saner. Zürich, München: Piper, 1985.
- Arendt, Hannah. „The Aftermath of Nazi Rule. Report from Germany.“ In: *Commentary* 10 (1950). 342-353.
- Arnold, Heinz Ludwig und Franz Josef Görtz. „Vorbemerkung.“ In: *Günter Grass – Dokumente zur politischen Wirkung*. Herausgegeben von Heinz Ludwig Arnold und Franz Josef Görtz. Stuttgart, München, Hannover: Richard Booberg, 1971. VII-XV.
- Auerbach, Erich. *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Bern: Francke Verlag, 1959.
- Auerbach, Erich. „Philologie der Weltliteratur.“ In: *Weltliteratur: Festgabe für Fritz Strich zum 70. Geburtstag*, Herausgegeben von Walter Muschg und E. Staiger. Bern: Francke, 1952. 39-50.
- Augstein, Rudolf. „Der geschundene Siegfried.“ In: *Plädoyer für eine neue Regierung oder: Keine Alternative*. Herausgegeben von Hans Werner Richter. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1965. 62-64.
- Baar, Fabian. „Literatur – Theater – Buchmarkt.“ In: *Die Kultur der 30er und 40er Jahre*. Herausgegeben von Werner Faulstich. München: Fink. 2009, 173-189.
- Bachmann, Ingeborg. *Werke*. Erster Band. 2. Auflage. München: Piper, 1982.
- Bahr, Egon. *„Das musst du erzählen“: Erinnerungen an Willy Brandt*. Berlin: Propyläen, 2013.

- Bahrdt, Hans Paul. „Gebildete, Intellektuelle und die technische Intelligenz.“ In: *Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker? 14 Antworten*. Herausgegeben von Gert Kalow. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1964. 50-60.
- Baumgart, Reinhard. „Unser Mann in Berlin?“ [Erstdruck: *Süddeutsche Zeitung*, 8./9. Juni 1968] In: *Günter Grass – Dokumente zur politischen Wirkung*. Herausgegeben von Heinz Ludwig Arnold und Franz Josef Görtz. Stuttgart, München, Hannover: Richard Booberg, 1971. 123-128.
- Becker, Jürgen. „Modell eines möglichen Politikers.“ In: *Plädoyer für eine neue Regierung oder: Keine Alternative*. Herausgegeben von Hans Werner Richter. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1965. 121-125.
- Benda, Julien. *Der Verrat der Intellektuellen. ‚La Trahison des Clercs‘*. Mit einem Vorwort von Jean Améry. München: Hanser, 1978
- Bergsdorf, Wolfgang. „Ohnmacht und Anmaßung. Intellektuelle und Politik in der Bundesrepublik.“ In: *Die Intellektuellen. Geist und Macht*. Herausgegeben von Wolfgang Bergsdorf. Pfullingen: Neske, 1982. 46-67.
- Bering, Dietz. *Die Epoche der Intellektuellen. 1898-2001. Geburt. Begriff. Grabmal*. Berlin: Berlin University Press, 2010.
- Beutin, Wolfgang. *Der Fall Grass. Ein Deutsches Debakel*. Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Peter Lang, 2008.
- Blaicher, Günther. „Die Deutschen als ‚das Volk der Dichter und Denker‘. Entstehung, Kontext und Funktion eines nationalen Stereotyps.“ In: *Historische Zeitschrift* 287 (2009). 319-340.
- Bloch, Ernst. „Die Verwechslung von Gleichgültigkeit und Toleranz.“ In: *Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker? 14 Antworten*. Herausgegeben von Gert Kalow. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1964. 31-38.
- Bock, Hans Bertram. „Günter Grass auf ‚Es-Pe-De-Wahlturnee‘ in Würzburg und Nürnberg trommelte für Willy.“ [Erstdruck: *Abendzeitung*, München, 15. Juli 1965] In: *Günter Grass – Dokumente zur politischen Wirkung*. Herausgegeben von Heinz Ludwig Arnold und Franz Josef Görtz. Stuttgart, München, Hannover: Richard Booberg, 1971. 32-35.
- Boll, Friedhelm. „Brandt und Grass – eine Freundschaft?“ In: *Revue d'Allemagne et des pays de langue allemande* 46 (2014), 347-363.
- Böll, Heinrich. *Haus ohne Hüter*. München: DTV. ¹⁶2010.
- Borchert, Wolfgang. *Das Gesamtwerk*. Mit einem biographischen Nachwort von Vernhard Meyer-Marwitz. Hamburg: Rowohlt. 1949. (=GW)
- Böttiger, Helmut. *Die Gruppe 47. Als die deutsche Literatur Geschichte schrieb*. München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2012.
- Brandt, Willy. *Erinnerungen*. Mit den ‚Notizen zum Fall G.‘. München: Ullstein, 2003.
- Brandt, Willy und Günter Grass. *Der Briefwechsel*. Herausgegeben von Martin Kölbl. Göttingen: Steidl, 2013.

- Brenner, Hans Georg. „Die Blechtrommel.“ [Norddeutscher Rundfunk, 26.10.1959]. In: *Trommelwirbel. Fünfzig Jahre Die Blechtrommel*. Herausgegeben von Uwe Neumann. Göttingen: Steidl, 2009. 8.
- Broch, Hermann. *Die Intellektuellen und der Kampf um die Menschenrechte*. In: Ders. *Kommentierte Werkausgabe. (Politische Schriften)*. Herausgegeben von Paul Michael Lützeler. Bd. 11. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1978. 453-459.
- Broch, Hermann. *Ethische Pflicht*. In: Ders. *Kommentierte Werkausgabe. (Politische Schriften)*. Herausgegeben von Paul Michael Lützeler. Bd. 11. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1978. 411-413.
- Broch, Hermann. *Briefe über Deutschland. Die Korrespondenz mit Volkmar von Zühlendorf*. Herausgegeben von Paul Michael Lützeler. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1986.
- Broder, Henryk. „Die Analität der Bösen.“ [Vorwort] In: *Hannah Arendt. Besuch in Deutschland*. Aus dem Amerikanischen von Eike Geisel. Berlin: Rotbuch-Verlag, 1993. 7-21.
- Bullivant, Keith. „Gewissen der Nation? Schriftsteller und Politik in der Bundesrepublik.“ In: *Literaturszene Bundesrepublik, ein Blick von draußen: Symposium an der Freien Universität Amsterdam*. (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik). Herausgegeben von Ferdinand von Ingen und Gerd Labrousse. Amsterdam: Rodopi, 1988. 59-78.
- Burchard, Amory. „Leseschwächen im Land der Dichter und Denker.“ *Cicero* vom 9. Oktober 2013. Online eingesehen unter: <<http://www.cicero.de/berliner-republik/pisa-fuer-erwachsene-deutsche-haben-nachhilfe-noetig/56067>> am 2. Februar 2017.
- Bürger, Jan. „Herrenrunde mit Panzerwagen. Ein Kommentar.“ In: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 4 (2010). 107-110.
- Cahm, Eric. *The Dreyfus Affair in French Society and Politics*. London, New York: Longman, 1996.
- Conklin, Alice L., Sarah Fishman und Robert Zaretsky. *France and its Empire since 1870*. Second Edition. New York, Oxford: Oxford University Press, 2015.
- Conner, Tom. *The Dreyfus Affair and the rise of the French public intellectual*. Jefferson, NC: McFarland & Company, 2014.
- Curtius, Ernst Robert. *Deutscher Geist in Gefahr*. Stuttgart, Berlin: Deutsche Verlags-Anstalt, 1932.
- Darnstädt, Thomas, Julia Koch, Joachim Mohr, Conny Neumann und Peter Wensierski. „Pisa-Fiasko: Das Land der Dichter und Denker – abgehängt.“ *Spiegel online* vom 14. Dezember 2001. Online eingesehen unter: <<http://www.spiegel.de/schulspiegel/pisa-fiasko-das-land-der-dichter-und-denker-abgehaengt-a-172574.html>> am 2. Februar 2017.
- Darnstädt, Thomas, Julia Koch, Joachim Mohr, Conny Neumann und Peter Wensierski. „Pisa-Analyse: Sind deutsche Schüler doof?“ *Spiegel online* vom 13. Dezember. 2001. Online eingesehen unter: <<http://www.spiegel.de/schulspiegel/die-pisa-analyse-sind-deutsche-schueler-doof-a-172357.html>> am 2. Februar 2017.
- Decker, Markus. „Stasi-Studie. Strittmatter ‚verhinderte‘ 1961 Festnahme von Grass.“ *Mitteldutsche Zeitung* vom 5. November 2011. Online eingesehen unter: <<http://www.mz-web.de/kultur/stasi-studie-strittmatter--verhinderte--1961-die-festnahme-von-grass-7596134>> am 2. Februar 2017.

- de Staël, Madame [Germaine]. *De l'Allemagne*. Nouvelle Édition, avec une préface par M. X. Marmier. Paris: Charpentier, 1844.
- Dichter und Richter. Die Gruppe 47 und die deutsche Nachkriegsliteratur*. Ausstellung der Akademie der Künste. 28. Oktober bis 7. Dezember 1988. Berlin: Akademie der Künste, 1988.
- „Die Bombe im Schiff.“ In: *Der Spiegel*, Nr. 20 vom 15. Mai 1957. 12.
- „Die Schlusskundgebung.“ In: *Der Monat* 22/23 (1950). 471-476.
- Drake, David. *French Intellectuals and Politics from the Dreyfus Affair to the Occupation*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2005.
- Ehrlich, Lothar, Jürgen Hohn und Justus H. Ulbricht. „Die völkische und nationalsozialistische Instrumentalisierung der kulturellen Traditionen Weimars. Bilanz eines Forschungsprojekts.“ In: *Das Dritte Weimar. Klassiker und Kultur im Nationalsozialismus*. Herausgegeben von Lothar Ehrlich, Jürgen John und Justus H. Ulbricht. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 1999. 335-351.
- Enzensberger, Hans Magnus. *Einzelheiten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1962.
- „Frauen gegen die Atombewaffnung.“ [Erstdruck: *Deutsche Universitätszeitung*, September 1957]. In: *Vaterland, Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat von 1945 bis heute*. Herausgegeben von Klaus Wagenbach, Winfried Stephan und Michael Krüger. Berlin: Wagenbach, 1979. 142-143.
- Freud, Sigmund. *Massenpsychologie und Ich-Analyse*. In: Ders. *Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet*. Herausgegeben von Anna Freud, E. Bibring, W. Hoffer, E. Kris und O. Iskakower. Bd. XIII. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1940. 71-161.
- Friedenthal, Richard. „Wie England es sieht.“ In: *Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker? 14 Antworten*. Herausgegeben von Gert Kalow. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1964. 70-78.
- Frisch, Max. *Kultur als Alibi*. In: Ders. *Gesammelte Werke in zeitlicher Folge*. 6 Bände. Bd. 2. 1944-1949. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1976. 337-343.
- Fulda, Ludwig. *Deutsche Kultur und Ausländerei*. Leipzig: Hirzel. 1916.
- Gallus, Alexander. „Der Ruf – Die Stimme für ein neues Deutschland.“ In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 25 (2007). 32-38.
- George, Marion. „Günter Grass in Frankreich.“ In: *Günter Grass. Bürger und Schriftsteller*. Hrsg. von Norbert Honsza und Irena Światłowska. Wrocław, Dresden: Neïße. 2008, 297-311.
- Gerlach, Ingeborg. *Bitterfeld. Arbeiterliteratur und Literatur der Arbeitswelt in der DDR*. Kronberg: Scriptor-Verlag, 1974.
- Gervinus, Georg Gottfried. *Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen*. Theil Fünf. Leipzig: Engelmann, 1852.
- Giordano, Ralph. *Die Zweite Schuld oder: Von der Last Deutscher zu sein*. Hamburg: Rasch und Röhring, 1987.
- „Göttinger Erklärung der 18 Atomwissenschaftler.“ In: *Vaterland, Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat von 1945 bis heute*. Herausgegeben von Klaus Wagenbach, Winfried Stephan und Michael Krüger. Berlin: Wagenbach, 1979. 139-140.

- Grass, Günter. *Ich klage an. Die Cloppenburg Wahlkampfrede*. 14. September 1965. Audio CD. Berlin: Ch. Links, 2011.
- Grass, Günter. *Grimms Wörter. Eine Liebeserklärung*. Göttingen: Steidl, 2010.
- Grass, Günter. „Schreiben nach Auschwitz“, In: *Günter Grass. Als der Zug abfuhr. Rückblicke auf die Wende*. Göttingen: Steidl, 2009. 65-92.
- Grass, Günter. *Beim Häuten der Zwiebel*. DTV: München, 2008.
- Grass, Günter. *Mein Jahrhundert*. Göttingen: Steidl, 1999.
- Grass, Günter. *Werkausgabe*. Hrsg. von Volker Neuhaus und Daniela Hermes. Göttingen: Steidl, 1997. (=WA)
- Grass, Günter. „Rückblick auf die Blechtrommel – oder: Der Autor als fragwürdiger Zeuge. Ein Versuch in eigener Sache.“ In: Ders. *Der Autor als Fragwürdiger Zeuge*. Herausgegeben von Daniela Hermes. München: DTV, 1997. 102-114.
- Grass, Günter. „Der Autor und seine verdeckten Ermittler.“ In: Ders. *Der Autor als Fragwürdiger Zeuge*. Herausgegeben von Daniela Hermes. München: DTV, 1997. 247-287.
- Grass, Günter. „Ich will auch der SPD einiges zumuten. SPIEGEL-Interview mit Wahlkämpfer Günter Graß.“ In: *Der Spiegel*, Nr. 38 vom 15. September 1965. 70-72.
- Grass, Günter. *Dich singe ich Demokratie. Es steht zur Wahl*. Neuwied, Berlin: Luchterhand, 1965.
- Grass, Günter. „POUM oder die Vergangenheit fliegt mit.“ In: *Plädoyer für eine neue Regierung oder: Keine Alternative*. Herausgegeben von Hans Werner Richter. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1965. 96-104.
- Habermas, Jürgen, Christoph Oehler, Ludwig von Friedeburg und Friedrich Wetz. *Student und Politik. Eine soziologische Untersuchung zum politischen Bewußtsein Frankfurter Studenten*. Neuwied: Luchterhand, 1961.
- Habermas, Jürgen. „Heinrich Heine und die Rolle des Intellektuellen in Deutschland.“ In: *Merkur* 40 (1986). 453-468.
- Hacks, Peter. „Erkenntnisse und Bekenntnisse.“ In: *Die Mauer oder der 13. August*. Herausgegeben von Hans Werner Richter. Hamburg: Rowohlt, 1962. 78.
- Haffner, Sebastian. „Im Jahre eins nach Strauss.“ *Der Spiegel*, Nr. 14 vom 3. April 1963. 18-21.
- Heesch, Johannes. „Der Grünwalder Kreis.“ In: *Demokratische politische Identität. Deutschland, Polen und Frankreich im Vergleich*. Herausgegeben von Gesine Schwan, Jerzy Holzer, Marie-Claire Lavabre und Birgit Schwelling. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006. 35-69.
- Herman, Jost. „Das Unpositive der kleinen Leute. Zum angeblichen skandalösen ‚Animalismus‘ in Grassens ‚Die Blechtrommel‘.“ In: *Günter Grass. Ästhetik des Engagements*. Herausgegeben von Hans Adler und Jost Herman. New York, Bern, Berlin, Frankfurt am Main, Paris, Wien: Peter Lang, 1996. 1-21.
- Hermann, Kai. „Wahlhelfer Grass. Der Bürgerschreck als Staatsbürger.“ [Erstdruck: *Die Zeit*, 8. Juli 1965] In: *Günter Grass – Dokumente zur politischen Wirkung*. Herausgegeben von Heinz

- Ludwig Arnold und Franz Josef Görtz. Stuttgart, München, Hannover: Richard Booberg, 1971. 28-29.
- Hermlin, Stefan. „Zum Thema“. In: *Die Mauer oder der 13. August*. Herausgegeben von Hans Werner Richter. Hamburg: Rowohlt, 1962. 66-68.
- Hesse, Hermann. „Gruß aus Bern.“ In: *Hermann Hesse. Gesammelte Briefe*. Erster Band 1895-1921. Herausgegeben von Ursula und Volker Michels. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1973. 353-358.
- Hildebrandt, Dieter. „Günter Grass – der ernüchterte Orpheus. Soll er Regierender Bürgermeister werden?“ [*Süddeutsche Zeitung*, 25.Mai 1968] In: *Günter Grass – Dokumente zur politischen Wirkung*. Herausgegeben von Heinz Ludwig Arnold und Franz Josef Görtz. Stuttgart, München, Hannover: Richard Booberg, 1971. 120-123.
- Hiller, Kurt. [Telegramm an Konrad Adenauer. Erstdruck: *Studentenkurier*, September 1957] In: *Vaterland, Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat von 1945 bis heute*. Herausgegeben von Klaus Wagenbach, Winfried Stephan und Michael Krüger. Berlin: Wagenbach, 1979. 140.
- Hinck, Walter. „Der Autobiograph und der fabulierende Erzähler Günter Grass. ‚Beim Häuten der Zwiebel‘ auf dem Hintergrund zeitgenössischer Selbstbiographien.“ In: *Literatur für Leser* 31 (2008) 2. 1-11
- Hochhuth, Rolf. *Täter und Denker. Profile und Probleme von Cäsar bis Jünger*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1987.
- Hübinger, Gangolf. „Die politischen Rollen europäischer Intellektueller im 20. Jahrhundert.“ In: *Kritik und Mandat. Intellektuelle in der deutschen Politik*. Herausgegeben von Gangolf Hübinger und Thomas Hertfelder. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 2000. 30-44.
- Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1957*. Herausgegeben von Elisabeth Noelle und Erich Peter Neumann. Allensbach am Bodensee: Verlag für Demoskopie, 1957.
- Jaspers, Karl. „Vorwort.“ In: *Verführtes Denken* von Czeslaw Milosz. Köln, Berlin: Kiepenheuer&Witsch, 1954. 7-9.
- Jaspers, Karl. *Die Schuldfrage*. Heidelberg: Lampert Schneider, 1946.
- Jens, Walter. „Wir Extremisten.“ *Die Zeit* vom 22. November 1974. Online eingesehen unter: <<http://www.zeit.de/1974/48/wir-extremisten/komplettansicht>> am 2. Februar 2017.
- Jürgs, Michael. „Wer ist Günter Grass?“ *Der Tagesspiegel* vom 14. August 2006. Online eingesehen unter: <<http://www.tagesspiegel.de/zeitung/wer-ist-guenter-grass/739946.html>> am 2. Februar 2017.
- Jürgs, Michael. *Bürger Grass. Biografie eines deutschen Dichters*. München: Bertelsmann, 2002.
- Jurt, Joseph. *Frankreichs engagierte Intellektuelle. Von Zola bis Bourdieu*. Göttingen: Wallstein, 2012.
- Kaiser, Tobias. „Leseschwäche im Land der Dichter und Denker.“ *Die Welt* vom 9. Oktober 2013. Online eingesehen unter: <http://www.welt.de/print/welt_kompakt/article120747081/Leseschwaeche-im-Land-der-Dichter-und-Denker.html> am 2. Februar 2017.

- Kalow, Gert. „Nachwort des Herausgebers.“ In: *Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker? 14 Antworten*. Herausgegeben von Gert Kalow. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1964. 133-135.
- Kämper, Heidrun. *Der Schuldiskurs in der frühen Nachkriegszeit. Ein Beitrag zur Geschichte des sprachlichen Umbruchs nach 1945*. Berlin, New York: de Gruyter, 2005.
- „Kampf dem Atomtod“ [Flugblatt]. In: *Vaterland, Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat von 1945 bis heute*. Herausgegeben von Klaus Wagenbach, Winfried Stephan und Michael Krüger. Berlin: Wagenbach, 1979. 144-145.
- Kaschnitz, Marie Luise. *Neue Gedichte*. Hamburg: Claasen, 1957.
- Kästner, Erich. „Heinrich Heine und wir.“ In: *Vaterland, Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat von 1945 bis heute*. Herausgegeben von Klaus Wagenbach, Winfried Stephan und Michael Krüger. Berlin: Wagenbach, 1979. 132.
- Kiesinger, Kurt Georg. *Dunkle und helle Jahre: Erinnerungen 1904-1958*. Stuttgart: DVA, 1989.
- Kiesinger, Kurt Georg und Alfred Wolfmann. „Risiko für Deutschland.“ In: *Der Spiegel*, Nr. 52 vom 19. Dezember 1966. 26
- Kirsch, Mechthild. „‘Arteigenes Theater‘ und bürgerliche Klassikerpflege, ‚kämpferische Bekenntnis‘ und Rückzugsmöglichkeit: Zu Stellung und Funktion der Klassiker im Spielplan deutscher Theater während des Nationalsozialismus.“ In: *Das Dritte Weimar. Klassiker und Kultur im Nationalsozialismus*. Herausgegeben von Lothar Ehrlich, Jürgen John und Justus H. Ulbricht. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 1999. 65-74.
- Kleßmann, Christoph. *Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945-1955*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1982.
- Kogon, Eugen. *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager*. München: Kindler, 1974.
- Köhler, Otto. „Wasser für Bentzien.“ In: *Der Spiegel*. Nr. 34 vom 7. Juni 1961. 68.
- Kölbel, Martin. „Nachwort. ‚Ohne Zweifel: wir geraten in schwieriges Gelände.‘ Briefe als Instrument politischer Machtbeteiligung.“ In: *Wilby Brandt. Günter Grass. Der Briefwechsel*. Herausgegeben von Martin Kölbel. Göttingen: Steidl, 2013. 1059-1144.
- „Kongreß für kulturelle Freiheit.“ In: *Der Monat* 22/23 (1950). 339-341.
- Korn, Karl. „Mit den Augen des Jahrgangs 08.“ In: *Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker? 14 Antworten*. Herausgegeben von Gert Kalow. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1964. 61-69.
- Kotte, Hans-Hermann. „Wolfgang Kraushaar widerlegt mit der Protest-Chronik den Mythos der ‚unpolitischen 50er Jahre‘: Aufstand im Wirtschaftswunderland.“ *Berliner Zeitung* vom 23. November 1996. Online eingesehen unter: <<http://www.berliner-zeitung.de/wolfgang-kraushaar-widerlegt-mit-der-protest-chronik-den-mythos-der--unpolitischen-50er-jahre--aufstand-im-wirtschaftswunderland-16608472>> am 2. Februar 2017.
- Kraus, Karl. *Die Dritte Walpurgisnacht*. München: Kösel, 1952.

- Kraushaar, Wolfgang. *Die Protest-Chronik. 1949-1959. Eine illustrierte Geschichte von Bewegung, Widerstand und Utopie*. Bd. II: 1953-1956. Hamburg: Rogner & Bernhard bei Zweitausendeins, 1996.
- Kroll, Thomas und Tilman Reitz. „Zeithistorische und wissenssoziologische Zugänge zu den Intellektuellen der 1960er und 1970er Jahre. Eine Einführung.“ In: *Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland. Verschiebungen im politischen Feld der 1960er und 1970er Jahre*. Herausgegeben von Thomas Kroll und Tilman Reitz. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2013. 7-18.
- Krolow, Karl. „Ist es nur ein Schelmenroman? ‚Die Blechtrommel‘ von Günter Grass.“ [Erstdruck: *Neckar-Echo*, 21.11.1959]. In: *Trommelwirbel. Fünfzig Jahre Die Blechtrommel*. Herausgegeben von Uwe Neumann. Göttingen: Steidl, 2009. 10.
- Krüger, Horst. „Schwierigkeiten beim Parteiergreifen.“ In: *Die Zeit* vom 31. Mai 1968. 23-24.
- Lasky, Melvin J. „Die Antwort des Westens.“ In: *Der Monat* 22/23 (1950). 480-481.
- Latkowska, Magdalena. „‚Sozialismus-Pädagogen‘ und ‚Gewissen der Nation‘ Schriftsteller aus der DDR und der BRD über die Berliner Mauer.“ In: *Zeitschrift des Verbandes Polnischer Germanisten* 3 (2014) 3. 231-239.
- Lenz, Siegfried. Die Nacht im Hotel. In: Ders. *Werkausgabe in Einzelbänden*. Bd. 13. Erzählungen 1. 1949-1955. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1996. 7-13.
- Leo, Annette. *Erwin Strittmatter. Die Biographie*. Berlin: Aufbau-Verlag, 2012.
- Lepenius, Wolf. *Kultur und Politik. Deutsche Geschichten*. München, Wien: Hanser, 2006.
- Lewis, Alison. „The Romancing of Collective Creativity: The ‚Bitterfelder Weg‘ in Brigitte Reimann’s Letters and Diaries.“ In: *Collective Creativity. Collaborative Work in the Sciences, Literature and Arts*. Edited by Gerhard Fischer und Florian Vassen. (Internationale Forschung zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft. 148.) Herausgegeben von Norbert Bachleitner. Amsterdam, New York: Rodopi. 2011, 253-265.
- Lilienthal, Georg. „Die jüdischen Rassenmerkmale. Zur Geschichte der Anthropologie der Juden.“ In: *Medizinhistorisches Journal* 28. (1993) 2/3. 173-198.
- Lucke, Fritz. „Ein Nachwort zu Günter Grass.“ [Erstdruck: *Nordwest-Zeitung*, 17.9.1965.] In: *Günter Grass – Dokumente zur politischen Wirkung*. Herausgegeben von Heinz Ludwig Arnold und Franz Josef Görtz. Stuttgart, München, Hannover: Richard Booberg, 1971. 53-55.
- Ludewig, Anna-Dorothea. „Von Zola zu Kafka. Die Dreyfus-Affäre im Spiegel der deutschsprachigen Literatur.“ In: *J’Accuse ...! ... Ich klage an! Zur Affäre Dreyfus. Eine Dokumentation*. Herausgegeben von Elke-Vera Kotowski und Julius H. Schoeps. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg, 2005. 165-174.
- Mandelkow, Karl Robert. „Restauration oder Neuanfang? West-östliche Konfiguration der Goetherezeption im ersten Nachkriegsjahrzehnt.“ In: *Weimarer Klassik in der Ära Ulbricht*. Herausgegeben von Lothar Ehrlich und Gunther Mai. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2000. 135-149.

- „Manifest für den ‚Spiegel‘.“ [Gruppe 47, 1962] In: *Vaterland, Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat von 1945 bis heute*. Herausgegeben von Klaus Wagenbach, Winfried Stephan und Michael Krüger. Berlin: Wagenbach, 1979. 199.
- Mann, Golo. „Hiergeblieben. Der Staat sind wir. Günter Grass: Reden, Artikel und Manifeste zur Politik.“ [Erstdruck: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 18. Mai 1968] In: *Günter Grass – Dokumente zur politischen Wirkung*. Herausgegeben von Heinz Ludwig Arnold und Franz Josef Görtz. Stuttgart, München, Hannover: Richard Booberg, 1971. 117-120.
- Mann, Heinrich. *Vorwort zu einer Abhandlung über Zola*. In: Ders. *Essays und Publizistik. Kritische Gesamtausgabe*. Herausgegeben von Wolfgang Klein, Anne Flierl und Volker Riedel. Bd. 2. Oktober 1904 bis Oktober 1918. Hrsg. von Manfred Hahn. Bielefeld: Aisthesis, 2012. 147-148.
- Mann, Heinrich. *Zola*. In: Ders. *Essays und Publizistik. Kritische Gesamtausgabe*. Herausgegeben von Wolfgang Klein, Anne Flierl und Volker Riedel. Bd. 2. Oktober 1904 bis Oktober 1918. Hrsg. von Manfred Hahn. Bielefeld: Aisthesis, 2012. 148-209.
- Mann, Heinrich. *Geist und Tat*. In: Ders. *Essays*. Erster Band. Ausgewählte Werke in Einzelausgaben. Herausgegeben im Auftrag der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin von Pro. Dr. Alfred Kantorowicz, Bd. XI). Berlin: Aufbau-Verlag, 1954. 7-14.
- Mann, Thomas. *Betrachtungen eines Unpolitischen*. Herausgegeben und textkritisch durchgesehen von Hermann Kurzke. Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Bd. 13.1. Frankfurt am Main: S. Fischer, 2009.
- Mann, Thomas. „Goethe und Tolstoi.“ In: Ders. *Essays. Bd. 2. Für das neue Deutschland. 1919-1925*. Herausgegeben von Hermann Kurzke und Stephan Stachorski. Frankfurt am Main: S. Fischer. 1993, 45-84.
- Mann, Thomas, „Von deutscher Republik.“ In: Ders. *Essays. Bd. 2. Für das neue Deutschland. 1919-1925*. Herausgegeben von Hermann Kurzke und Stephan Stachorski. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1993. 126-166.
- Mann, Thomas, „Vorwort.“ In: Ders. *Essays. Bd. 2. Für das neue Deutschland. 1919-1925*. Herausgegeben von Hermann Kurzke und Stephan Stachorski. Frankfurt am Main: S. Fischer, 1993. 342-345.
- Mann, Thomas, „Offener Brief für Deutschland.“ In: *Thomas Mann, Frank Thieß und Walter von Molo, Ein Streitgespräch über die äußere und innere Emigration*. Dortmund: Druckschriften Vertriebsdienst, 1946. 3-5.
- Mann, Thomas „Rundfunkbotschaft an Deutschland.“ In: *Thomas Mann, Frank Thieß und Walter von Molo, Ein Streitgespräch über die äußere und innere Emigration*. Dortmund: Druckschriften Vertriebsdienst, 1946. 6-7.
- Mannoni, Olivier. *Günter Grass: L'Honneur d'un Homme*. Paris: Bayard. 2000.
- Marcuse, Ludwig. [Brief an Günter Grass vom 16. August 1961]. In: *Die Mauer oder der 13. August*. Hamburg: Rowohlt, 1962. 64-65.
- Marggraff, Hermann. *Deutschlands jüngste Literatur- und Culturepoche. Charakteristiken*. Leipzig: Engelmann, 1839.

- Mayer, Hans. *Erinnerungen an Willy Brandt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001.
- Mayer, Hans. „Von guten und schlechten Traditionen deutscher Sprache und Literatur.“ In: *Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker? 14 Antworten*. Herausgegeben von Gert Kalow. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1964. 7-15.
- Mayer-Ischwandy, Claudia. *Günter Grass*. (DTV Portrait). München: DTV, 2002.
- Meid, Volker. „Literatur des Barock.“ In: *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Hrsg. von Wolfgang Beutin, Klaus Ehlert, Wolfgang Emmerich, Christine Kanz, Bernd Lutz, Volker Meid, Michael Opitz, Carola Opitz-Wiemers, Ralf Schnell, Peter Stein und Inge Stephan. Siebte, erweiterte Auflage mit 545 Abbildungen. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2008. 101-147.
- Meier, Bettina. *Goethe in Trümmern. Zur Rezeption eines Klassikers in der Nachkriegszeit*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag, 1989.
- Meinecke, Friedrich. *Die Deutsche Katastrophe: Betrachtungen und Erinnerungen*. Wiesbaden: Brockhaus, 1949.
- Meisel-Hess, Grete. *Die Intellektuellen*. Berlin: Oesterheld. 1913.
- Merseburger, Peter. *Willy Brandt. 1913-1992*. München: DTV, 2004.
- Milosz, Czeslaw. *Verführtes Denken*. Mit einem Vorwort von Karl Jaspers. Köln, Berlin: Kiepenheuer&Witsch, 1954.
- Milosz, Czeslaw. *Bells in Winter*. New Jersey: Ecco Press, 1978.
- Mitscherlich, Alexander und Margarete Mitscherlich. *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*. München, Zürich: Piper, 2011.
- Mufti, Aamir R. „Auerbach in Istanbul: Edward Said, Secular Criticism, and the Question of Minority Cultures.“ In: *Critical Inquiry* 25 (1999) 1. 95-125.
- Münkel, Daniela. „Trommel für die SPD. Die Sozialdemokratische Wählerinitiative (SWI).“ In: *Günter Grass auf Tour für Willy Brandt. Die legendäre Wahlkampfreise 1969*. Herausgegeben von Kai Schlüter. Berlin: Ch. Links Verlag, 2011. 190-223.
- Musäus, Johann Karl August. *Volksmärchen der Deutschen*. Erster Teil. Berlin: Bruno Cassirer, 1922.
- Must, Heiner. „Vorwort.“ In: *Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker?* (Studium Generale der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg.) Heidelberg: Winter, 2004. 4
- Neuhaus, Volker. *Günter Grass. Schriftsteller – Künstler – Zeitgenosse. Eine Biographie*. Göttingen: Steidl, 2012.
- Nietzsche, Friedrich. *Götterdämmerung*. In: *Friedrich Nietzsche. Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Bd. 6. München: DTV, 1980, 55–162.
- Obama, Barack. „Remarks by President Obama at the Brandenburg Gate.“ [Berlin. 19. Juni 2013.] *The White House. Office of the Press Secretary*. Online eingesehen unter: <<https://obamawhitehouse.archives.gov/the-press-office/2013/06/19/remarks-president-obama-brandenburg-gate-berlin-germany>> am 2. Februar 2017.

- Office of Military Government, US. „Diese Schandtaten: Eure Schuld!“ *LEMO. Lebendiges Museum online*. Online eingesehen unter: <<https://www.hdg.de/lemo/bestand/objekt/plakat-schande-schuld.html>> am 2. Februar 2017.
- Ørngaard, Per. *Günter Grass. Ein deutscher Schriftsteller wird besichtigt*. München: DTV, 2007.
- Parks, Stuart. *Writers and Politics in Germany, 1945-2008*. Rochester, New York: Camden House, 2009.
- Parks, Stuart. *Writers and Politics in West-Germany*. London, Syney: Croom Helm, 1986.
- Parks, Stuart. „Aspekte der Potsdamer Konferenz in der öffentlichen Diskussion in Deutschland.“ In: *Potsdam 1945. Konzept, Taktik, Irrtum?* Herausgegeben von Heiner Timmermann. Berlin: Duncker & Humblot, 1997. 259-274.
- Práchenská, Monika. „Schriftsteller und ihre Republik: Bundesdeutsche Autoren und ihr gesellschaftliches Engagement in den 50er und 60er Jahren.“ In: *Acta Universitatis Carolinae – Studia Territorialia* 8 (2008) 14. 163-183.
- „Presse-Echo.“ In: *Der Monat* 22/23 (1950). 485-496.
- Rau, Johannes. „Schiller-Rede von Bundespräsident Johannes Rau.“ [Marbach. 10. November 2003.] *Bundespräsidialamt*. Online eingesehen unter: <http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Johannes-Rau/Reden/2003/11/20031110_Rede.html> am 2. Februar 2017.
- Reich-Ranicki, Marcel. „Auf gut Glück getrommelt.“ In: *Die Zeit* vom 1. Januar 1960. Online eingesehen unter: <<http://www.zeit.de/1960/01/auf-gut-glueck-getrommelt/komplettansicht>> am 2. Februar 2017.
- Reitzammer, Wolfgang. „Schriftsteller und Engagement. Zur literarischen Verarbeitung der Remilitarisierungs- und Atombewaffnungsdiskussion in der Bundesrepublik Deutschland der 50er Jahre.“ In: *Diskussion Deutsch* 96 (1987), 351-372.
- „Resolution vom 4. September.“ [Erstdruck: *Studentenkurier*, September 1957] In: *Vaterland, Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat von 1945 bis heute*. Herausgegeben von Klaus Wagenbach, Winfried Stephan und Michael Krüger. Berlin: Wagenbach, 1979. 144.
- Richter, Hans Werner. „Zur Bildung des ‚Grünwalder Kreises‘.“ In: *Vaterland, Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat von 1945 bis heute*. Herausgegeben von Klaus Wagenbach, Winfried Stephan und Michael Krüger. Berlin: Wagenbach, 1979. 134-135.
- Richter, Hans Werner. „Schweigen bedeutet Mitschuld.“ [Erstdruck: *Die Kultur*, April 1958] In: *Vaterland, Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat von 1945 bis heute*. Herausgegeben von Klaus Wagenbach, Winfried Stephan und Michael Krüger. Berlin: Wagenbach, 1979. 145-147.
- Richter, Hans Werner. „Vorwort.“ In: *Der Ruf. Unabhängige Blätter für die junge Generation. Eine Auswahl*. Herausgegeben von Hans A. Neunzig. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1976. 7-9.
- Richter, Hans Werner. „Wo sollen wir landen, wo treiben wir hin ...? Skizzen von einer Reise in die östliche Zone.“ In: *Der Ruf. Unabhängige Blätter für die junge Generation. Eine Auswahl*. Herausgegeben von Hans A. Neunzig. München: Nymphenburger Verlagshandlung, 1976. 29-46.

- Richter, Hans Werner, Hg. *Die Mauer oder der 13. August*. Hamburg: Rowohlt, 1962.
- Röpke, Wilhelm. *Die Deutsche Frage*. Erlenbach-Zürich: Rentsch, 1945.
- Rühmkorf, Peter. „Passionseinheit.“ In: *Die Alternative oder: Brauchen wir eine neue Regierung?* Herausgegeben von Martin Walser. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1961. 44-50.
- Rüther, Günther. *Die Unmächtigen. Schriftsteller und Intellektuelle seit 1945*. Göttingen: Wallstein. 2016.
- Rüther, Günther. *Literatur und Politik. Ein deutsches Verhängnis?* Göttingen: Wallstein, 2013.
- Sachse, Carola und Edgar Wolfrum. „Stürzende Denkmäler. Nationale Selbstbilder postdiktatorischer Gesellschaften in Europa – Einleitung.“ In: *Nationen und ihre Selbstbilder. Postdiktatorische Gesellschaften in Europa*. (Diktaturen und ihre Überwindung im 20. und 21. Jahrhundert). Herausgegeben von Carola Sachse, Edgar Wolfrum und Regina Fritz. Göttingen: Wallstein, 2008. 7-35.
- Said, Edward. *Representations of the Intellectual. The 1993 Reith Lectures*. New York: Pantheon Books. 1994.
- Said, Edward. *The World, the Text, the Critic*. Cambridge: Harvard University Press, 1983.
- Schavan, Annette. „PISA und die Folgen.“ In: *Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker?* (Studium Generale der Universität Heidelberg. Vorträge im Wintersemester 2002/2003.) Heidelberg: Winter. 2004. 21-33.
- Scherer, Wilhelm. *Geschichte der deutschen Literatur. Mit einem Anhang. Die deutsche Literatur von Goethes Tod bis in die Gegenwart*. Von Oskar Walzel. Berlin: Askanischer Verlag, 1917.
- Schlegel, Friedrich. *Fragmente. Erzieher zu deutscher Bildung*. Zweiter Band. Ausgewählt und hrsg. von Friedrich von der Leyen mit Porträt. Jena, Leipzig: Diederichs. 1904.
- Schlüter, Kai. „In einem VW-Bus von Wahlkreis zu Wahlkreis. Einleitung.“ In: *Günter Grass auf Tour für Willy Brandt. Die legendäre Wahlkampfreise 1969*. Herausgegeben von Kai Schlüter. Berlin: Ch. Links Verlag, 2011. 10-25.
- Schneider, Vera. *Wachposten und Grenzgänger. Deutschsprachige Autoren in Prag und die öffentliche Herstellung nationaler Identitäten*. Würzburg: Königshaus & Neumann, 2009.
- Schoeps, Julius H. „Vom Umgang miteinander. Der Intellektuelle und seine Gegner.“ In: *Die Kunst des Vernetzens. Festschrift für Wolfgang Hempel*. Herausgegeben von Botho Brachmann, Helmut Knüppel, Joachim-Felix Leonhard und Julius H. Schoeps. (Schriftenreihe des Wilhelm-Fraenger Instituts Potsdam. Bd. 9). Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg, 2006. 223-233.
- Scholz, Martin. „Das Interview mit Günter Grass, das es nie gab.“ *Die Welt* vom 23. April 2015. Online eingesehen unter: <<https://www.welt.de/kultur/article140005198/Das-Interview-mit-Guenter-Grass-das-es-nie-gab.html>> am 2. Februar 2017.
- Seitz, Norbert. *Die Kanzler und die Künste. Die Geschichte einer schwierigen Beziehung*. München: Siedler, 2005.
- Sontheimer, Kurt. „Intellectuals and Politics in Western Germany.“ In: *West European Politics 1* (1978). 30-41.
- Sozialdemokratischer Pressedienst. „Im Widerspruch zur Politik der SPD.“ [Bonn, 21. Juli 1965] In: *Günter Grass – Dokumente zur politischen Wirkung*. Herausgegeben von Heinz Ludwig

- Arnold und Franz Josef Görtz. (Edition Text + Kritik). Stuttgart, München, Hannover: Richard Booberg, 1971. 35.
- Steinhoff, Peter A. [Diskussionsbeitrag]. In: *Erster Deutscher Schriftstellerkongreß. 4.-8. Oktober 1947*. Herausgegeben von Ursula Reinhold, Dieter Schlenstedt und Horst Tanneberger. Berlin: Aufbau-Verlag, 1997. 161-164.
- Stolz, Dieter. *Günter Grass zur Einführung*. Hamburg: Junius. 1999.
- Strittmatter, Ewin. *Herrn Günter Graß*. [Dok. 11000/64, Bl. 112. Brief an Günter Grass vom 21. August 1961.] *Behörde des Beauftragten für die Stasi-Unterlagen*. Online eingesehen unter: <http://www.bstu.bund.de/DE/Wissen/DDRGeschichte/MfS-und-Mauer/Mauerbau/Dokumente/grass-bilder/brief_strittmatter_artikel.html> am 2. Februar 2017.
- Suttner, Hans. „Blechtrommler auf Tournee. Der leider mißlungene Versuch, Günter Grass politisch zu verstehen.“ [Erstdruck: *Echo der Zeit*, 25.7.1965] In: *Günter Grass – Dokumente zur politischen Wirkung*. Herausgegeben von Heinz Ludwig Arnold und Franz Josef Görtz. Stuttgart, München, Hannover: Richard Booberg, 1971. 36-40.
- Trommler, Frank. *Kulturmacht ohne Kompass. Deutsche auswärtige Kulturbeziehungen im 20. Jahrhundert*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2014.
- van Linthout, Ine. *Das Buch in der Nationalsozialistischen Propagandapolitik*. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur. Band 131.) Herausgegeben von Norbert Bachleitner, Christian Begemann, Walter Erhart und Gangolf Hübinger. Berlin, Boston: de Gruyter, 2012.
- von Ungern-Sternberg, Jürgen und Wolfgang von Ungern-Sternberg, Hg. *Der Aufruf ‚An die Kulturwelt!‘ Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg. Mit einer Dokumentation*. (Historische Mitteilungen. Beiheft. Bd. 18). Stuttgart: Franz Steiner, 1996.
- W., K. „Gegenoffensive des Geistes. Nachwort zum internationalen Kongreß für kulturelle Freiheit in Berlin.“ *Die Zeit* vom 6. Juli 1950. Online eingesehen unter: <<http://www.zeit.de/1950/27/gegenoffensive-des-geistes>> am 2. Februar 2017.
- Wei, Yuqing. „Zwiebel‘ und ‚Bernstein‘: Erinnerung und Gedächtnis in ‚Beim Häuten der Zwiebel‘ von Günter Grass.“ In: *Literaturstraße 9* (2008). 311-322.
- Weiss, Wolfgang. „The Debate about Shakespeare’s Character, Morals, and Religion in Nineteenth-Century Germany.” In: *Critical Survey* 21 (2009) 3, 87-102.
- Weissberg, Liliane. „Von der Einfachheit zu dichten und zu denken, und der Schwierigkeit, ein Volk zu sein.“ In: *Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker?* (Studium Generale der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg.) Heidelberg: Winter, 2004. 91-106.
- Weiss-Sussex, Godela. „Radical Feminist and Belligerent Journalist Grete Meisel-Hess (1879-1922).“ In: *Discovering Women’s History. German Speaking Journalists (1900-1950)*. (Women in German Literature. Vol. 15). Herausgegeben von Christa Spreizer. Oxford, Bern, Bruxelles, Frankfurt am Main, New York, Wien: Lang, 2014. 17-39.
- Wengeler, Martin. *Die Sprache der Aufrüstung. Zur Geschichte der Rüstungsdiskussion nach 1945*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 1992.

- Wenzke, Rüdiger und Irmgard Zündorf, „Ein Eiserner Vorhang ist niedergegangen‘ – Militärgeschichte im Kalten Krieg 1945-1968/70.“ In: *Die Zeit nach 1945. Armeen im Wandel* (Grundkurs deutsche Militärgeschichte, Bd. 3). München: R. Oldenburg, 2008. 1-149.
- Westerman, Frank. *Ingenieure der Seele. Schriftsteller unter Stalin. Eine Erkundungsreise*. Aus dem Niederländischen von Verena Kiefer und Gerd Busse. Berlin: Ch. Links Verlag, 2005.
- „Wold Prison Brief“ [Datenbank], *Institute for Criminal Policy Research*. Online eingesehen unter: <www.prisonstudies.org> am 2. Februar 2017.
- Wolting, Stephan. „Entschuldigungsbücher?: Aus Tätern werden Opfer? – Kulturelles Gedächtnis, Erinnerungs- und Schuld Diskurs in neueren Werken deutschsprachiger Literatur.“ In: *Literaturgeschichte. 18.-20. Jahrhundert. Germanistischer Brückenschlag im deutsch-polnischen Dialog*. 2. Kongress der Breslauer Germanistik. Hrsg. von Bernd Balzer und Marek Halub. Wrocław, Dresden: Oficyna Wydawnicza ATUT und Neißer Verlag, 2006. 273-284.
- Zimmermann, Harro. „Paradoxien über den deutschen Kleinbürger. Zur Rezeption der ‚Blechtrommel‘ von Günter Grass.“ In: *Flandzju* 4 (2012) 2. 191-207.
- Zimmermann, Harro: *Günter Grass unter den Deutschen*. Göttingen: Steidl. 2006.
- Zola, Émile. „J'accuse“ [Deutsche Übersetzung]. In: *Emile Zola. Die Dreyfus-Affäre. Artikel. Interviews. Briefe*. Herausgegeben von Alain Page und Karl Ziegler. Innsbruck: Haymon, 1998. 102-113.
- „Zu diesem Buch.“ In: *Die Alternative oder: Brauchen wir eine neue Regierung?* Herausgegeben von Martin Walser. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1961. U 2.